Dr. A. Leinz

Apologetische Vorträge

396

Class K
Section 2
Book No.
Accession No.

Apologetische Vorträge.

The Catholic
Theological Union
LIBRARY
Chicago, Ill.

Class K
Section 2
Book No.
Accession No.

Apologetische Vorträge.

WITHDRAWN
The Catholic Theological Union LIBRARY Chicago, Ill.

Von

Dr Anton Leinz
Divisionspfarrer.

Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg.

EX LIBRIS PROVINCIAE
PRO STUDIO THEOL.
S.S. CORDIS JESU.

210
L 531 a

Freiburg im Breisgau.
Herdersche Verlagshandlung.
1906.
Zweigniederlassungen in Wien, Straßburg, München und St Louis, Mo.

Imprimatur.

Friburgi Brisgoviae, die 17 Iulii 1906.

‡ **Thomas**, Archiepps.

Alle Rechte vorbehalten.

C. A. Wagners Universitäts-Buchdruckerei in Freiburg i. B

Vorwort.

Was hier geboten wird, man beachte wohl, ist keine Apologetik, sondern sind nur Vorträge über einige Fragen aus diesem Gebiete. Gewählt wurden diese gerade, weil sie dem Zweck des Unternehmens, dem die Vorträge dienen sollten, Bildung eines Laienapostolats, am besten zu entsprechen schienen. Daher mußte auch bei der formellen Gestaltung derselben eben hierauf Rücksicht genommen werden.

Besonderem Wunsche gemäß sind einige Militaria beigefügt worden.

Diese Vorträge werden veröffentlicht, weil sie vielleicht manchem unserer vielbeschäftigten Herren Konfratres, in seiner Vereinstätigkeit zumal, von Nutzen sein dürften.

Freiburg, 13. Juni 1906.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichnis.

		Seite
I.	Ist das Glauben eine Schande?	1
II.	Ist die Religion nur Gefühlssache?	13
III.	Woher das Leben in der Welt?	24
IV.	Wie groß ist das Weltall?	32
V.	Kann die Menschheit von einem Paare abstammen?	42
VI.	Wie alt ist die Menschheit?	51
VII.	Kann der Mensch vom Affen abstammen?	63
VIII.	Haben wir eine Seele?	72
IX.	Menschenseele und Tierseele	82
X.	War ein Erlöser erfordert?	93
XI.	War ein Erlöser erwartet?	104
XII.	Hat es einen Jesus von Nazareth gegeben?	112
XIII.	Wer ist Jesus von Nazareth gewesen?	122
XIV.	Christus und Buddha	131
XV.	Was ist von der Bibel zu halten?	142
XVI.	Sind Wunder möglich?	155
XVII.	Wo ist Petrus gestorben?	167
XVIII.	Papsttum und Kaisertum	179
XIX.	Die Dienstzeit	189
XX.	Eidesbelehrung	197
XXI.	1. Eidespredigt	205
XXII.	2. Eidespredigt	209
XXIII.	3. Eidespredigt	214
XXIV.	1. Kaiserpredigt	218
XXV.	2. Kaiserpredigt	224
XXVI.	3. Kaiserpredigt	229

I.

Ist das Glauben eine Schande?

Meine Herren! Während unser Herr und Heiland bekanntlich erklärt: „Wer nicht glaubt, wird verdammt werden — ist schon gerichtet", und dementsprechend auch sein Apostel, der hl. Paulus, findet, „daß es ohne Glauben unmöglich sei, Gott zu gefallen und zu ihm zu kommen", und eben darum wir gewöhnlichen Christenmenschen den Glauben als etwas sehr Wichtiges und Wertvolles betrachten und uns glücklich schätzen, solchen zu haben, ist es die Welt, zumal die heutige aufgeklärte Welt, deren Sprache hierüber ganz anders lautet und klingt.

Glauben, sagt sie, für wahr halten, was andere, die Kirche namentlich und die Geistlichen, einem vormachen, das ist eines denkenden Menschen unwürdig, eine Schande für ihn! Wer selber zu denken gelernt hat, der glaubt nicht, sondern weiß nur, d. h. er hält nur für wahr, was er selber gesehen oder gehört oder gespürt oder durch eigenes Überlegen gefunden hat. Alles andere, das sog. Übernatürliche zumal und Wunderbare, das existiert für ihn einfach nicht.

Wie selbstbewußt das klingt, nicht wahr, wie stolz und kühn sich das anhört! Und doch! In Wirklichkeit, wie verhält es sich damit? Diese Phrasen, wie sehen sie beim rechten Licht betrachtet aus?

1. Das natürliche Glauben.

Damit wir doch auch wissen, mit wem wir eigentlich die Ehre haben, fragen wir einmal unsern Mann, der nichts glaubt, sondern nur weiß: Wie heißest du denn? Welches ist dein werter Name? Maier, heiß' ich. Samuel Maier! Sehr schön! Aber wie und woher weißt du denn das, daß du nicht Müller, sondern Maier heißest? Etwa selber das gesehen oder gespürt oder sonstwie gefunden? Nein! Man hat es mir eben gesagt. Und du hast es geglaubt? Und hast dich dessen nicht geschämt?

Kannst du lesen und schreiben? Was für eine Frage? Ein gebildeter Mann wie ich und nicht lesen und schreiben können! Gut! Aber woher weißt du denn nun, daß dieses Zeichen ein A, jenes ein B oder ein Z ist? Selbst entdeckt? Nein! Man hat es mir eben gesagt. Und du hast es geglaubt und dich nicht geschämt?

Weißt du, daß es einen Alexander, einen Cäsar oder Napoleon gegeben hat? Ei gewiß! Wie sollt' ich das nicht wissen! Natürlich! Aber woher denn? Sie persönlich gekannt, diese Männer? Selber sie gesehen und gesprochen? Unsinn! Gelesen hab' ich's in den Büchern. Und du hast es geglaubt und dich nicht geschämt?

Warum bist du gestern abend nicht im „Schwarzen Bären", sondern im „Roten Löwen" gewesen? Sehr einfach! Man hatte mir eben gesagt, das Bier sei da besser. Und du hast es geglaubt und dich dessen nicht geschämt?

Wie nun aber in diesen Dingen, so sind wir, weil nicht allgegenwärtig und nicht allwissend, in tausend andern noch auf das angewiesen, was man uns sagt, und zwar dergestalt, daß wir ohne dieses tagtägliche, fortgesetzte Glauben

ja gar nicht existieren und auskommen könnten, von Erziehung z. B. und Unterricht, Handel und Wandel, häuslichem oder gesellschaftlichem Verkehr u. dgl. gar keine Rede sein könnte. Nein! „Ohne Glauben", hat darum der große Gelehrte Hugo Grotius vor dreihundert Jahren schon gesagt, „fällt die Geschichte, fällt die Natur und Heilkunde, fällt sogar der Verkehr zwischen Eltern und Kindern." Ja!

„Was bliebe auch von all unserer Wissenschaft", ruft der berühmte Naturforscher Fechner einmal aus, „wenn der Glaube an die Glaubwürdigkeit der Aussagen anderer wegfiele? Daher soll auch der Mann der Wissenschaft den Glauben nicht so sehr verachten, denn an all seinem Wissen hat etwas Glauben Anteil. Entziehe ihm diesen, und die Wissenschaft zerfällt." [1]

Kann nun aber, wie wir hiermit klar erkannt, das Glauben oder Fürwahrhalten, was andere sagen, als solches und an und für sich für keinen Menschen, auch für den gescheitesten und gelehrtesten nicht, eine Schande sein; ja warum sollte es dann eine solche sein, wenn dieser andere, dem wir glauben, nicht ein des Irrtums und der Lüge fähiger Mensch, sondern der unfehlbare, ewig wahre Gott ist?

Menschen zu glauben, die doch, wie jeder weiß, sich und andere täuschen können, sollte keine Schande sein; aber Gott zu glauben, der weder sich, noch uns zu täuschen vermag, sollte Schande sein?!

Aber gibt es denn nicht auch eine Sorte von Glauben, eine Art von Fürwahrhalten, deren ein ernster, vernünftiger Mensch sich wirklich schämen muß? Gewiß! Ohne Zweifel! Jemand zu glauben, z. B. den man überhaupt nicht, oder

[1] Beide Zitate bei Hettinger, Apologie d. Christent. II, Freiburg 1867, § 9.

gar als Lügner kennt; oder etwas für wahr zu halten, ehe man nur daran gedacht hat, ob es auch möglich sei u. dgl., mit einem Worte: Das leichtfertige, voreilige, grund- und gedankenlose Glauben ist es, dessen der vernünftige Mensch sich zu schämen braucht.

Aber solch ein Glauben nun eben, sagt man, ist das Glauben an ein höheres unsichtbares Wesen; das Glauben an einen Gott und was er gelehrt haben soll; das religiöse Glauben.

Ist das wirklich so der Fall? Sehen wir einmal zu!

2. Das religiöse Glauben.

a) Du willst einen Spazier- oder Geschäftsgang machen und stehst gerade im Begriffe auszugehen; da wirfst du zuvor noch einen kurzen, flüchtigen Blick durchs Fenster hinaus auf die Straße und siehst, daß da alle den Schirm offen haben. Sofort und ohne daß du den Regen selbst gesehen oder gehört oder gespürt hast, glaubst du an sein Dasein und nimmst auch deinen Schirm zur Hand. Brauchst du dich dieses Glaubens zu schämen? Nein! Und warum nicht? Ei! Was so viele vernünftige Menschen gleichmäßig tun, das, so denkst und schließest du mit Recht ganz unbewußt und unwillkürlich, kann doch nicht ohne guten Grund sein; das muß doch durch etwas wirklich Vorhandenes veranlaßt und verursacht sein. Und eben darum, weil du für deinen Glauben einen guten Grund hast, ist derselbe vernünftig und brauchst du dich seiner nicht zu schämen. Mögen wir nun aber schauen und blicken, wohin wir wollen, ob durch alle Jahrhunderte und Jahrtausende zurück bis zu den Anfängen der Menschheit oder hinaus in die weitesten, wildesten Länder, gleichviel! Immer und überall sehen wir solche, und zwar nicht vereinzelt, sondern ganze Völker und Nationen, ja die ge-

samte Menschheit als solche an ein höheres Wesen, an einen Gott glauben und ihn verehren. Und zwar dergestalt, daß man bei einer Durchwanderung des Erdkreises, wie vor mehr als zweitausend Jahren schon der griechische Geschichtschreiber Plutarch gesagt hat, zwar Städte ohne Mauern, ohne Schriften und Könige, aber keine einzige ohne Gottheit, Opfer und Gebet, d. i. ohne Glauben und Religion finden kann.

Wenn wir nun auch hier, gerade wie beim Regen, ganz unwillkürlich schließen: was so viele vernünftige Menschen allerzeit und allerorts gleichmäßig getan haben und noch tun, das kann doch unmöglich grundlos sein, sondern muß eben auch durch etwas wirklich Vorhandenes veranlaßt sein, d. h. also: es muß einen Gott geben, der die Menschen zu diesem Glauben gebracht hat, ja warum sollte dann dieser Schluß eines denkenden Menschen weniger würdig sein als jener, den wir doch, ohne uns schämen zu müssen, von den offenen Schirmen auf das Dasein des Regens haben ziehen dürfen?

b) Kommt jemand von einer Weltausstellung heim und weiß dann nicht genug zu erzählen und zu rühmen, was für staunenswerte Fortschritte Kunst und Industrie wieder gemacht hätten, ja braucht sich der seines Glaubens, daß es Menschen gewesen seien, die all die vielen schönen Sachen angefertigt, etwa zu schämen?

Im Gegenteil! Schämen müßte er sich, wenn er das nicht wüßte, sondern meinte, diese herrlichen Gemälde und komplizierten Maschinen und kostbaren Möbel u. dgl. seien alle von selber entstanden, oder fix und fertig aus den Wolken, vom Himmel gefallen.

Was wir nun aber beständig über uns und um uns sehen, all die großartigen Gestirne am Himmelszelt, all die herrlichen Pflanzen und nützlichen Tiere in Haus und Hof

und Wald und Feld, ja was ist das alles anderes als eine einzig große permanente Weltausstellung?

Ist es nun aber keine Schande, an das Dasein von Malern und Maschinenbauern und dergleichen Leuten zu glauben, eben weil es Dinge gibt, die ohne solche nie und nimmer entstanden wären, ja warum sollte es dann eine Schande sein, an das Dasein eines allmächtigen und allweisen Schöpfers zu glauben, weil es ebenfalls, und zwar unzählbar viele Dinge gibt, die ohne einen solchen nie und nimmer existieren würden?

c) Sie lesen doch manchmal die Kammerberichte, die Land- und Reichstagsverhandlungen? Gewiß! Welche Mühe es doch kostet, nicht wahr, bis so ein Gesetzchen beraten und besprochen, fertiggestellt und angenommen ist! Wer also meinte, unser Straf- oder Bürgerliches Gesetzbuch seien von selber entstanden oder aus dem Boden herausgewachsen, der würde doch seiner Urteilskraft und Denkfähigkeit ein entsetzlich schlechtes Zeugnis ausstellen, sich einfach lächerlich machen!

Nun ist aber doch, wie jeder weiß, die ganze uns umgebende Natur von nichts anderem erfüllt und beherrscht als von einer Ordnung und Harmonie, einer Zweck- und Gesetzmäßigkeit, so schön, so weise und so vollkommen, daß wir uns gar nie genug darüber verwundern können. Ich erinnere nur an den herrlichen Wechsel der Jahreszeiten; oder nur daran, wie ein Reich der Natur dem andern, das niedere dem höheren, alle zusammen dem Menschen dienen; erinnere nur an die wunderbaren Gesetze des Lichtes und Schalles, der Elektrizität und des Magnetismus und wie sie alle heißen die staunenswert weisen Gesetze, die das Weltall in so schöner Ordnung, so tadellosem Gang und Stand erhalten!

Wenn es nun aber nicht Schande ist, an die Existenz einer gesetzgebenden Behörde im Reiche zu glauben, eben weil es Gesetze gibt, die ohne eine solche ganz unmöglich, rein undenkbar wären, ja wie und warum sollte es dann Schande sein, an das Dasein eines außerweltlichen Gesetzgebers, eines allweisen Gottes zu glauben, weil es eben auch in der Welt eine Menge von Gesetzen gibt, die ohne einen solchen rein unmöglich, ganz undenkbar wären?

d) Der Ostgotenkönig Theoderich hatte im Jahre 526 n. Chr. zwei der edelsten und besten Männer seines Reiches, Boëthius und Symmachus, ermorden lassen. Als dann bald nachher bei einem Abendessen ein Fisch mit ungewöhnlich großem Kopfe aufgetragen wurde, sprang Theoderich plötzlich voll Entsetzen auf und schrie: „Das ist Symmachus! Er verlangt nach mir, will mich zerfleischen!“ Und am ganzen Leibe zitternd vor Schrecken stürzte er zum Saale hinaus, warf sich auf sein Bett und war nach drei Tagen eine Leiche.

Dieser König, wen hatte der zu fürchten auf Erden? Niemand, gar niemand! Woher also diese entsetzliche Angst, dieser tödliche Schrecken? Wenn nicht von jener furchtbaren Macht in ihm, jener unheimlichen Gewalt des Gewissens, das ihm Tag und Nacht sein Verbrechen vorhielt, mit der Rache und Strafe eines andern, Höheren ihm drohte! Keiner nun aber, das ist doch sicher und gewiß und versteht sich ganz von selbst, hat diesen oft so lästigen Dränger und entsetzlichen Plaggeist sich selber in die Brust gelegt, keiner sich sein Gewissen selber auf den Hals geladen! Und doch ist es da, doch existiert es und wirkt es in uns! Folglich muß einer sein, der es geschaffen, in uns hineingelegt hat; muß es einen allheiligen und gerechten Gott geben, der von uns allen, auch den Höchstgestellten, den Königen und Kaisern

sogar Rechenschaft darüber verlangt, wie wir gelebt, ihm gedient oder nicht gedient haben.

Und solch eines Schlusses, wie er zwingender sich nicht denken ließe, solch eines Glaubens an ein allheiliges und gerechtes Wesen über uns, wie er begründeter gar nicht gedacht werden könnte, dessen sollte ich mich zu schämen brauchen?

Ebenso vernünftig nun aber als das alltägliche natürliche Glauben, ebenso wohlbegründet als das allgemein religiöse ist endlich auch unser besonderes, unser römisch-katholisches Glauben.

3. Das katholische Glauben.

a) Wenn in den langen Winterabenden die Familie behaglich um den warmen Ofen sich schart und der Vater oder Großvater wieder vom letzten Krieg erzählt, was sie da alles mitzumachen und auszustehen hatten, ist dann unter seinen begierig lauschenden Zuhörern auch nur ein einziger, der ihm nicht glaubte? Nein! Und klänge, was sie erzählen, noch so schauerlich, noch so entsetzlich, gleichviel! An der vollen Wahrheit ihrer Worte würde kein einziger zweifeln! Und warum nicht? Ei, weil sie alle wissen, daß die Erzähler damals nicht bloß schon am Leben, sondern wirklich auch dabei gewesen sind, also recht wohl wissen können, was sie erzählen, und es überhaupt nicht ihre Art und Gewohnheit ist, aufzuschneiden und sie anzulügen, sondern als ernste Männer bei der Wahrheit zu bleiben. Daher ist denn auch das Glauben der Familie an ihre Worte ein durchaus begründetes und eben darum ein Glauben, dessen sie sich nicht im mindesten zu schämen brauchen.

Unser Glauben nun aber, das so verächtlich behandelte, vielgeschmähte katholische Glauben, was ist und heißt das

anderes als für wahr halten, was unsere Kirche uns von Jesus von Nazareth erzählt, wer er gewesen sei und was alles er getan und gelehrt habe. Verdient sie nun dafür Glauben? Kann sie wissen, was sie erzählt? Ohne Zweifel! Ist sie ja doch, in ihren Begründern wenigstens, mit und bei dem gewesen, von dem sie berichtet! Sind es ihre Begründer, die Apostel, die, wie einer von ihnen, Johannes nämlich, im ersten Kapitel seines ersten Briefes tut, samt und sonders von sich erklären und uns versichern können, daß sie absolut nichts anderes, sondern das nur berichten, was sie mit eigenen Augen gesehen, ihren Ohren gehört, ja mit ihren Händen gegriffen haben!

Und gibt es ja doch auch, wie sogar ein protestantischer Geschichtschreiber namens Macaulay im Jahre 1840 in einer englischen Zeitschrift es anerkannt und ausgesprochen hat, in ganz Europa keine Einrichtung, die so weit ins Altertum hinaufreichte als die katholische Kirche. Ja! Die ältesten und stolzesten Königsgeschlechter, sagt er, sind im Vergleich mit ihr nur wie von gestern! Was aber dieser Protestant im vorigen Jahrhundert hiermit anerkannt hat, das unvergleichlich hohe, einzig dastehende Alter unserer Kirche nämlich, das hat ein anderer Gelehrter, Tertullian mit Namen, vor siebzehnhundert Jahren schon hervorgehoben.

Was Christus gelehrt hat, so hielt er den Irrlehrern seiner Zeit entgegen, wie könnt ihr das besser wissen als die katholische Kirche, ihr, die ihr erst von gestern seid, während sie von Christus an besteht?[1]

Reicht aber unsere Kirche ganz zweifellos bis hinauf in die Zeit und Tage Christi und kann sie somit aufs allerbeste

[1] De praescr. c. 37.

wissen, was er gelehrt und angeordnet hat, ja warum sollte dann sie, die doch in der Öffentlichkeit steht und vor aller Welt lehrt, dafür weniger Glauben verdienen als ein Vater oder Großvater, die ihren Familien am Ofen erzählen, was sie erlebt haben?

b) Unter den Vorwürfen, die man so gewöhnlich unserer Kirche macht, darf bekanntlich auch der nie fehlen, daß sie eine unerträgliche Glaubenstyrannei ausübe. Während man in andern Kirchen glauben könne, was man wolle, so dulde sie das absolut nicht, sondern solle und dürfe man in ihr nur glauben, was sie für wahr hält und lehrt.

Allerdings! Und was das Schlimmste an der Sache ist, diese Tyrannei ist nicht erst von heute oder gestern, sondern besteht schon seit neunzehnhundert Jahren so! Hat doch vor mehr als sechzehnhundert Jahren schon ein Bischof von Lyon, der hl. Irenäus nämlich, sich deren sogar gerühmt, indem er schrieb: „Obwohl über die ganze Erde hin zerstreut, bewahrt die katholische Kirche doch den Glauben mit solcher Sorgfalt, als bewohnte sie nur ein Haus; glaubt sie, als hätte sie nur ein Herz und eine Seele; predigt sie ihn so übereinstimmend, als hätte sie nur einen Mund."[1]

Diese einzig dastehende, Freund und Feind bekannte Lehreinheit der katholischen Kirche nun aber, ist nicht sie gerade der allerbeste und deutlichste Beweis dafür, daß sie eben nichts anderes sucht und will als die Wahrheit zu lehren, und sie eben darum auch das größte Vertrauen, vollsten Glauben verdient? Oder? Wer erweist sich denn als wahrheitsliebender und glaubwürdiger, wer heute so und morgen anders, hier dieses und dort jenes lehrt, oder nicht vielmehr

[1] Adv. haer. 1, 10, n. 2.

der, der wie unsere Kirche zu allen Zeiten und an allen Orten dasselbe gelehrt hat und noch lehrt?

c) Soll ein Aktienverein ins Leben gerufen oder ein Gesang- oder Turn- oder sonst ein Verein gegründet werden, was ist dann das allererste, das getan wird, zu geschehen pflegt? Wird nicht sofort ein Vorstand gewählt, damit doch jemand da sei, der die Sache in die Hand und sich ihrer annimmt? Werden nicht alsbald auch Statuten aufgestellt, damit man weiß, was denn eigentlich unternommen und wie die Geschichte gehandhabt werden soll? Wollte nun Christus, um das Werk der Erlösung, das er begonnen, weiterzuführen bis ans Ende der Welt, einen Verein gründen, eine Kirche stiften, ja was anderes mußte dann eben auch er vor allem und in erster Linie tun, als einen Vorstand ernennen und Statuten aufstellen? Wo nun aber dieser von ihm ernannte Vorstand zu finden sei, und welche der christlichen Religionsgemeinschaften die von ihm gegebenen Statuten besitze, braucht man da ein besonderer Gottesgelehrter zu sein, um das zu entdecken? Kann nicht im Gegenteil jedes Kind auf den ersten Blick schon erkennen, daß nur die katholische Kirche das Oberhaupt und die Verfassung besitzt, die Christus seiner Kirche gegeben mit den zu Petrus gesprochenen Worten: „Weide meine Schafe, weide meine Lämmer?“

Wenn also der Katholik seiner Kirche glaubt, dann weiß er warum. Er weiß, sie kann ihn über Christus belehren, weil sie hinaufreicht bis zu ihm. Er weiß, sie will nichts als die eine unveränderliche Wahrheit lehren, sonst würde sie nicht mit solcher Zähigkeit immer am gleichen festhalten. Er weiß, nur sie hat jenen Vorstand und jene Verfassung, die Christus seiner Kirche gegeben. Weit entfernt darum, jener Köhlerglaube, d. i. jener grund- und gedankenlose Glaube zu

sein, als der der katholische Glaube gewöhnlich verschrien wird, ist er im Gegenteil von allen der vernünftigste und begründetste, eben weil er auf Gründe und Tatsachen sich stützt, die kein einziger anderer besitzt und aufweisen kann. Daher braucht sich denn auch der Katholik seines Glaubens ebensowenig zu schämen als ein Kind, das seinem ernsten Vater, oder ein Schüler, der seinem gewissenhaften Lehrer, oder ein Mann, der in dienstlichen Angelegenheiten einem Beamten glaubt, dessen amtliche Zuverlässigkeit ihm durch sichere Beweise über jeden Zweifel erhaben gestellt ist.

* * *

Wenn nun aber — wie wir gesehen — das Glauben überhaupt, das Fürwahrhalten, was andere sagen, uns so natürlich und notwendig ist wie das Atmen, das Essen und Trinken und wir ohne dasselbe gar kein menschenwürdiges Dasein zu führen, gar nicht auszukommen vermöchten im Leben, und wenn das religiöse, insbesondere katholische Glauben durch eine ganze Menge der offenkundigsten, unzweifelhaftesten Tatsachen begründet und gestützt ist, ja warum sollte es dann eine Schande sein, was doch offenbar wahr ist, auch für wahr zu halten, zu glauben?

Und kann dies um so weniger Schande sein, als ja, wie die tägliche Erfahrung zeigt, der Glaube allein es ist, der aufrecht hält in den Kämpfen und Mühseligkeiten dieses Lebens; der Glaube allein es ist, der Schutz zu gewähren vermag gegen die Versuchungen zum Bösen und zu jeglichem Guten begeistert und anregt. Ja! „Die Zeiten", so hat ein Mann wie Goethe selbst es anerkannt und ausgesprochen', „die Zeiten, in denen der Glaube aus den Herzen der Menschen geschwunden war, sind dürr und unfruchtbar; denn der Unglaube ist das Eigentum schwacher,

kleingesinnter, auf sich beschränkter Menschen. Jene Zeiten dagegen, in denen der Glaube blühte, sind groß und fruchtbar gewesen.“ [1]

Und der berühmte französische Staatsmann Thiers hat einmal erklärt: „Wenn ich die Wahrheit des Glaubens in meinen Händen hätte, so würde ich sie ausgießen über mein Land; denn eine gläubige Nation ist mir tausendmal lieber als eine ungläubige, weil die gläubige mehr Begeisterung hat, wenn es sich um Geisteswerke handelt, und mehr Heldenmut besitzt, wenn es gilt, die Größe der Nation zu verteidigen.“ [2]

Warum also, so frage ich zum Schlusse, einer Sache, die uns Menschen so natürlich und notwendig, dabei so wohlbegründet und vernünftig, nützlich und segensreich ist wie das Gauben, wie unser heiliger katholischer Glaube zumal, warum solch einer Sache, solch eines hohen Gutes sich schämen müssen?

II.

Ist die Religion nur Gefühlssache?

Meine Herren! Beten und beichten, den Kirchen und Andachten nachlaufen, Prozessionen und Wallfahrten mitmachen u. dgl. mit einem Worte: den Frommen spielen oder Religion haben und praktizieren, das, so kann man heutzutage namentlich je länger je häufiger hören, ist wohl ein Geschäft für Weiber und Kinder, aber nicht Sache des Mannes, zumal nicht des modernen, aufgeklärten, denkenden Mannes. Und warum nicht? Ei, weil das alles eben nichts als Gemüts- und Gefühlssache ist und lediglich dazu dient, die rührseligen

[1] Zur Farbenlehre II 163.
[2] Hettinger, Apologie d. Christent. I⁴, Freiburg 1871, 6.

Herzen zu beruhigen und zu befriedigen. Wer also, wie der Mann, der gebildete zumal und fortgeschrittene Mann, von solchen Gemütsstimmungen und Gefühlsduseleien nicht geplagt, sondern über sie hinaus und erhaben oder überhaupt sehr wenig oder gar nicht dafür veranlagt ist, also auch kein Bedürfnis und Verlangen nach derlei Beruhigungsmitteln, wie die religiösen Übungen es sind, verspürt, ja wie, warum und wozu sollte der denn Religion haben und betätigen? Ist das nun wirklich so der Fall? Beruht das, was man Religion nennt, tatsächlich nur auf den Stimmungen des Herzens, den Bedürfnissen des Gemütes und Gefühles?

1.

Wenn, wie doch allbekannt, die Eltern von ihren Kindern, die Herrschaften von ihren Dienstboten und die Wohltäter von den Bettlern, die sie unterstützen, Achtung, Gehorsam und Dankbarkeit erwarten, erwarten sie dies dann nur von den Mädchen und nicht auch von den Knaben, nur von den weiblichen und nicht auch von den männlichen Bettlern und Dienstboten? Braucht nur das gefühlvolle Kind seine Eltern zu ehren, nur der gemütvolle Johann seinem Herrn zu gehorchen, nur der Bettler von Herz seinem Wohltäter zu danken?

Hat nun, so frage ich, Gott der Herr nur die Weiber und Kinder erschaffen und nicht auch die Männer? Muß er nur jene am Leben erhalten und nicht auch diese? Nur jenen ihr tägliches Brot geben und nicht auch diesen?

Wenn nun aber nicht bloß die Weiber und Kinder, sondern auch die Männer vor Gott und ihm gegenüber nichts anderes sind als Geschöpfe und Bettler. ja warum sollten dann nicht auch sie verpflichtet sein, dieses einzusehen und

anzuerkennen und dementsprechend zu handeln, d. h. ihrem Schöpfer und Vater und Wohltäter die Ehre und Achtung, den Gehorsam und Dank zu erweisen, den jedes Kind seinem Vater, jeder Diener seinem Herrn und jeder Bettler seinem Wohltäter schuldet und erweisen muß?

Da nun aber Religion haben und üben gar nichts anderes ist und heißt als eben dieses, so ist klar, daß sie mit Gemüts- und Gefühlsduselei absolut nichts zu tun, sondern vor allem und in erster Linie im Verstand und Willen ihren Sitz hat. Oder hat denn der Heiland vielleicht gesagt: Wer seufzt, lacht oder weint, wird selig? Oder nicht vielmehr: Wer glaubt und die Gebote hält, d. h. seinen Verstand und Willen unterwirft unter Gott und eben damit ihm die Ehre, den Gehorsam und Dank erweist, der ihm gebührt und den er ihm schuldet?

Je mehr also die Männer ihres größeren Verstandes und stärkeren Willens sich rühmen, desto mehr beweisen sie, daß sie es gerade sind, die an erster Stelle, vor den Weibern und Kindern und mehr als diese Religion besitzen und betätigen müssen!

Wie es daher denn auch in der Tat, solange die Welt steht, noch kein Volk ohne Religion gegeben, so hat es noch viel weniger eines gegeben, in welchem nur die Weiber und Kinder solche gehabt hätten, die Männer aber samt und sonders religionslos gewesen wären. Im Gegenteil! Soweit die Geschichte der Menschheit reicht, bestätigt sie, daß jederzeit und allerorts die Männer gerade die ersten und besten Pfleger der Religion gewesen sind! Oder? Die Stifter der verschiedenen Religionen und die Diener der Religion, die Priester und Glaubensboten u. dgl., aus wessen Reihen sind denn die zu allen Zeiten hervorgegangen? Aus den

Reihen der Weiber und Kinder oder nicht vielmehr aus denen der Männer?

Einwand: a) Nun ja, so höre ich einen mir entgegnen, bei den gebildeten Völkern, bei denen eben das Gemütsleben mehr entwickelt und gepflegt wird, mag das wohl zutreffen, aber ist denn nicht ebenso wahr, daß man in Afrika, Australien, auf den Südseeinseln namentlich ganze Stämme von Wilden angetroffen hat, bei denen die Reisenden keine Spur von Religion zu entdecken vermochten? Mag sein! Aber das beweist noch lange nicht, daß jene Leute auch wirklich keine Religion gehabt haben. Und warum nicht?

Im Sommer des Jahres 1893 ist ein Missionär aus Afrika mit einem Negerknaben von Kamerun, namens Andreas Toco von Bakoko, bei mir zu Besuch und Tische gewesen. Während des Essens fragte ich, was denn das Mal, es war wie der Abdruck einer Fingerspitze, zu bedeuten habe, das der schwarze Prinz auf seiner Stirne trug. Der Missionär vermutete dieses und jenes. Als er dann aber auf einige Augenblicke sich entfernt hatte, sagte der kleine Andreas: Der Herr Pater weiß das nicht. Dieses Mal wird bei uns den Kindern von ihren heidnischen Eltern aufgedrückt, um sie damit unter den Schutz der guten Geister zu stellen.

Wenn nun ein Missionär sogar, der doch jahrelang unter jenen Wilden weilte, ihre Sprache verstand und ihr Vertrauen besaß, von der religiösen Bedeutung dieses Zeichens nichts wußte, ja wie dürfen dann Forschungs- oder Handlungsreisende sich einbilden, in ein paar Wochen oder Tagen schon über die religiösen Begriffe und Vorstellungen solcher Leute ein Urteil fällen zu können?

Ist ja doch zu gut nur und längst schon bekannt, daß gerade diese wilden Völker und Stämme aus einer gewissen

Furcht und Scheu die Lehren und Gebräuche ihrer Religion aufs allerpeinlichste zu verbergen und geheim zu halten pflegen! Gewiß!

b) Aber ist dann nicht, so wendet man mir ein, gerade diese Angst, diese Furcht und Scheu der Wilden ein Beweis dafür, wie sehr jene im Rechte sind, die da behaupten, die Religion sei eben überhaupt nichts anderes als ein Produkt der Angst, der Angst nämlich vor Blitz und Donner und den sonstigen das Gemüt erschütternden Erscheinungen der Natur? Wie ja vor bald 2000 Jahren schon auch ein römischer Dichter mit Namen Lucrez[1] dies ausgesprochen in den Worten: Primos in orbe deos fecit timor, ardua coelo fulmina cum caderent. Die ersten Götter, d. i. den Gedanken also an einen Gott, hat die Furcht hervorgebracht, als glühende Blitze vom Himmel fielen.

Aber, so frage ich, habt ihr je schon gehört, daß ein Blindgeborner durch den Schrecken, den ein Donnerschlag ihm eingejagt, Lust und Liebe zum Malen bekommen hat und ein Künstler im Farbenauftragen geworden ist? Oder je schon gehört, daß ein Taubgeborner durch die Furcht, mit der ein Blitzstrahl ihn erfüllte, ein tüchtiger Kapellmeister oder sonst ein großer Musiker geworden sei? Nein! Was eben einmal im Menschen nicht liegt, nicht der Anlage nach wenigstens schon in ihm vorhanden ist, das können auch alle Blitz- und Donnerschläge nicht in ihm wecken. „Wär' das Aug' nicht sonnenhaft", so hat Goethe einmal gesagt, „wie könnte es dann sehen?" d. h. wären die Menschen nicht für die Religion veranlagt, hätte Gott der Herr nicht den Sinn für ihn in ihre Seele gelegt, dann wäre auch nichts

[1] De nat. Deorum 6, 50.

im stande gewesen, sie auf diesen Gedanken zu bringen, diese Vorstellung in ihnen zu wecken. Und überdies, um von andern gar nicht zu reden, nachdem doch die Menschen dann später erkannt und eingesehen haben, daß Blitz und Donner u. dgl. nichts als Naturerscheinungen sind, von ihrem kindischen Schrecken also sich erholt hatten, haben sie dann etwa mit der Furcht auch den Gedanken an Gott wieder abgelegt, wieder aufgehört, ein höheres Wesen zu verehren? Oder ist nicht vielmehr das Gegenteil der Fall, zum Beweis, daß die Religion wie überhaupt mit keinen Gemütserregungen und Gefühlszuständen, so insbesondere auch mit Furcht und Schrecken nichts gemein und nichts zu tun hat.

c) Daß aber, wie ebenfalls schon behauptet wurde, die Geistlichen die Religion erfunden, die Könige und Gesetzgeber sie eingeführt hätten, um das unwissende Volk auszubeuten und in Ruhe und Ordnung zu halten, ist schon deshalb so töricht, so lächerlich und einfältig als nur möglich, weil ja die Geistlichen doch nur Diener der Religion, somit durch sie erst nötig geworden, nach ihr erst entstanden sind und es, wie der griechische Geschichtschreiber Plutarch ausdrücklich bezeugt, Religion schon gegeben hat zu einer Zeit, da man von Königen und Gesetzgebern überhaupt noch nichts gewußt hat auf Erden!

Nein! Nicht in einer Leidenschaft des Herzens, nicht in Gemütserregungen und Gefühlsstimmungen hat die Religion ihren Grund und ihre Wurzel, sondern in der verstandesmäßig erkannten Pflicht, Gott zu geben, was sein ist, d. h. die Ehre, den Gehorsam und Dank zu erweisen, die wir alle, auch die Männer, ihm schulden als unserem Vater, Herrn und Wohltäter!

Gut also, sagst du, Religion, das sehe ich ein, müssen alle, muß jeder haben, aber was für eine Religion einer hat, wie er Gott verehrt, ist sicherlich einerlei. Worauf es einzig ankommen kann, ist das, daß er tut, was er für recht und gut findet. Das genügt und muß genügen!

Wirklich?

2.

An den Höfen der Fürsten, in Karlsruhe z. B. oder in Berlin, wer schreibt denn da vor, welches Zeremoniell zu gelten hat und zu beobachten ist? Der betreffende Fürst oder diejenigen, die zu ihm kommen, ihn besuchen wollen? Bist du also zur Audienz befohlen, ist es dann einerlei, wie du dich dabei benimmst? Bist du nicht vielmehr strengstens verpflichtet, dich ganz genau an das dort geltende, vom Fürsten bestimmte Zeremoniell zu halten? Nun aber genau so hier in unserem Falle. Wer ist der Herr, du oder Gott? Wer hat also das Recht zu bestimmen, wie er geehrt werden soll? Du oder er?

Ja! Wenn Gott darüber nichts vorgeschrieben, sondern es uns anheimgestellt hätte, wie wir ihm dienen und ihn ehren sollen, dann allerdings wäre es einerlei, was für eine Religion man hat und übt. So jedoch, da er im Gegenteil aufs allergenaueste bestimmt hat, wie er von uns verehrt sein will, ja wie dürfte da nun noch einer kommen und sich erdreisten zu sagen: ich frage nichts danach; ich verehre Gott nicht, wie er es haben will, sondern wie es mir gefällt? Hieße denn das ihn ehren, oder nicht vielmehr aufs schwerste verunehren und beleidigen?

Aber ist denn nicht in allen Religionen gar viel des Schönen, Wahren und Guten enthalten? Gewiß! Warum auch nicht? Aber es kommt eben nicht darauf an, daß eine Religion auch Wahres, auch Schönes und Gutes enthält, sondern

daß sie dasjenige, und zwar genau das Wahre, Gute und Schöne enthält, das sie nach Gottes Befehl und Vorschrift enthalten soll!

Und überdies! Wäre es einerlei, d. h. also Gott gleichgültig, in welcher Religion man ihm dient, was für ein erbärmliches, charakterloses Wesen müßte er dann selber sein! Oder? Denkt euch doch! Ein Christ käme zu ihm und erklärte: ich halte Jesum von Nazareth für deinen eingebornen Sohn, so würde er erwidern: Ganz recht! Sehr zufrieden mit dir! Käme dann ein Mohammedaner und sagte: Nein! Ich halte ihn nur für einen besseren Menschen, einen Propheten, etwa wie Mohammed und Moses, so würde Gott auch dem erklären: Ganz recht! Bin auch mit dir zufrieden! Stürmte dann ein Jude herein und riefe: Nichts von alledem! Ein Betrüger und Gotteslästerer ist er! so würde Gott auch den beschwichtigen mit den Worten: Auch du hast recht, mein Sohn! Kommt alle drei in meinen Himmel herein!

Nein! Solch einen Gott, das ist doch klar, der an der Lüge und dem Irrtum ebenso großes Wohlgefallen hätte wie an der Wahrheit, den kann es doch unmöglich geben! Somit kann es aber auch unmöglich einerlei sein, welche Religion man hat und übt; kann vielmehr nur eine Religion es sein, die ihm wohlgefällt und vor ihm wohlgefällig macht, diejenige nämlich, die er selbst gegeben, selbst gelehrt und vorgeschrieben hat.

Nun ja, sagst du, aber wie und wo die finden? Gibt es doch der Religionen mehr als genug! Wie die wahre von der falschen, die echte von der unechten unterscheiden?

Von jenen drei Ringen, die der Vater in Lessings „Nathan der Weise" seinen drei Söhnen gegeben, ist ja wohl

auch nur einer der wahre und echte und sind die zwei andern die falschen und unechten gewesen, sind aber jenem so ähnlich gewesen, daß er nicht von ihnen und sie nicht von ihm unterschieden werden konnten! Mag sein! Bei den Religionen aber ist es nicht so. Im Gegenteil! Da ist die wahre derart gekennzeichnet, daß sie sofort und auf den ersten Blick als solche erkannt und von den falschen unterschieden werden kann. Wieso denn?

3.

Im Sommer 1904 hat eine französische Zeitschrift La Revue bei den namhaftesten Gelehrten der verschiedenen christlichen Konfessionen angefragt, ob sie es für möglich halten, daß die katholische und evangelische Kirche sich jemals wieder vereinigen werden. Von den Antwortschreiben, die sie dann am 15. August und 1. September 1904 veröffentlichte, ist ohne Zweifel jenes das interessanteste, welches der bedeutendste protestantische Theolog der Jetztzeit, Professor Harnack in Berlin, geliefert hatte.

„Die katholische Kirche und die protestantische wieder vereinigen", so schrieb er nämlich, „ist ebensowenig möglich, als daß sich ein altes steinernes Spital mit einem Dutzend Baracken vereinigen läßt. Die Bewohner der Baracken denken nicht daran, in dem alten Gebäude ihre Wohnung aufzuschlagen, und die Bevölkerung des großen Spitals will nicht in die Baracken kommen, weil sie glaubt, daß der erste, beste Sturm sie umwerfen wird. Und darum wird es so bleiben, wie es bisher gewesen ist."

Ein Ausspruch dies, wie er für unsern Zweck nicht brauchbarer gedacht werden könnte! Denn das eben sind sie ja samt und sonders, die Kennzeichen der wahren Religion und

Kirche, die Harnack hier, wenn auch unbewußt und unabsichtlich, aufgezählt hat! Ja!

Ein Spital vor allem muß sie sein, die wahre, von Christus gestiftete Kirche! Eine Heilanstalt nämlich für die Gebrechen und Krankheiten der Seele. Hat doch ihr Stifter selbst ausdrücklich erklärt, daß er nicht der Gesunden, sondern der Kranken wegen in die Welt gekommen sei, da ja nicht jene, sondern diese des Arztes bedürften.

Heiligkeit. Somit muß auch die Religion, die sein Werk weiterführen soll, im stande und bemüht sein, heilend und heiligend auf die Menschen einzuwirken. Wo wäre nun aber, so frage ich, auch eine einzige nur zu finden, die hierin der katholischen Kirche auch nur im entferntesten nahe, geschweige denn gleichkäme? Sind es nicht im Gegenteil alle andern christlichen Konfessionen, die sonderbarer-, aber desto bezeichnendererweise unserer Kirche gerade daraus einen Vorwurf machen, daß sie Heilige haben will?

Alter. Ein „altes" Spital sodann hat Harnack sie genannt. Und mit Recht! Ist sie doch so alt, daß, wie ein anderer Protestant, der Engländer Macaulay, gesagt hat, die „ältesten und stolzesten Königshäuser im Vergleich mit ihr nur wie von gestern sind". Aber das ist ja gerade ihre Ehre, das beste Kennzeichen ihrer Wahrheit! Oder wann hat er denn gelebt jener Seelenarzt, der sie gegründet? Vor dreihundert Jahren etwa, zur Zeit Luthers und Calvins erst oder nicht vielmehr viel früher, vor neunzehnhundert Jahren schon?

Einheit. Ein „Dutzend Baracken" sodann nennt Harnack die protestantischen Kirchen! Zwar sind es deren viel mehr, mehrere hundert sogar; aber ein Dutzend schon genügte, um zu fragen: Können die von Christus gestiftet, von

ihm errichtet worden sein? Wie hat er denn zu Petrus gesprochen? Was wollte er erbauen auf ihm? Ein Dutzend Baracken, oder nicht vielmehr ein einziges Haus?

Apostolizität. Während man darum auch für Baracken keine, oder doch nur schwache, Fundamente zu legen pflegt, hat der Heiland seinem Bau, eben weil er nicht, wie Harnack für die Baracken fürchtet, vom ersten, besten Sturm hinweggefegt werden, sondern die Stürme aller Zeiten überdauern sollte, das denkbar festeste Fundament gegeben, hat ihn auf einen Felsen gegründet!

Dieses Fundament nun aber, das Christus für seine Kirche gelegt, wo das heute noch vorhanden, heute noch zu finden sei, wer wüßte das nicht? Wüßte nicht, daß es in den Bischöfen von Rom bis zu dieser Stunde sich erhalten hat und eben deshalb die auf ihnen aufgebaute Kirche keine andere als die von Christus gestiftete sein kann!

* * *

Worin nun aber Harnack in seiner sonst so treffenden Charakterisierung unserer Kirche doch neben das Ziel, und zwar recht weit daneben geschossen hat, das ist darin, daß er meint, die Bevölkerung des alten großen Spitals wolle es deshalb nicht verlassen und in die Baracken ziehen, weil sie fürchtet, der erste, beste Sturm könnte sie umwerfen. Nein! Daran, so glaube ich wenigstens, hat noch kein Katholik gedacht. Was ihn vielmehr von jenen ab- und in seiner Kirche zurückhält, das ist nichts Zukünftiges, nichts Bevorstehendes und zu Fürchtendes, sondern längst Geschehenes, längst Vorhandenes! Was denn? Ei! Der wohlunterrichtete Katholik weiß eben nicht bloß, daß es, wie wir gesehen, eines jeden Menschen und vor allem des Mannes erste und heiligste Pflicht ist, Religion zu haben und zu üben, um

Gott dem Herrn die Ehre, den Gehorsam, den Dank und die Liebe zu erzeigen, die er ihm als seinem Vater, Herrn und Wohltäter schuldet; sondern er weiß auch, daß von allen Religionen nur diejenige die richtige und gottgefällige sein kann, die er selbst gelehrt, zu üben befohlen und eben darum auch derart gekennzeichnet hat, daß sie ebenso leicht als sicher als die seinige erkannt werden kann. Ja! Was den erleuchteten Katholiken bei seiner Kirche zurückhält, ist nichts anderes als seine feste, weil durch die offenkundigsten Tatsachen gestützte Überzeugung, daß eben nur die Römische Kirche jene von Christus erbaute Heilsanstalt ist, außerhalb deren er nie und nimmer sein Heil zu finden vermöchte.

III.

Woher das Leben in der Welt?

Meine Herren! „Die Himmel erzählen die Herrlichkeit Gottes", so ruft der heilige Sänger im 18. Psalm aus, „und das Firmament verkündet die Werke seiner Hände."

Und in der Tat! Wenn schon kein Knopf und kein Zündholz, ja nicht einmal ein Zahnstocher entsteht, wenn nicht einer ist, der sie verfertigt, ja wie hätte dann der Himmel mit seinen zahllosen Sternen und die Erde mit ihren unzähligen Pflanzen und Tieren entstehen können, ohne daß einer war, der sie gemacht hat?! Und wenn nicht das einfachste Gesetzchen zu stande kommt, nicht die geringste Ordnung sich herstellt, ohne daß jemand denkt und will, ja wie hätten dann all die herrlichen Gesetze der Natur zu stande kommen, wie die wunderbare Ordnung und Harmonie des Weltalls

sich bilden können, wenn nicht einer gewesen wäre, der sie gedacht und gewollt hat, es nicht einen allmächtigen und allweisen Gott gäbe, der den Himmel und die Erde und was sie enthalten, erschaffen hat! Indes!

Wie einleuchtend, ja zwingend sie auch sein mögen, diese Beweise für das Dasein Gottes, und man ihm ohne weiteres zustimmt, dem heiligen Sänger, wenn er in seinem 13. Psalm versichert: „Nur ein Tor kann in seinem Herzen sprechen: Es gibt keinen Gott", so muß man sich doch auf die Entgegnung gefaßt halten: O nein! Gar nicht nötig! Braucht keinen Gott! Und warum nicht? Ei ganz einfach: weil alles ewig ist, von jeher existiert, immer dagewesen ist. Entstehen und vergehen, werden und wieder zu Grunde gehen, das ist der ewige Kreislauf der Natur!

Nun läßt sich ja wohl auf philosophischem Wege beweisen, daß das nicht möglich ist; daß, was wird und vergeht, unmöglich ewig, d. h. immer dagewesen sein kann, sondern notwendig einmal angefangen haben muß, allein da dieser Beweis doch etwas weniger leicht erfaßt und verstanden wird, so wollen wir jetzt einen Weg einschlagen, der leichter gangbar ist und rascher zum Ziele führt. Und welches ist der? Ei! Wir fragen einfach: Woher das Leben in der Welt? Die Pflanzen, die Tiere und Menschen, woher kommen sie, wie sind sie entstanden?

1. Ewig, immer dagewesen sein können sie um dessentwillen nicht, weil die Erde, das Weltall überhaupt einmal feuerflüssig, in einem Zustand also war, in welchem Leben gar nicht auf ihm existieren konnte.

2. Von selbst entstanden können sie auch nicht sein, weil erfahrungsgemäß und erwiesenermaßen Leben nie von selbst aus dem Leblosen sich bildet. Somit können sie nur

3. erschaffen, d. i. von einem lebendigen Gott ins Dasein gerufen worden sein.

Zu 1.

Wie die Heilige Schrift im ersten Kapitel ihres ersten Buches schon andeutet, hat Gott der Herr das Weltall nicht sofort so fix und fertig, wie wir es heute vor uns sehen, sondern im Zustande der „Wüstheit und Leerheit", d. i. des chaotischen Durcheinanders erschaffen, aus dem es sich erst allmählich zu seiner jetzigen Gestalt entwickeln mußte.

Und was die Schrift nur so andeutet, das wird ausdrücklich bestätigt durch die Wissenschaft, durch jene Entdeckungen und Funde zumal, die man im Innern der Erde macht. Denn die Riesenmengen von versteinerten Pflanzen, Bäumen und Tieren, die da, angefangen von den untersten Schichten mit ihren niedereren Formen bis herauf zu den obersten mit ihren vollkommeneren Arten, übereinander lagern, die beweisen sonnenklar, daß die Erde eine ganze Reihe der gewaltigsten Revolutionen und tiefstgehenden Umwälzungen durchzumachen hatte, bis sie allmählich zum Wohnsitz der Menschen tauglich war.

Weil sodann auf der Sonne und den übrigen Sternen ganz dieselben Elemente und Urstoffe sich nachweisen lassen wie auf der Erde, Eisen z. B., Nickel, Mangan, Chrom, Natrium, Calcium u. dgl., sowie auch sämtliche Planeten um ihre Sonne und auch alle Trabanten, mit der einzigen Ausnahme des „Uranus", um ihre Planeten in derselben Richtung von West nach Ost sich bewegen, so ist sehr wahrscheinlich, wenn nicht ganz gewiß, daß das Weltall, wie die sog. Kant-Laplacesche Hypothese annimmt, ursprünglich ein einziger, natürlich riesig großer Gasball gewesen sein

muß, der durch Rotation allmählich sich erhitzte und feuerflüssig wurde, was ja am Zustand der Sonne und der Erde mit ihren feuerspeienden Bergen, heißen Quellen und ihrer nach innen immer größer werdenden Hitze u. dgl. noch heute ganz klar zu sehen ist.

Hat sich aber das Weltall demnach einmal in solch einem Zustand der Glühhitze befunden, so ist eben damit auch bewiesen, und zwar wissenschaftlich bewiesen und festgestellt, daß das Leben in ihm unmöglich immer dagewesen, unmöglich ewig sein kann, sondern daß es doch selbstverständlich erst dann entstanden sein und angefangen haben konnte, nachdem seine Existenzbedingungen gegeben waren, d. h. die Pflanzen und Tiere auf ihm zu leben vermochten.

Wie sind dann aber, das ist die wichtige, die alles entscheidende Frage, wie sind dann diese Lebewesen, diese Pflanzen und Tiere entstanden?

Zu 2.

Professor Haeckel in Jena antwortet folgendermaßen: Dahinten bei Asien, im Süden oder Osten von China, da muß vor Millionen von Jahren einmal im Stillen Ozean draußen eine Insel gewesen sein, die wahrscheinlich Lemurien geheißen hat. Und auf dieser, natürlich längst versunkenen, Insel sei eine „eiweißhaltige formlose Masse", d. h. auf gut deutsch ein Dreckklümpchen gewesen, das eines schönen Morgens merkte, daß es, ohne natürlich zu wissen wie und warum, über Nacht lebendig geworden war.

Wie sich von selbst versteht und leicht begreift, ist es zuerst nur so eine dünne, schwapplige Masse wie etwa Froschlaich gewesen; aber weil man nun einmal weit besser durchs Leben kommt, wenn man nicht so weich und schwapplig ist,

sondern mehr Rückgrat zeigt, darum hat das Ding angefangen, sich zu verdichten und zu strecken und umzumodeln, und zwar so unermüdlich und so lange, bis es endlich auf der neunten Stufe seines Daseins ein Fischchen, das berühmte Lanzettfischchen Amphioxus, geworden war, um dann nach immer weiterem Streben und Sichbemühen auf der einundzwanzigsten Stufe seines Daseins als „Affe" sich zu präsentieren, von welchem dann als zweiundzwanzigstes Glied, und zwar von der Art der sog. Katarrhinen oder Schmalnasen, wie der Gorilla, Urang und Schimpanse es sind, der Mensch sich herausentwickelt hat. Ja! „Die völlige Übereinstimmung aller Menschen mit den Schmalnasen in Beziehung auf die charakteristische Bildung der Nase und des Gebisses", sagt Haeckel[1], „beweist deutlich, daß sie eines Ursprungs sind und sich aus einer gemeinsamen Wurzel entwickelt haben."

Natürlich ist das nicht so geschwind gegangen, nicht von heute auf morgen so geworden. O nein! „Manches Jahrtausend", so hat Professor Wiedersheim in Freiburg am 20. November 1899 im ersten seiner Vorträge zur Förderung der allgemeinen Volksbildung gesagt, „manches Jahrtausend mag verflossen sein, bis neue Lebewesen sich von den Urtieren abgezweigt hatten und die Verwandlung der nur durch Kiemen atmenden Stammväter zu Fröschen und Kröten vollendet war." Ja! „Jedenfalls", so hat derselbe Herr acht Tage später in seinem zweiten Vortrag zur Förderung der Volksbildung gesagt, „hat es Millionen von Jahren in Anspruch genommen, bis das menschliche Gehörorgan im stande war, Töne rein zu vernehmen." Nun stelle man sich doch einmal diese Reichs-

[1] Natürliche Schöpfungslehre 574.

krüppel vor, die Millionen von Jahren auf der Welt herumliefen, ohne etwas ordentlich hören zu können!

Indes! Spaß beiseite! Fragen wir lieber: Hat denn diese ganze Entwicklerei überhaupt nur stattfinden können? Ist es möglich gewesen, daß die tote Erde auf einmal ganz von sich aus lebendig wurde? Antwort: Nein! Nie und nimmer! Oder?!

Wenn der Bauer von seinem Acker Weizen oder Gerste oder sonst etwas haben will, braucht er ihn nur gehörig zu düngen und dann ruhig abzuwarten, bis er von selber treibt, was er haben will? Muß er nicht vielmehr Samen auf seinen Acker säen, und zwar keinen abgestandenen, schal gewordenen, sondern frischen keim- und triebfähigen, d. h. Samen also ausstreuen, der noch Leben in sich hat?!

Und wenn die Bäuerin junge Hühner, Enten oder Gänse u. dgl. haben will, was legt sie der brütenden Alten unter? Etwa Dampfnudeln oder Billardkugeln oder nicht vielmehr Eier, und zwar wiederum keine faulen, sondern frische, d. h. Eier, die noch Leben enthalten?

Ein Beweis also, daß Leben nie und nimmer von selbst aus dem Leblosen entsteht, sondern nur von Lebendigem, d. h. von Leben enthaltenden Eiern, Keimen, Sporen u. dgl. herkommt.

Aber bilden sich denn nicht auch, so höre ich einen mir entgegnen, am Limburgerkäs oder an Fleisch, Blut u. dgl. Würmer, Maden und sonstige Lebewesen? Gewiß! Aber nur dann, wenn sie der Luft ausgesetzt sind. Diese nämlich ist voll von mikroskopisch kleinen Keimen, Pilzen, Bazillen aller Art, und sobald dann diese sich auf solche Gegenstände niederlassen und günstige Entwicklungsbedingungen finden, so bilden sie sich eben zu den entsprechenden Lebewesen aus. Den wissenschaftlichen Beweis dafür hat der

durch die Entdeckung des Hundswutbazillus so berühmt gewordene Professor Pasteur in Paris auf folgende Art geliefert. Er hat Fleisch direkt vom Vieh hinweg genommen, sofort luftdicht verschlossen, und daran haben sich dann nicht die geringsten Spuren von Leben gebildet. Sobald er aber das Fleisch für einige Augenblicke der Luft aussetzte, zeigten sich auch alsbald die üblichen Lebeerscheinungen. Nachdem er es dann wiederum erhitzt, und zwar auf über 390° erhitzt hatte, denn solch eine unglaublich hohe Hitze vermögen manche dieser Keime zu ertragen, so sind auch alle Anzeichen von Leben wieder verschwunden gewesen und ausgeblieben.

Ist aber so auch der wissenschaftlich genaue Beweis erbracht für das, was die Erfahrung tagtäglich lehrt, daß nämlich Leben sich nur aus Lebendigem zu entwickeln vermag; steht also erfahrungsgemäß und erwiesenermaßen fest, daß die leblose Erde nie und nimmer von selbst lebendig werden konnte, so ist eben damit auch ganz sonnenklar bewiesen, daß die sog. Darwin-Haeckelsche Entwicklungstheorie absolut falsch, weil ganz unmöglich ist.

Zu 3.

Auf der sechzigsten Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte zu Wiesbaden im Jahre 1887 daher hat eine auf diesem Gebiete gewiß ebenso kompetente als unverdächtige Autorität, Professor Virchow nämlich, ungefähr folgendes geäußert: „Man möchte wissen, wie das Leben entstanden ist; denn der Versuch, die Lebewesen als ewig zu erklären, ist noch jedesmal gescheitert. Die Menschen glauben mit gutem Grund, daß es eine Zeit gegeben hat, wo noch kein Lebewesen existierte, und sie wollen wissen, wo der Anfang des Lebens zu suchen sei und wie das Leben inmitten der unbelebten Welt begonnen hat; gab es doch Zeiten der Erd-

bildung, in denen lebendige Wesen nicht vorhanden waren, ja nicht einmal vorhanden sein konnten. Wer also seinem Drängen nicht widerstehen kann und eine Antwort haben will auf die Frage: Woher das Leben in der Welt, dem bleibt nur die Wahl zwischen Schöpfung und Urzeugung, der sog. generatio aequivoca. Nun ist aber noch nie ein lebendes Wesen gefunden oder auch nur der versteinerte Rest von einem solchen entdeckt worden, von dem man hätte sagen können, daß sie durch Urzeugung, d. i. von selbst, entstanden seien. Seit Pasteurs entscheidenden Entdeckungen über die Herkunft der niedersten Pilzformen wissen die Bauern sogar, daß dieselben nicht von selber entstehen, sondern von andern abstammen. „Mit einem Worte: in der jetzigen Welt, soweit wir sie wenigstens kennen, gibt es keine Lebewesen, die von selbst entstanden wären, sondern nur solche, die von andern herrühren."

Wer also, das ist Virchows langer Rede kurzer Sinn, noch so viel Mut besitzt, seinem Verlangen und Drängen nach Wahrheit zu folgen und auf die Frage: Woher das Leben in der Welt? eine wirklich befriedigende Antwort haben zu wollen, dem bleibt, da es sicherlich nicht immer dagewesen, nicht ewig ist, nur die Wahl zwischen Urzeugung, d. i. Selbstentstehung, und Schöpfung. Da nun jenes, das Vonselbstentstandensein, erfahrungsgemäß und erwiesenermaßen ebensowenig möglich ist als das Immerdagewesensein, so muß es eben einen Gott geben, der, wie alles, was da ist, so auch das Leben erschaffen, auch die Lebewesen aus dem Nichts ins Dasein gerufen hat.

IV.

Wie groß ist das Weltall?

Meine Herren! Wenn man hört oder liest, wie die Vertreter der modernen Wissenschaft über das Weltall reden und schreiben, dann kommt es einem vor und könnte man meinen, es sei nicht viel größer als ein ordentlicher bayrischer Kloß oder doch höchstens wie die große Trommel einer Regimentsmusik. So genau wissen die Herren zu sagen und anzugeben, wie alles ausgesehen hat und zugegangen ist, damals nämlich, als es vor so und so viel Millionen Jahren entstanden ist und sich ausgestaltet hat. Und worin sie natürlich so ziemlich alle einig sind, diese allwissenden Herren, das ist darin, daß es unmöglich so gegangen, das Weltall unmöglich so entstanden sein könne, wie die Heilige Schrift es darstellt, die Bibel es lehrt. Nein! Was die darüber vorbringt, ihr sog. Sechstagewerk, sei nichts als ein zwar recht schönes und sinniges, aber doch zugleich auch recht kindliches Märchen, nichts anderes als ein Nationalmythus der Juden, wie ja auch die Inder, Perser, Chinesen und andere Kulturvölker ihre Schöpfungssagen haben.

Oder, so ruft man verächtlich aus, wie kann man denn z. B. einen glauben machen wollen, daß die Welt, wie sie jetzt ist, in sechs Tagen, in sechsmal vierundzwanzig Stunden also, entstanden sei, während doch ein einziger Blick in das Innere der Erde, die darin aufgespeicherten Versteinerungen namentlich, genügt, um sofort zu erkennen, daß da Hunderttausende, ja Millionen von Jahren vergangen sein mußten, bis das alles so geworden war, wie es jetzt ist. Oder wie kann man, wie die Bibel tut, jemand angeben, am ersten

Tag schon sei es licht und hell gewesen auf der Welt, während doch die Sonne erst am vierten Tag erschaffen worden sei! Ehe die Sonne da war, woher hätte denn das Licht und die Helle kommen sollen? Und dergleichen mehr!

Bevor wir nun auf diese Fragen antworten und diese scheinbaren Unmöglichkeiten aufklären, wird es wohl gut sein, wenn wir uns zuerst etwas klar zu machen suchen, um was es sich denn eigentlich handelt und dreht, wenn man vom Weltall und seiner Entstehung spricht; ob es nämlich wirklich nur so ein kleines Dingchen ist, das diese gelehrten Herren wie ihren Hosensack zu kennen im stande sind?

1.

Einer der kleinsten von allen Weltkörpern ist der Planet, den wir bewohnen, unsere Erde. Und doch! Obwohl sie zu den übrigen Himmelskörpern sich verhält wie ein Wassertropfen zum Ozean, so ist trotzdem ihr Durchmesser nicht weniger als 1700 geographische Meilen groß, d. h. ein Stab, den man so durch sie hindurchstoßen wollte, daß er auf der andern, entgegengesetzten Seite wieder herauskommt, müßte 3400 Stunden lang sein, und hat sie demgemäß denn auch einen solchen Umfang, daß ein Mann, der ununterbrochen Tag für Tag zehn Stunden lang fortmarschierte, nicht weniger als vier Jahre brauchte, um wieder an dem Punkt anzugelangen, von dem er ausgegangen.

Nun ist aber ein anderer von den acht Planeten, die mit unserer Erde die Sonne umkreisen, der Jupiter nämlich, schon 1500mal größer als unsere Erde und hätte einer an die 6000 Jahre zu marschieren, um ganz um ihn herumzukommen. Aber die Sonne nun erst, die uns doch gar nicht so übermäßig groß zu sein scheint, die ist sogar

327214mal größer als unsere Erde, so daß man aus ihr allein nicht weniger als 1260000 Erdkugeln fabrizieren könnte. Ein anderer Stern aber, namens Wega, der ist wieder 40000mal größer als die Sonne, so daß sich aus diesem sogar 50400 Millionen Erdkugeln machen ließen. Und dabei ist diese Wega noch lange nicht der größte Stern, sondern sind deren noch ganz andere, viel größere vorhanden!

Fragt ihr nun nach der Zahl der Sterne; wollt ihr wissen, wie viele solch unglaublich großer Himmelskörper den Weltenraum durchsausen, so muß ich erwidern: Man weiß es nicht, kann es nicht wissen. Und warum nicht? Ei, weil die Entfernungen zu groß sind! Sind es ja bis zum Monde, der uns doch am nächsten steht, schon 400000 Kilometer; bis zur Sonne aber 400mal mehr, also 160 Millionen Kilometer, so daß ein Wanderer, der immer zumarschierte, 5474 Jahre, ein Bahnzug 285 und eine Kanonenkugel 25 Jahre brauchte, bis sie dahin kämen. Ein Fixstern sodann im Sternbild des Schwan ist bereits 700 Millionen Kilometer von uns entfernt, und doch vermögen wir den noch mit bloßem Auge zu sehen. Hinter diesen aber stehen noch große Massen von Sternen, die wir sogar mit den stärksten Fernrohren nur noch als lichte Punkte, sog. Nebelflecken, zu erspähen im stande sind. Wie weit also müssen erst die von uns entfernt sein!

Eine kleine Vorstellung wenigstens von diesen riesengroßen Entfernungen der Gestirne können wir uns machen, wenn wir fragen, wie lange denn ihr Licht braucht, bis es zu uns kommt.

Das Licht nämlich durcheilt in einer einzigen Sekunde 42000 Meilen. Während daher das Licht der Sonne, bis

es zu uns auf diese Erde kommt, 8 Minuten 15 Sekunden braucht, kommt es vom nächsten Fixstern schon erst in 3 Jahren zu uns. Und da gibt es nun Sterne, die so weit entfernt sind, daß ihr Licht sogar 10000—12000 Jahre nötig hat, um zu uns zu gelangen, so daß wir den betreffenden Stern nicht sehen, wie er jetzt ist, sondern so, wie er beim Abmarsch seiner ersten Strahlen, d. i. vor 12000 Jahren schon, gewesen ist.

Wenn die Sonne, zur Sommerszeit namentlich, vom wolkenlosen Himmel niederstrahlt, dann entwickelt sie eine Helle und Lichtfülle, daß eine größere fast unmöglich zu sein scheint. Und doch ist der Stern Sirius, der am nördlichen Himmelsbogen glänzt, noch 20mal, die Capella aber im Sternbild des Fuhrmann sogar 370mal heller als die Sonne.

Weil nun aber, wie schon gesagt, die Entfernungen des Weltenraumes so riesig groß, so unermeßlich sind, daß auch die stärksten Fernrohre nicht hinreichen, um ihn ganz zu durchdringen, so ist es eben einfach nicht möglich, die Zahl der Sterne auch nur annähernd zu bestimmen.

Wohl hat ja ein englischer Astronom, Herschel mit Namen, die sog. Milchstraße so gründlich als möglich durchforscht und dabei allein in der nördlichen Hälfte derselben nicht weniger als 18 Millionen Sterne gezählt, so daß man für die ganze Milchstraße schon zwischen 30 und 36 Millionen dieser ungeheuren Himmelskörper rechnen dürfte, und glaubt man dementsprechend die Gesamtzahl aller Sterne auf etwa 500000 Millionen ansetzen zu dürfen. Allein, wie gesagt, sind und bleiben dies nur Vermutungen, nur so ungefähre Schätzungen, die auf eine wirklich erschöpfende Genauigkeit nicht den geringsten Anspruch machen können. Aber auch gleichviel! Oder? Was wir sicher davon wissen, ist das

nicht schon mehr als genug, um uns die riesenhafte Größe des Weltalls doch einigermaßen wenigstens ahnen zu lassen?

Auf die Frage nun, wie denn das alles entstanden, und wie es jetzt ist, geworden sei, gibt die Heilige Schrift bekanntlich die Antwort: Gott hat es erschaffen und in sechs Tagen zum Wohnsitz der Menschen eingerichtet.

Die Wissenschaft dagegen kommt und ruft: Unmöglich! Nein unmöglich! So ist es sicherlich nicht gegangen; kann es gar nicht gegangen sein. Und warum nicht? Ei, weil das Innere der Erde, die Versteinerungen namentlich, sonnenklar beweisen, daß alles viel länger, sogar Millionen von Jahren gedauert haben muß.

Wissenschaft also und Bibel, stehen die da nicht in vollem Widerspruch? Nein!

Und warum nicht? Ei!

2.

Wenn ein Rekrut eine Wachtdienstvorschrift in die Hand nimmt und da findet, daß zwar immer gesagt und angegeben ist, wann der Posten vor Gewehr zu präsentieren habe, aber mit keiner Silbe gesagt ist, wie er es machen soll, wie man präsentiert, und er wollte dann über dieses elende Büchlein herfallen und losziehen und schimpfen, ja würde dann nicht ein älterer oder hellerer Kamerad ihm sagen: Sei doch gescheit! Das gehört ja gar nicht dahinein in diese Wachtvorschrift. Nimm einmal ein Exerzierreglement zur Hand, dort wirst du finden, was du suchst!

Ganz ähnlich aber hier in unserem Fall!

Die Heilige Schrift ist keine Erd-, Himmels- oder Weltkunde, sondern ein Heilsbuch. Sie will nicht Naturwissenschaft,

sondern Heilswissenschaft lehren. Haarklein also zu schildern und anzugeben, wie das Weltall so geworden ist, wie es heute ist und aussieht, das gehört gar nicht zu ihrem Zweck und ihrer Aufgabe. Was sie uns sagen will, ist nur, daß die Welt nicht ewig, nicht immer dagewesen, sondern von Gott erschaffen, d. h. aus dem Nichts ins Dasein gerufen worden ist, und zwar, wohlverstanden, nicht in dem Zustand, nicht so fix und fertig, wie wir sie jetzt gewahren und vor uns haben, sondern so, daß sie erst allmählich, und zwar in sechs verschiedenen Zeiträumen sich derart entwickeln und ausgestalten mußte, daß sie den Menschen als Wohnsitz dienen konnte.

Wie lange diese Zeiträume gewesen sind, ist der Bibel gleichgültig. Das läßt sie die Herren Gelehrten ausfinden und nachrechnen. Wenn sie dieselben, obwohl sie gewiß Millionen von Jahren gedauert haben, dennoch nur Tage nennt, so tut sie es lediglich deshalb, um uns gleichsam zuzurufen: Wie Gott sechs Zeiträume an der Ausgestaltung des Weltalls gearbeitet hat, so sollt auch ihr Menschen sechs Zeiträume, sechs Tage nämlich, arbeiten.

Obgleich nun aber die Heilige Schrift nicht im geringsten beabsichtigt, eine fachwissenschaftliche Darstellung von der Weltbildung zu liefern, so läßt sich doch ihr Bericht in den Hauptpunkten wenigstens ganz leicht in Einklang bringen mit dem, was die Vertreter der Wissenschaft, Kant zumal und Laplace, darüber gelehrt haben.

Wenn z. B. nach der Meinung dieser Männer, und mehr als Meinung oder Hypothese ist es noch nicht, was sie vorbringen, und scheint auch niemals mehr als das werden zu sollen, wenn demnach, sage ich, sämtliche Weltkörper ursprünglich einen einzigen, natürlich ungeheuer großen Nebel

oder Gasball gebildet haben, der in dichteste Finsternis eingehüllt war, so stimmt das ganz zu dem Wort der Heiligen Schrift: „Und die Erde war wüst und leer und Finsternis über dem Abgrund."

Indem sodann nach Ansicht jener Gelehrten der Gasball in rotierende Bewegung versetzt wurde, je länger je schneller dann um seine Achse sich drehte und zu gleicher Zeit immer dichter wurde, geriet er einerseits in den Zustand der Glühhitze, und anderseits lösten sich von seinem äußersten Rande am Äquator diejenigen Massen, die nicht mehr mitkommen konnten, los und bildeten, in derselben Weise weiter rotierend die verschiedenen Sonnen- und Fixsternsysteme mit ihren Planeten, Monden und Trabanten, wie denn in der Tat alle Himmelskörper, mit Ausnahme der Uranusmonde, sich von Westen nach Osten um ihre Achse bewegen.

Weil diese Massen glühend heiß, aber von der eisig kalten Luft des Weltenraums umgeben waren, so entstanden riesig dichte Dampfwolken, die natürlich um so dünner und durchsichtiger wurden, je mehr der betreffende Stern sich abkühlte. Und so trat denn auch auf der Erde allmählich jener Zustand ein, in welchem diese Dunstkreise so dünn und durchscheinend waren, daß das Licht der unterdessen ebenfalls frei gewordenen Sonne bis zur Erde gelangen und wenigstens so viel Helle verbreiten konnte, daß jene Pflanzen und Tiere, die des vollen Sonnenglanzes nicht bedürfen, wie die Farnkräuter z. B., die Fichten- und Tannenbestände, oder die Muschel- und Krustentiere u. dgl., sehr wohl zu leben und zu jenen riesengroßen Exemplaren auszuwachsen vermochten, wie sie in den Steinkohlenlagern nunmehr gefunden und zu Tage gebracht werden.

Und das eben ist es, diese Helle, von der die Bibel redet mit den Worten: „Und Gott sprach", am ersten Tage nämlich, „es werde Licht, und es ward Licht."

Weil dann die Erde von Jahrtausend zu Jahrtausend immer kälter und demzufolge die sie umgebenden Dunstmassen immer dünner wurden, so mußten sie eines Tages, in der vierten Entwicklungsperiode etwa oder am vierten Tage, eben zerreißen, sich in Wolken ballen und dadurch den Anblick der übrigen Gestirne, der Sonne zumal und des Mondes, ermöglichen. Und weil das dann einem Bewohner der Erde so erscheinen und vorkommen konnte, als wären dieselben eben jetzt erst erschaffen worden, darum sagt die Heilige Schrift: „Und Gott sprach", am vierten Tage, „es sollen Lichter werden an der Feste des Himmels, zu scheiden Tag und Nacht." „Die Bibel eben", so hat der große Astronom Kepler[1] schon gesagt, „spricht nicht in der Sprache der Wissenschaft, sondern, um besser verstanden zu werden, in der gewöhnlichen Redeweise und redet deshalb von den Dingen so, wie sie uns erscheinen."

Indem sodann die Erdrinde je länger je kühler und fester wurde, mußten bei der in ihrem Innern tobenden Glühhitze von Zeit zu Zeit gewaltige Erschütterungen und Ausbrüche, Revolutionen und Katastrophen eintreten, bei denen dann jedesmal die auf ihr lebenden Pflanzen und Tiere vernichtet und im Innern der Erde begraben wurden, aber nur, um wieder andern Platz zu machen, durch höher gestaltete Arten ersetzt zu werden, und zwar der Hauptsache nach in eben der Reihen- und Aufeinanderfolge, wie die Bibel sie aufzählt.

---

[1] Epitome astron. 138.

„Moses", so sagt deshalb der Naturforscher Cuvier, „hat uns eine Darstellung der Weltbildung gegeben, deren Richtigkeit sich täglich wunderbar bestätigt; denn die neuesten Entdeckungen im Erdinnern stimmen in der Ordnung, in der alle Lebewesen nach und nach erschaffen worden sind, vollkommen mit der Bibel überein." Und ein anderer Fachgelehrter, Ampère mit Namen, schreibt: „Die Reihenfolge, in welcher die Lebewesen als Versteinerungen im Schoß der Erde auftreten, ist genau dieselbe, wie die Heilige Schrift sie in ihrem Sechstagewerk angibt." [1]

* * *

So oft wir daher der Behauptung begegnen: die Wissenschaft widerspreche der Bibel, widerlege insbesondere ihren Schöpfungsbericht, dann dürfen, ja müssen wir sofort und ohne weiteres erwidern: Kann nicht sein! Ist gar nicht möglich! Und warum nicht? Ei vor allem und in erster Linie, weil keine einzige der Wissenschaften im stande ist, auch nur einigermaßen sicher anzugeben, wie das Weltall tatsächlich ausgesehen hat, ehe es so geworden ist, wie wir es jetzt vor uns haben. Vermutungen darüber aufstellen, sog. Hypothesen zu drechseln, ja, das können sie, aber beweisen können sie absolut nichts.

Und sodann! Auch in seinem jetzigen Zustande ist das Weltall mit seinen über 500 000 Millionen Sternen, ist unsere Erde namentlich mit ihren 400 000 Tier- und 150 000 Pflanzenarten und seinem Tausende von Meilen betragenden Durchmesser eben doch noch viel zu wenig erforscht, als daß über seinen Entwicklungs- und Werdegang ein wirklich gesichertes, abschließendes Urteil gefällt werden könnte.

---

[1] Hettinger, Dogmen des Christentums 191.

Allein mag auch die Wissenschaft zu Tage fördern und beweisen, was immer sie will, in keinem Falle hat die Bibel etwas zu fürchten. Und warum nicht? Ei, weil sie nicht, wie schon erwähnt, Natur-, sondern Heilswissenschaft lehren will. „Wir lesen nicht in den Evangelien", so hat der hl. Augustinus[1] schon hervorgehoben, „daß der Herr gesagt habe: Ich werde euch den Heiligen Geist senden, damit er euch belehrt über den Lauf der Sonne und des Mondes. Nein! Christen sollen wir werden und nicht Sternkundige."

Was sie daher auf die Frage: Wie ist das Weltall entstanden? einzig erwidern will, das ist, daß es weder immer dagewesen, noch von selbst entstanden, sondern von Gott erschaffen und in verschiedenen, gleichviel wie großen Zeitabschnitten zum Wohnsitz der Menschen ausgestaltet worden sei. Und darin kann keine wahre Wissenschaft sie widerlegen. Im Gegenteil! „Der gestirnte Himmel", so beschließt ein protestantischer Naturforscher der Jetztzeit, Professor P. Joh. Müller in Zwickau, seine „Zeitgemäßen Gedanken über die Entstehung der Welt", „der gestirnte Himmel und die organische Welt", das sind die Pflanzen und die Tiere, „liefern einen Indizienbeweis, der jeden vorurteilsfreien Menschen davon überzeugen muß, daß die Welt nicht von selbst entstanden, sondern von Gott geschaffen worden ist."

---

[1] De Act. c. Fel. Manich. 1, 10.

V.

Kann die Menschheit von einem Paare abstammen?

Meine Herren! Obwohl es, wie Sie alle wissen, nach katholischer Lehre zwei Quellen der Offenbarung gibt, von denen die eine so göttlich, so glaub- und vertrauenswürdig wie die andere ist, die Heilige Schrift nämlich oder Bibel und die Überlieferung oder Erblehre, so richtet doch der Unglaube seine Angriffe ausschließlich auf jene erstere und warum? Ei, weil eben in ihr die Offenbarung Gottes, ich möchte sagen, in sicht- und greifbarer Gestalt vorliegt, allen zugänglich ist und eben deshalb um so leichter angegriffen und bekämpft werden kann.

Würde es nun der modernen Wissenschaft gelingen, auch nur diesen einen der beiden Grundpfeiler, auf denen das Gebäude des geoffenbarten Glaubens und der übernatürlichen Heilsordnung ruht, zu stürzen, dann käme der ganze Bau ins Wanken und zu Fall, wäre es mit aller Religion, der christlichen zumal, aus und vorbei. Denn darf man der Heiligen Schrift nicht mehr glauben, ja wem sollte man dann noch glauben dürfen? Daher sind denn auch die Vorkämpfer des heutigen Unglaubens unablässig an der Arbeit und gehen beständig darauf aus, in der Bibel Dinge aufzufinden, die sie als falsch erklären, als unmöglich hinstellen könnten, um triumphierend dann auszurufen: Das soll Gottes Wort sein? Solch eine Märchen- und Fabelsammlung, solch ein Lügenbuch soll vom Heiligen Geiste inspiriert, dem Geist der Wahrheit eingegeben sein? Wie man nun überhaupt den ganzen Schöpfungsbericht der Bibel als wissenschaftlich abgetan, weil mit den angeblichen Resultaten der Wissen-

schaft in Widerspruch stehend, bezeichnet und erklärt hat, so ist es insbesondere der Vers 27 des ersten Kapitels des ersten Buches Moses, der etwas absolut Unmögliches enthalten und behaupten soll. Und was ist das? Ei, daß Gott nur ein einziges Paar Menschen erschaffen habe, von dem dann alle andern, die ganze Menschheit abstammen sollte.

Aber warum soll denn das nicht möglich gewesen sein, nicht geschehen haben können? Aus einer ganzen Reihe von Gründen!

1. Zahl.

Nach ungefährer Schätzung gibt es jetzt so etwa 1500—2000 Millionen Menschen auf Erden. Nun sagt die Bibel allerdings nirgends, wann das erste Menschenpaar erschaffen worden sei, aber sie läßt doch so durchblicken und zwischen den Zeilen lesen, daß es noch nicht länger, vor nicht mehr als etwa 6000—7000 Jahren geschehen sei. In solch einem kurzen, wenigstens verhältnismäßig kurzen Zeitraum aber, so behauptet man, hätten unmöglich so viele Menschen von einem Paare abstammen können. Nein! „Mäuse sogar und Kaninchen", meinte der berühmte Affen-Vogt[1], „hätten an einer ähnlichen Emporbringung ihrer Nachkommenschaft verzweifeln müssen."

2. Rassen.

Ein einziger Blick sodann auf das Äußere der Menschen zeige schon zur Genüge, wie töricht es sei, zu behaupten, die Menschen stammten alle von einem Elternpaare ab. Oder? Der Neger mit seiner schwarzen Haut, seinen krausen Haaren

---

[1] Köhlerglaube 80; ebenso Burmeister, Geschichte der Schöpfung 621.

und wulstigen Lippen; der Indianer mit seiner roten Haut und seinen straffen Haaren; der Malaie mit seiner gelben Farbe und seinen Schlitzaugen und der Europäer endlich mit seiner hellen Haut und schönen Körperbildung, diese alle sollten Kinder eines Elternpaares, Brüder und Schwestern also sein? Rein undenkbar!

3. Zerstreutheit.

Wenn sodann, wie die Bibel doch ausdrücklich lehrt, das Paradies im oberen Stromgebiet des Euphrat und Tigris, Indus und Ganges gewesen ist, die Wiege der Menschheit also im Innern Asiens gestanden hat, wie hätten denn die Menschen von dort aus nach Amerika, Australien und die sonstigen Südseeinseln kommen können, zu einer Zeit, wo von regelrechter Schiffahrt noch so gut wie gar keine Rede war? „Wenn im Monde Menschen existierten", sagt der schon genannte Vogt[1], „die man, wenn sie herunterfielen, für unseresgleichen halten müßte, könnte man denn deshalb behaupten, sie stammten mit uns von denselben Eltern ab, wenn nicht zuerst die Möglichkeit der Bevölkerung des Mondes von der Erde aus, die Möglichkeit des Hinüberkommens dargelegt wird? Ebenso muß man zuerst nachweisen, wie die Menschen von Asien aus über die Seen und Meere oder durch Länder kommen konnten, in denen selbst Wölfe verhungern müßten.

4. Sprachverschiedenheit.

Endlich hat ja bekanntlich nicht bloß jedes Volk seine eigene Sprache, sondern in den unzivilisierten Ländern namentlich spricht jeder Stamm, ja nicht selten jedes Dorf in einer

[1] Köhlerglaube 69 74.

Weise, daß seine Nachbarn nichts davon verstehen. Sollen doch allein unter den Indianern Amerikas nicht weniger als an die 340 Sprachen geherrscht haben!

Würden nun aber, so meint man, alle Menschen von einem Paare abstammen, wie hätten so viele und verschiedene Sprachen entstehen können?

Je nun, so denkst du vielleicht, was liegt mir, was liegt überhaupt daran, von wievielen Paaren die Menschen abstammen, ob von einem oder einem Dutzend? Die Hauptsache ist, daß sie da sind und ihres Daseins sich erfreuen!

Doch gemach! Du irrst, und zwar ganz gewaltig!

Ob die Menschen von einem oder mehreren Paaren abstammen, ist eine Frage von der größten Bedeutung, der höchsten Wichtigkeit und Folgenschwere. Und warum dies? Inwiefern denn? Ei! Gar nicht zu reden davon, daß von ihr, wie schon erwähnt, die Glaubwürdigkeit der Bibel abhängt, steht und fällt mit ihr sogar das ganze Christentum!

Denn stammt die Menschheit nicht von einem Paare ab, dann gab und gibt es keine Erbsünde, dann aber auch keinen Erlöser von dieser Sünde, keinen Christus und kein Christentum!

Würde aber die Heilige Schrift in einem Punkte von solcher Wichtigkeit falsch berichten, ja dann wüßte man überhaupt nicht mehr, was man ihr glauben darf; hätte also ihr Ansehen als Gottes Wort seinen Todesstoß erhalten, wäre es einfach aus und vorbei mit ihr.

Somit ist es sehr wohl der Mühe wert, daß wir uns fragen und zusehen, wie es sich verhalte mit dem, was wir die moderne Wissenschaft gegen die Abstammung aller von einem Paare vorbringen und einwenden hörten.

Zu 1.

Was nun vor allem die vermeintlich übergroße Zahl der Menschen angeht, so hat das rein gar nichts zu bedeuten. Und warum nicht? Ei, weil sich nicht bloß auf dem Papiere ausrechnen, mathematisch also nachweisen läßt, sondern es überdies auch durch die praktische Erfahrung, die Neubevölkerung von Inseln nämlich, bestätigt ist, daß, wenn von Anfang an auf ein Elternpaar auch nur vier Kinder gekommen wären, nach tausend Jahren schon nochmal so viele Menschen hätten auf Erden sein können, als jetzt nach 6000—7000 Jahren auf ihr existieren.

Zu 2.

Die sog. Rassenunterschiede aber, die Verschiedenheit der Hautfarbe, Kopfbildung u. dgl. sind wohl für den ersten Anblick etwas auffallend, bei näherem Zusehen jedoch von sehr geringer Bedeutung. Diese Unterschiede nämlich finden sich keineswegs so allgemein und gleichbleibend vor, als man gewöhnlich meint. Die Neger haben nicht alle schwarze Haut und krause Haare und wulstige Lippen und was sonst noch zum üblichen Negertypus gehört. So ist der Stamm der Joloffen z. B. zwar glänzend schwarz, aber sonst von vollkommen europäischer Kopf- und Gesichtsbildung. Die Mandingos hingegen haben den üblichen Negerkopf, sind aber nicht schwarz, sondern ins Gelbliche streifend. Die Fullahs wiederum gleichen an Stirn- und Schädelbildung den Europäern, werden aber als rötlichbraun geschildert, wie auch die Nubier im Tale pechschwarz, die auf den Bergen aber rotbraun sind. Ebenso unrichtig ist es, die Indianer für kupferfarbig zu halten und als „Rothäute" zu bezeichnen. Diejenigen wenigstens, die ich selbst im Sommer 1902 sowohl in Karlsruhe als später wieder in London bei Buffallo Bills

„Wild West" gesehen, haben sich in gar nichts von der Gesichtsfarbe unserer jungen frischen Bauernburschen unterschieden. Unter den älteren Indianern dagegen sind viele mehr schmutziggelb als kupferbraun gewesen. Und überdies! Wir Europäer, sind wir denn alle Blaßgesichter? Und die Deutschen sind die samt und sonders blondhaarig und blauäugig? Nein! Diese körperlichen Verschiedenheiten, die teils vom Klima des betreffenden Landes herrühren, teils in der Lebensweise, den Sitten und Gebräuchen der Leute u. dgl. ihre Ursache haben, sind so wenig scharf ausgeprägt und so wenig allgemein und gleichbleibend, daß man überhaupt gar nicht weiß, in wie viele Rassen, ob in fünf, oder wie andere wollen, in dreißig oder gar zweiundsiebzig, die Menschen einzuteilen seien. Doch gewiß ein deutlicher Beweis, daß diese Unterschiede absolut kein Hindernis dafür bilden können, daß die Menschen von einem Paare abstammen!

Zu 3.

Um aber zu begreifen, und zwar sehr leicht zu begreifen, wie sie vor Erfindung der Dampfschiffe von Asien nach Amerika hinüberkommen konnten, darf man eben nicht an das große Wasser zwischen Hamburg und New York denken, sondern muß an jenen schmalen Streifen Wasser denken, der in der sog. Behringstraße sich zwischen Asien und Amerika hinzieht, der an einer Stelle nur 13 Meilen breit und überdies den größten Teil des Jahres zugefroren ist, so daß man mit aller Leichtigkeit hinüberkommen konnte. Gar nicht zu reden von der Inselgruppe der Aleuten, die sich von Kamtschatka bis zum amerikanischen Festland erstreckt und ihrer sehr kurzen Entfernungen wegen ganz bequem als Übergang hat dienen können.

Und zudem ist ja allbekannt, daß die Normannen lange vor Kolumbus über Island und Grönland nach Amerika gefahren waren und Niederlassungen dort gegründet hatten.

Was aber Australien betrifft und die Südseeinseln, die Sunda, Molukken, Philippinen und wie sie alle heißen, so stimmen ihre Bewohner in Sitten und Gebräuchen, Sage und Sprache derart mit den Südasiaten überein, daß ihre frühere Zugehörigkeit zu diesen außer Zweifel steht. Wie es überhaupt sehr wahrscheinlich ist, daß diese Inseln einst samt und sonders mit Afrika und Asien zusammengehangen und erst allmählich durch Versinken von Länderstrecken ins Meer solche Eilande geworden sind.

Wie wenig endlich das Meer an sich ein allzugroßes, geschweige denn unüberwindliches Hindernis für den Menschen bildet, geht aus der einzigen Tatsache hervor, daß Boote schon mehr als 800 Meilen weit durch Stürme verschlagen und durch die Strömungen fortgerissen wurden und doch alle ihre Insassen wohlbehalten an Land gekommen sind.

Zu 4.

Obwohl nun nicht geleugnet werden soll und kann, daß die Sprachenverschiedenheit unter den Menschen eine ungeheuer große ist, bei den Huronen Nordamerikas z. B., so bezeugt ein Missionär mit Namen Sagard, spricht kaum ein Dorf wie das andere, befolgen sogar zwei Familien derselben Niederlassung nicht genau die gleiche Aussprache, so sind es doch sie, die Sprachen gerade, die einen der deutlichsten Beweise für die ursprüngliche Einheit des Menschengeschlechtes liefern. Und inwiefern dies? Weil es eben, wie die vergleichende Sprachwissenschaft je länger je klarer zeigt, eine ganze Reihe von Wörtern, insbesondere, wie leicht begreiflich,

die Zahl- und Verwandtschaftswörter, gibt, die in ihrer einfachsten Form, ihren sog. Wurzeln, in allen Sprachen vorkommen und sich nachweisen lassen. Und zwar dergestalt, daß ein Gelehrter, namens Klaproth[1], obwohl er die babylonische Sprachenverwirrung für ein Märchen hält, dennoch sagt: „Die allgemeine Sprachverwandtschaft scheint nicht anders erklärbar als dadurch, daß sich noch Überbleibsel einer Ursprache in allen Mundarten der Alten und Neuen Welt vorfinden."

Der berühmte Sprachforscher Max Müller aber schreibt: „Die Sprachwissenschaft führt uns zu jenem Gipfelpunkt empor, von dem wir in das erste Frührot des Menschengeschlechts auf Erden niederblicken, und wo die Worte der Schrift: ‚Es hatte aber alle Welt nur einerlei Zunge und Sprache', eine natürlichere, verständlichere und überzeugendere Bedeutung annehmen als sie je zuvor besaßen."

* * *

Läßt sich somit einerseits auch gar nichts finden und vorbringen, was die Abstammung aller Menschen von einem Paare als unmöglich erwiese, so gibt es anderseits eine ganze Reihe von Punkten und Tatsachen, die sie über jeden Zweifel erhaben stellen.

Bei sämtlichen Menschen z. B. sind das Knochengerüst oder Skelett, der Blutumlauf, die Pulsfrequenz, die Normaltemperatur des Körpers, der Atmungs- und Verdauungsprozeß, die mittlere Lebensdauer und der gewöhnliche Verlauf der Krankheiten u. dgl. ein und dasselbe, vollkommen gleich.

Wie aber in körperlicher Beziehung der Hauptsache und

[1] Asia polyglotta 11.

dem Wesen nach die Menschen samt und sonders übereinstimmen, so auch in geistig-sittlicher Beziehung, der Seele nach.

Alle haben das Bedürfnis und Verlangen, sich gegenseitig auszusprechen, zu lachen und zu weinen, zu tanzen, zu spielen und Feste zu feiern. Bei allen sind dieselben schlimmen Eigenschaften und Untugenden: wie Neid und Mißgunst, Bosheit und Hinterlist, Rachsucht und Grausamkeit, Unmäßigkeit und Unsittlichkeit und als Erweise und Früchte dieser Laster Raub und Diebstahl, Mord und Totschlag anzutreffen. Insbesondere haben auch alle, die Wilden so gut wie die Gebildeten, das Bestreben, sich zu zieren, zu schmücken und herauszuputzen. Ja! Gigerl gibt's nicht bloß in Wien, sondern auch in Kamerun!

Wie aber dieselben schlimmen Anlagen und Neigungen, dieselben Fehler und Leidenschaften, so finden sich bei allen auch dieselben Tugenden und guten Eigenschaften, als da sind: Kindes- und Elternliebe, Achtung vor dem Alter und der Obrigkeit, Vaterlandsliebe, kriegerischer Sinn und Freude am Waffenhandwerk u. dgl.

Wie würden auch sonst unsere doch so tapfern und tüchtigen Soldaten in Südafrika z. B. so schweren Stand gehabt, so harte Arbeit zu tun gehabt haben!

Insbesondere aber, was von der allerhöchsten Wichtigkeit und geradezu ausschlaggebender Bedeutung ist, haben die Menschen samt und sonders, auch die scheinbar am tiefsten stehenden, eine wenn auch noch so dunkle und verworrene Vorstellung von einem höheren Wesen, einer Gottheit, sowie das Bewußtsein von Gut und Bös und einer ewigen Vergeltung, ewiger Belohnung oder Bestrafung, ein Beweis, daß unter ihnen allen kein wesentlicher Unterschied besteht, sondern vollkommene Einheit herrscht.

„Ich muß erklären", so schreibt darum auch der sonst ungläubige englische Naturforscher Huxley[1], „daß ich keinen triftigen Grund oder auch nur irgend eine Art haltbaren Beweises dafür finde, daß das Menschengeschlecht von mehr als einem Paare abstamme.

Und Haeckel sogar hat in der ersten Auflage seiner Natürlichen Schöpfungsgeschichte (S. 600) die Äußerung getan: „Es kann nicht zweifelhaft sein, daß die Ansicht derer, welche den einheitlichen Ursprung aller Menschenarten behaupten, jedenfalls die richtige", und eben damit, so schließen wir, die Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift auch hierin gewahrt und die Möglichkeit der Erbsünde und der Erlösung gesichert ist.

VI.

Wie alt ist die Menschheit?

Meine Herren! Wie die Heilige Schrift zwar lehrt, daß die Welt nicht ewig, nicht immer dagewesen, sondern eines schönen Tags von Gott erschaffen und zum Wohnsitz der Menschen hergerichtet worden sei, sie aber mit keiner Silbe sagt, wie er das im einzelnen und des näheren gemacht habe, eben weil das gar nicht ihr Zweck und ihre Aufgabe ist, hierüber Aufschluß zu geben, geradeso lehrt sie auch, daß er den ersten Menschen aus Staub der Erde gebildet und eine Seele ihm eingehaucht habe, ohne aber auch hier zu sagen, wann, in welchem Jahrhundert oder Jahrtausend dies geschehen, wie alt also die Menschheit sei.

[1] Über unsere Kenntnis von den Erscheinungen 101.

Immerhin aber hat sie eine Reihe von Angaben, wie z. B. die Lebensdauer der alten Patriarchen oder Erzväter der Menschheit, des Adam, Noe, Methusalem u. dgl. oder die Regierungszeit der jüdischen Könige und Ähnliches, was uns in den Stand setzt, doch einigermaßen wenigstens berechnen zu können, wie lange die Menschheit schon da sein müsse. Und so hat man denn geglaubt, das Alter derselben auf sechs- bis siebentausend Jahre schätzen zu sollen, natürlich auch dies wieder nur, um von der modernen Wissenschaft darob verhöhnt und ausgelacht zu werden.

Wie, was, sechstausend Jahre! so rufen die Geologen und die Anthropologen und die Archäologen und Paläontologen, und wie sie alle heißen, die Gelehrten, die das Erdinnere erforschen oder die alten Gräber nach menschlichen Gebeinen, Geräten, Waffen und Schmucksachen u. dgl. durchwühlen, oder Tierknochen und Pflanzenresten nachspüren; nach den Berechnungen, die wir auf Grund unserer Funde aufstellen, muß die Menschheit viel älter, wenigstens Hunderttausende, wenn nicht gar Millionen von Jahren alt sein!

Die Bibel also mit ihren lumpigen sechs- bis siebentausend Jährchen hat da wieder einmal gehörig neben das Ziel geschossen!

Ist das nun wirklich der Fall? Sollte sie tatsächlich so im Unrecht sein hierin, die Heilige Schrift? Wie und womit wollen denn diese Herren der Wissenschaft beweisen, daß die Menschheit so ungeheuer viel älter sein müsse? So hört denn!

1. Versteinerungen.

Unter der Regierung des Kaisers Franz II. von Österreich hat man eines Tages in der Donau einen Baumstamm gefunden, der total zu Stein geworden war. Weil nun der

Kaiser wissen wollte, wie lange es dazu gebraucht habe, so erinnerte man sich an jene Brücke, die einst der römische Kaiser Trajan bei Belgrad über die Donau hatte schlagen lassen. Und da grub man dann einen Pfahl heraus, der in diesen 1700 Jahren 1,5 cm versteinert, zu Achat geworden war. Da nun jener ganz versteinerte Baum einen Durchmesser von 1,8 bis 2,1 m hatte, so müßten, wenn die Rechnung stimmte, bis zu dieser seiner gänzlichen Versteinerung nicht weniger als 200000—300000 Jahre verflossen sein. Nun hat man auch in Amerika ebenso dicke Baumstämme gefunden, die ebenfalls ganz versteinert waren und dabei Arthiebe, Spuren also menschlicher Tätigkeit an sich getragen haben. Folglich, so haben die Männer der Wissenschaft geschlossen, müssen vor 200000—300000 Jahren dort Menschen gelebt haben, von denen diese Arthiebe herrühren.

2. Anschwemmungen.

In Ägypten sodann hat im Jahre 1850 ein Gelehrter namens Horner im Nilschlamm 13 m tief eine Tonscherbe, menschliche Arbeit also, gefunden. Da nun der Nil, wie er glaubte beobachtet zu haben, jährlich 96 mm Schlamm ablagert, so würde es ungefähr 13000 Jahre gebraucht haben, bis diese Tonscherbe so tief oder so hoch mit Schlamm bedeckt war, und müßten natürlich dementsprechend ebenso lange und noch länger Menschen dort gelebt und Tonscherben verfertigt haben.

Fast zur selben Zeit hat man auch in Amerika bei New Orleans 5 m tief unter den Wurzeln eines Zypressenbaums am Mississippiufer einen Indianerschädel gefunden, dessen Alter der Gelehrte Bennet Dowler auf nicht weniger als 57600 Jahre glaubte schätzen zu müssen.

3. Torfmoore.

In den Torfmooren des Sommetals sodann ist 9 m tief ein mit Steinen beladenes Boot entdeckt und zu Tage gefördert worden. Da nun der Torf, wie ein Gelehrter namens Boucher de Perthes beobachtet haben will, in 100 Jahren nur 3 cm wächst, so müßten die Leute, die jenes Boot gefertigt und geladen haben, vor mehr als 33 000 Jahren schon an der Arbeit gewesen sein.

4. Pfahlbauten.

Der Winter 1853 auf 1854 ist so trocken gewesen und infolgedessen der Wasserspiegel der Seen und Flüsse derart gesunken, daß ihre Betten auf weite Strecken bloßgelegt wurden. Als man dann im Zürichersee bei zufälligen Ausgrabungen plötzlich und ganz unvermutet auf Köpfe von dicken Holzpfählen stieß und Geräte aus Stein, Horn und Knochen fand, so war man natürlich sofort überzeugt, daß das dereinst menschliche Wohnungen gewesen sein mußten, die selbstverständlich damals über das Wasser emporragten. Und nun folgte Entdeckung auf Entdeckung. Vom Genfersee angefangen bis tief nach Österreich hinein, von der Ostsee bis nach Oberitalien, in Bayern namentlich und in der Schweiz, wurden an fast sämtlichen Seeufern solche Wohnungen, Pfahlbauten genannt, aufgefunden, deren Alter man ohne weiteres auf 50000—100 000 Jahre schätzte.

5. Tierknochen.

In der Nähe von Puy sodann, einem Städtchen der Auvergne in Südostfrankreich, hat man 1844 auf den Abhängen des längst erloschenen Vulkans Denise in einem Block von porösem Tuffstein, den dieser Vulkan wohl ausgeworfen

hatte, menschliche Gebeine entdeckt. Weil nun andere daselbst herumliegende Blöcke Knochen von Mammut und Nashorn enthielten, so war klar, daß diese Tiere und jene Menschen einmal da zusammen gelebt haben mußten. Nun sind aber diese Tierarten, sagen die Gelehrten, schon wenigstens Hunderttausende von Jahren ausgestorben, somit muß es vor ebensovielen Jahren schon Menschen gegeben haben.

So hat man auch in England bei Kent und Settle in Yorkshire Steingeräte, menschliche Arbeit also, und menschliche Gebeine, mit Knochen von Höhlenbären u. dgl. längst verschwundenen Tierarten vermischt, unter Tropfsteinbildungen, sog. Stalagmitendecken, aufgefunden, deren Alter man auf 200 000 oder wie Wallace auf 500 000, ein gewisser Vivian sogar auf eine Million Jahre glaubten schätzen zu sollen.

6. Stein-, Bronze- und Eisenzeit.

Der griechische Dichter Hesiod schon im 9., sowie die römischen Dichter Ovid und Lucrez im 1. Jahrhundert v. Chr. haben das Alter der Menschheit nach den Materialen ab- und eingeschätzt, deren man sich zur Verfertigung von Waffen und Hausgeräten bediente.

„Hände mit Steinen bewehrt", so singt z. B. Lucrez[1], „und waldentsprossenen Knütteln; Nägel dazu und Zähne waren die ältesten Waffen. Nachmals ward erprobt die Kraft von Eisen und Bronze; doch war Bronze zuerst im Gebrauch, erst später das Eisen."

Als man nun Mitte der dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts in den Waldmooren Dänemarks zwischen Fichtenstämmen der untersten Lage nur Geräte von Kieselstein, in einer höheren aber Schilde und Schwerter aus Bronze, in

[1] De rerum natura l. 5, v. 1282.

der obersten dagegen Waffen und Geräte aus Eisen antraf, dann hat auch der dänische Archäolog Thomsen im Jahre 1837 sofort begonnen, von einem sog. Stein-, Bronze- und Eisenzeitalter, d. h. davon zu reden, daß die Menschheit der Reihe nach zuerst nur Steingeräte, dann auf einer höheren Bildungsstufe solche aus Bronze und schließlich aus Eisen gefertigt und damit hantiert habe. Und bis nun natürlich eine jede dieser Perioden durchlaufen und die nächst höhere erreicht war, hat es so viele Hunderttausende von Jahren gebraucht, daß man von den sechs- bis siebentausend der Bibel gar nicht mehr reden durfte, wenn man sich nicht blamieren und lächerlich machen wollte.

Und dennoch! Trotz dieses scheinbar so gewaltigen Beweismaterials, mit dem die moderne Wissenschaft die Zeitangaben der Bibel als durchaus falsch erklären und sie selbst damit als gänzlich unglaubwürdig hinstellen wollte, hat dieselbe auch hierin wieder recht behalten.

Zu 1.

Wenn nämlich, um mit dem ersten sog. Zeitmesser der Menschheit zu beginnen, an jenem Pfahl von der Trajansbrücke über die Donau in 1700 Jahren erst 1,5 cm versteinert war, so ist nachgewiesen, daß die Stämme in Amerika, um total zu versteinern, noch nicht einmal 400 Jahre gebraucht haben konnten. Die Axthiebe nämlich, die sie an sich trugen, rührten ganz offensichtlich von europäischen Äxten her und waren somit nicht vor 1492, d. i. nicht vor der Entdeckung Amerikas durch Kolumbus, jenen Bäumen beigebracht worden.

Der Versteinerungsprozeß dauert eben nicht überall gleich lang, sondern ist je nach der Art des Holzes und der

Beschaffenheit des Wassers u. dgl. sehr verschieden und darf eben darum von der Dauer des einen nie und nimmer auf die des andern geschlossen werden.

Zu 2.

Wieviel Schlamm sodann der Nil alljährlich da und dort ablagert, das hängt doch nicht bloß von der sehr verschiedenen Regenmenge ab, die in Oberägypten niedergeht, sondern auch von den Dämmen, die die Bauern rechts und links errichten. Und zudem! Kann denn jene Tonscherbe nicht in eine dort befindliche Grube, Zisterne u. dgl. gefallen gewesen sein? Hat man ja doch tatsächlich dort in zwei Bohrlöchern von 18 und 21,6 m Tiefe Backsteine gefunden, die ganz zweifellos nicht schon vor hunderttausend Jahren, sondern höchstens etwa dreißig Jahre v. Chr., d. h. erst nach der Eroberung Ägyptens durch die Römer, dahinunter gekommen sein konnten, denn sie waren nicht nach ägyptischer Art an der Sonne getrocknet, sondern nach römischer Art im Feuer gebrannt.

Ebenso schwankend und ungleichmäßig aber wie die Ablagerung des Nilschlamms ist auch das Heben und Senken der Flußufer. Wie lang deshalb jener Indianerschädel am Mississippiufer bei New Orleans unter der Zypresse gelegen, ja wie er überhaupt dahingekommen ist, läßt sich doch absolut nicht auch nur annähernd bestimmt angeben.

Zu 3.

Nicht weniger unbrauchbar als Zeitmesser für das Alter der Menschheit sodann sind die Torfmoore und was in ihnen gefunden wird. Denn je nachdem es Wiesenmoore oder aber

Waldmoore und die Jahre trockener oder feuchter sind, wachsen dieselben eben auch langsamer oder geschwinder. Wenn daher jener Boucher de Perthes das Anwachsen der französischen Moore auf nur 3 cm im Jahrhundert schätzte, so haben andere Gelehrte, wie Leonhard und Quenstedt, beobachtet, daß in Ostfriesland 1,8 m tiefe Torfgräben sogar in dreißig Jahren schon wieder verwachsen waren. Und zudem! Wer weiß denn, wie der betreffende Gegenstand in die Tiefe des Moores hinabgekommen, ob der Torf über ihm gewachsen, oder nicht vielmehr er in denselben hineingesunken ist? Hat man doch bei Flensburg z. B. römische Schilde 3—3,3 m, bei Gröningen eine solche Münze mit der Jahrzahl 237 n. Chr. sogar 9 m tief im Torfe gefunden, ein Beweis, daß es gar nicht so übermäßig langer Zeit, keiner Jahrtausende bedarf, um da hinunterzukommen.

Zu 4.

Pfahlbautenbewohner aber hat es, wie der griechische Geschichtschreiber Herodot berichtet und bezeugt, zur Zeit des Perserkönigs Darius, um 500 also v. Chr. noch gegeben. „Die bisherigen Annahmen bezüglich des Alters der Pfahlbauten", sagt deshalb ein guter Kenner derselben mit Namen Frz. Maurer[1], „sind durchgängig zu hoch gegriffen. Sie können in unserem deutschen Norden erst zwischen 800 und 500 v. Chr. entstanden sein." Ja! Ein besonderer Erforscher dieser Bauten[2], namens Dallmann, behauptet sogar, daß die Blütezeit derselben höchstens zwischen 400 und 300 v. Chr. anzusetzen sei.

---

[1] Ausland 1864, 913.

[2] Die Pfahlbauten 161.

Zu 5.

Daß der Mensch sodann mit Mammut, Höhlenbär und Höhlenlöwe und andern nun ausgestorbenen Tierarten zusammengelebt habe, ist gewiß, aber ebenso gewiß ist auch, daß er deshalb noch keineswegs so übermäßig alt sein, noch keine Fünfzig- oder gar Hunderttausende von Jahren existieren muß. Hat es doch z. B. Renntiere und Auerochsen, deren Knochen gar nicht selten mit Mammut-, Rhinozeros- und Höhlenbärenknochen vermischt gefunden werden, zu Cäsars Zeit, vor kaum zweitausend Jahren also, in ganz Deutschland noch gegeben. Und die vielen Mammute, die alljährlich mit noch blutigen Knochen samt Haut und Haaren im fest gefrorenen Boden Sibiriens, am Lenaflusse namentlich, entdeckt und ausgegraben werden, die beweisen doch ganz klar, daß diese Tiere noch gar nicht allzulange, auf keinen Fall schon länger als zweitausend Jahre ausgestorben sind.

„Wenn der Mensch", sagt deshalb der berühmte Naturforscher Schaafhausen[1], „wie wir jetzt ganz sicher wissen, zur Zeit des Mammuts und Rhinozeros, der Hyäne und anderer Höhlentiere gelebt hat, ja sollen wir dann nicht lieber annehmen, daß diese Tiergeschlechter zu einer viel späteren Zeit noch gelebt haben, als gewöhnlich behauptet wird, anstatt daß wir dem Menschengeschlechte, wie es die Gelehrten Lyell und Schleiden tun, ein Alter von hunderttausend Jahren zuschreiben?"

Zu 6.

In jeder Hinsicht und Beziehung endlich unbrauchbar als Zeitmesser für das Alter der Menschheit ist die von

[1] Archiv f. Anthropol. V 119 123.

Dänemark her importierte Stein-, Bronze- und Eisenzeit. Ist ja schon die Grundlage und Voraussetzung, auf der sie ruht, die Meinung und Lehre nämlich, daß der Mensch vom Affen abstamme, absolut falsch. Nein! Der Mensch hat nicht mit jenem Zustand der tierischen Wildheit angefangen, in welchem er nur für die allerprimitivsten Gebilde aus Stein, Horn u. dgl. Verständnis und Verwendung gehabt hätte. Im Gegenteil! Je weiter wir zurückgehen in der Geschichte der Menschheit und die Jahrtausende hinaufsteigen ihren ersten Anfängen entgegen, desto höher ist die Kultur, die wir da finden und antreffen. Steht ja doch im vierten Kapitel des ersten Buches Moses schon geschrieben, daß Tubalkain ein Hämmerer und Schmied in allem Erz- und Eisenwerk gewesen sei.

Während daher, wie Herodot berichtet, im Heere des Perserkönigs Xerxes die Garden oder Kerntruppen in Schilden und Panzern von Gold erglänzten, waren die aus den Gebirgen Westäthiopiens kommenden Stämme noch mit Steinspitzenpfeilen ausgerüstet. Gerade wie auch in dem doch so hoch zivilisierten Ägypten, wie die Funde in den Grabkammern beweisen, Waffen und Werkzeuge aus Stein bis in die letzten Zeiten vor Christi Geburt noch gebraucht wurden. Während eben die Reichen sich den Luxus von Geräten aus allerlei Metall erlaubten, haben die ärmeren Leute, ganz wie heute noch, sich mit einfacheren, billigeren Geräten begnügt. Überhaupt hängt diese Frage ja weit weniger von der Bildungsstufe eines Volkes, als vielmehr davon ab, was für Metalle sich in einem Lande vorfinden oder doch beschafft werden können; insbesondere daher auch, in welchen Handels- und Verkehrsbeziehungen ein Volk zu andern gestanden. Die meisten Archäologen daher sind

der Ansicht, daß die in Dänemark und Norddeutschland gefundenen Bronzestücke überhaupt gar keine einheimischen Fabrikate, sondern von den Römern und Phöniziern importierte sind.

Ganz besonders klar aber tritt die Falschheit, ja Unmöglichkeit, dieser Zeiteinteilung zu Tage, wenn man daran denkt, daß die Bronze ja, als eine Zusammensetzung aus Kupfer und Zinn, viel schwerer zu kennen und herzustellen ist als das einfache Eisen, ja daß die Bronze ohne Werkzeuge von Eisen und Stahl überhaupt gar nicht bearbeitet werden kann. Auf jeden Fall also müßte die Eisenperiode der Bronzeperiode vorangegangen, früher als diese gewesen sein, aber nicht umgekehrt! „Die primitive Methode", so hat einer der ersten Metallurgen der Neuzeit, John Percy[1], sich hierüber ausgesprochen, „ein gutes, hämmerbares Eisen aus dem Erze zu gewinnen, wie sie heute noch in Indien und Afrika im Gebrauche ist, erfordert einen weit geringeren Grad von Geschicklichkeit als die Fabrikation der Bronze. Denn die Herstellung dieser Legierung bedingt die Kenntnis des Kupferausbringens, Zinnschmelzens und der Kunst, zu formen und zu gießen. Vom metallurgischen Standpunkte aus muß man daher vernünftigerweise annehmen, daß das sog. Eisenalter dem Bronzealter voranging." „Das ist so wenig zweifelhaft", fügt ein anderer Fachgelehrter, namens Hostmann[2], hinzu, „und die Annahme, daß sogar hoch vollendete Bronzesachen jemals mit Werkzeugen aus Bronze herzustellen gewesen wären, steht mit unserem gesamten technischen Wissen in so schneidendem Widerspruch, daß man

[1] Archiv f. Anthropol. VIII 297.
[2] Ebd. 300.

mit voller Berechtigung eine solche Lehre als Schandfleck der heutigen Archäologie bezeichnen könnte."

* * *

Alle diese Versuche somit, auf Grund der genannten Zeitmesser das Alter der Menschen zu berechnen, und zwar nach Hunderttausenden, wenn nicht gar von Millionen von Jahren es zu berechnen und eben damit die Bibel wieder einmal Lügen zu strafen, sind alle mißlungen, vollkommen fehlgeschlagen.

Anderseits dagegen ist es die ernste und nüchterne, weil vorurteilslose Forschung und Wissenschaft, deren wirkliche Resultate je länger je klarer beweisen, daß die Menschheit, weit entfernt, mit tierischer Roheit und Wildheit begonnen zu haben, im Gegenteil von Anfang an auf einer hohen Stufe der Kultur gestanden ist, und daß ihre ältesten Spuren nicht allzuviel über sechs bis sieben Jahrtausende hinausliegen.

„Die Meinung einiger Naturforscher", so gesteht daher ein gewiß ganz unverdächtiger Zeuge namens E. v. Bär[1], „die dem Menschengeschlechte ein Alter von Hunderttausenden oder Millionen von Jahren geben wollen, entbehrt aller Gründe und dürfte dasselbe nicht sehr viel älter sein, als man nach den biblischen Angaben gerechnet hat", und bliebe somit die Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift auch in diesem Punkte aufs allerschönste und beste gewahrt.

---

[1] Studium 411.

VII.

Kann der Mensch vom Affen abstammen?

Meine Herren! Wenn auch im Hochalpenlande die Spitzen der Bergesriesen längst schon von der aufgehenden Sonne beschienen sind und im schönsten, hellsten Tageslicht erglänzen, so pflegen doch die Niederungen, die Täler und Ebenen noch lange in die Schatten und Nebel der schwindenden Nacht gehüllt zu sein.

Und ähnlich auf dem Gebiete der Wahrheit, in Sachen des Wissens und Erkennens! Mag auch da die Nacht der Lüge und die Finsternis des Irrtums durch das siegreich vordringende Licht der Wahrheit längst schon von den Spitzen der Wissenschaft gewichen sein, die niedern Regionen und unteren Klassen der Gesellschaft, der große Haufe werden lange noch in der alten Nacht und Finsternis des Irrtums gefangen und zurückgehalten.

Die Darwin-Haeckelsche Lehre z. B., daß der Mensch vom Affen abstamme, diese sog. Deszendenztheorie, ist von den Spitzen der Wissenschaft, den eigentlichen Fachgelehrten mit nur wenigen Ausnahmen, wie Wiedersheim, Weißmann u. a., gänzlich verlassen und als absolut falsch und unsinnig aufgegeben.

Die Romanschreiber dagegen und die sonstigen Gelehrten dieser Art, jene zumal, die an den Biertischen und Hobelbänken u. dgl. das große Wort führen, halten immer noch, und zwar desto zäher daran fest. In dem Konferenzzimmer des Gymnasiums z. B., an dem ich zehn Jahre angestellt war, ist eines Morgens ein Buch aufgelegen, dessen hochgelehrter Verfasser allen Ernstes behauptete, daß unsere jetzige

aufrechte Körperhaltung durchaus unnatürlich sei, weil wir eben auch wie unsere Stammväter auf allen Vieren gehen sollten, und weil wir das nicht täten, also sündigten gegen die Natur, hätten wir so viel mit Hals- und Brustleiden zu kämpfen. Und die sog. „Herren-" oder „Übermenschenmoral", der in dieser unserer Zeit gerade die allerweitesten Kreise, Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete, huldigen, indem sie über alle und jede sittliche Schranke sich kühn hinwegsetzen und nur ein Gesetz noch, das der Sinnenlust und seiner Befriedigung, anerkennen, ja was ist das anderes als die Deszendenzlehre oder Affentheorie in die Praxis umgesetzt, im Leben betätigt!

Daher ist es gewiß nicht unangebracht, sei es zur eigenen Orientierung und Aufklärung, sei es zur gelegentlichen Verteidigung der Wahrheit andern gegenüber, in möglichster Kürze wenigstens dasjenige vorzuführen, was diese Abstammungslehre als vollkommen halt- und grundlos, in jeder Hinsicht und Beziehung falsch erweist.

1.

Derjenige Gelehrte zwar, der durch sein im Jahre 1859 erschienenes Buch über „die Entstehung der Arten" den Anstoß zu dieser Affentheorie gegeben, der Engländer Karl Darwin, hat das Dasein Gottes noch nicht geleugnet, sondern die Notwendigkeit eines Schöpfers vollkommen anerkannt. Die allerersten Lebewesen wenigstens, sagt er, so etwa fünf bis sechs verschiedene Stammformen, müssen von Gott erschaffen worden sein.

Weil nun aber diese Theorie oder Lehre Darwins von dem Sichherausentwickeln aller höheren Tierarten aus einigen wenigen Ur- oder Grundformen seinen Nachbetern, wie Vogt,

Büchner, Moleschott und insbesondere Haeckel in Jena nur dann als wissenschaftlich vorkam und fürs Leben namentlich brauch- und verwendbar schien, wenn man sich damit Gottes entledigen, oder wie Vogt[1] sich ausdrückte, „den Schöpfer ohne weiteres vor die Türe setzen und dem Wirken eines solchen auch nicht den geringsten Raum mehr lassen konnte", so sind eben diese Herren dann weiter gegangen und haben, ohne allen und jeden Beweis dafür zu besitzen, einfach behauptet, auch das allererste Lebewesen schon sei von selber entstanden; das berühmte Dreckklümpchen auf der fabelhaften Insel Lemurien sei von selbst lebendig und damit der Stammvater aller Lebewesen auf Erden geworden.

Da nun aber, wie nicht bloß die tägliche Erfahrung lehrt, jeder Bauer und jede Bäuerin weiß und überdies durch die sorgfältigsten Versuche des berühmten Pariser Professors Pasteur über jeden Zweifel erhaben gestellt ist, Leben niemals aus dem Leblosen, sondern stets nur aus Lebendigem, d. h. Leben enthaltenden Eiern, Keimen, Samen u. dgl., entsteht, so ist eben damit auch ohne weiteres klar, daß diese ganze Haeckelsche Entwicklerei der Lebewesen aus dem Urschleim niemals stattgefunden hat, eben weil sie nicht hat stattfinden können, rein unmöglich war.

Was sich aber so zum vornherein als unmöglich und darum auch als nicht geschehen erweist, wird als solches noch überdies durch folgendes bestätigt.

2.

Wenn gar manches Jahrtausend verfließen mußte, wie Professor Wiedersheim am 20. und 27. November 1899

[1] Vorlesungen über den Menschen II (1863) 260.

in seinen öffentlichen Vorträgen zur Förderung der Volksbildung dahier erklärte, „bis die Fische zu Fröschen" geworden waren; es sogar Millionen von Jahren brauchte, bis nur das Ohr des Menschen so weit entwickelt und ausgebildet war, daß der arme Tropf doch endlich einmal ordentlich hören konnte, dann müßte unter den zahllosen Versteinerungen, die im Innern der Erde lagern, doch unbedingt auch eine ganze Menge dieser Übergangsformen von einem Zustand in den andern aufzufinden sein.

Nun ist aber keine einzige noch, noch gar nichts dieser Art entdeckt worden. Eine Tatsache dies und eine Schwierigkeit, von der Darwin selbst schon eingestanden hat, daß er nicht an sie denken könne, ohne im Glauben an seine Lehre erschüttert und wankend gemacht zu werden. „Wo", so fragt er selbst[1], „sind sie denn, die zahllosen Übergangsformen, die wir doch finden müßten, wenn sie da wären? Wie kommt es, daß nirgends in der Natur ein Gewirr ineinander verschwimmender, unbestimmbarer Formen zu entdecken ist?"

Und sodann! Was einmal Naturgesetz gewesen ist, das bleibt Naturgesetz! Hätte also dieses Heraus- und Weiterentwickeln des einen aus und zu dem andern jemals stattgefunden, dann müßte es auch heute noch stattfinden, müßte heute noch die ganze Tier- und Pflanzenwelt, um mit Darwin selbst zu reden, ein einzig großes Gewirr ineinander verschwimmender Formen bilden. Aber ist denn das der Fall? Wo ist denn heute der Fisch zu finden, der im Begriff ist, ein Frosch zu werden? Wo der Mensch zu finden, der auf dem Sprung steht, längere Ohren zu bekommen, ein Langohr also zu werden?

[1] Das Variieren der Tiere und Pflanzen 193.

Wohl kann man ja künstlich innerhalb einer Tier- und Pflanzenart sog. Spielarten, verschiedene Rosen- und Nelken-, Hunde- und Pferdearten, ziehen und züchten, aber nie und nimmer aus einer Art eine andere, aus einer Nelke eine Rose, aus einem Hund ein Pferd machen. Nein! Art, sagt man mit Recht, läßt nicht von Art!

Und zudem, was von allem noch das Haarsträubendste ist bei dieser ganzen Haeckelschen Entwicklerei, soll natürlich nicht das geringste gedacht, gar nichts mit Absicht und Überlegung gemacht worden, sondern alles nur so von selber durch reinen blinden Zufall geschehen sein!

Wer also meinte, unsere Augen und Ohren seien da, damit wir sehen und hören könnten, der täuschte sich! Nein! Umgekehrt! Weil sich zufällig unter der Stirne diese beiden Höhlungen mit ihren Kügelchen drin und zu beiden Seiten des Kopfes diese Windfänge gebildet haben, darum sind wir nun in der allerdings sehr angenehmen Lage, sehen und hören zu können. Doch gewiß ein Unsinn dies, wie er, solange die Welt steht, noch nicht haarsträubender ausgeheckt worden ist! Nein! „Auch nur die Entstehung eines Grashalms durch blinden Zufall erklären zu wollen", sagt deshalb der berühmte Philosoph Kant[1] einmal, „ist einfach unmöglich und eine Schande für den Menschen, der dies tut."

Nun ist zwar damit schon bewiesen, und zwar sonnenklar bewiesen, daß wie von der ganzen Haeckelschen Entwicklerei überhaupt, so natürlich des besondern auch von der Abstammung des Menschen vom Affen absolut keine Rede ist, noch sein kann, aber weil nun eben doch zwischen beiden ganz unleugbar eine gewisse äußere Ähnlichkeit besteht, so soll

[1] Kritik der Urteilskraft § 75.

in aller Kürze noch auf jene ungeheuren Verschiedenheiten hingewiesen werden, die sie geradezu um Sternenweiten voneinander trennen, eine Abstammung des einen vom andern als rein unmöglich erweisen.

3.

a) Körperlich. Wenn freilich so ein Schimpanse oder Orang-Utang oder ein Gorilla gar in Frack und Zylinder in einem Zirkus auftritt und seine Kunststückchen losläßt, dann scheint allerdings auf den ersten Anblick der Unterschied zwischen uns und ihm nicht allzugroß und ein gewisses Verwandtschaftsverhältnis recht wohl möglich zu sein. Sobald man aber den Burschen etwas näher betrachtet und schärfer ansieht, wird sofort klar, daß er schon in körperlicher Beziehung eben doch himmelweit von uns verschieden ist.

Vor allem nämlich, um nur das eine und andere hervorzuheben, hat der Kerl ja gar keine Füße, sondern lauter Hände! An seinen sämtlichen vier Extremitäten nämlich liegen die Enden oder Spitzen nicht, wie bei unserem Fuße, nebeneinander in einer Linie, sondern ist, wie bei unserer Hand der Daumen, stets eine dieser Spitzen den andern gegenüberstellbar. Und eben deshalb, weil sie Vierhänder sind, die Affen, können sie zwar vorzüglich klettern, aber ohne Prügel oder sonstige Stütze weder aufrecht stehen noch gehen.

Diese seine gänzliche Fußlosigkeit aber würde allein schon genügen, um sonnenklar zu zeigen, daß wir von solch einem bodenhumpelnden, aber astspringenden Vierhänder ganz unmöglich abstammen können.

Dazu kommt aber noch, daß auch zwischen dem Kopf des Affen und dem des Menschen ein gewaltiger Unterschied

besteht. So hat z. B. der Schädel des Menschen niemals weniger als 1200 ccm, der des Affen aber niemals mehr als 600 ccm Inhalt; weshalb auch das Gehirn des Menschen nie weniger als 32 Unzen, das des Affen, auch des größten, nie mehr als 20 Unzen wiegt, und der sog. Campersche Gesichtswinkel, d. i. der Winkel, der dadurch entsteht, daß man von der Stirne und vom Ohre aus je eine Linie nach dem oberen Nasenende zieht, beim Menschen nie weniger als 75°, der des Affen aber nie mehr als 65° beträgt.

Daher hat denn auch unser berühmter Professor Virchow von Berlin auf der fünfzigsten Versammlung der deutschen Naturforscher in München am 22. September 1877 erklärt: „Es ist noch kein Affenschädel gefunden worden, der einem Menschen hätte angehören können. Und so ist immer noch eine scharfe Grenze zwischen Mensch und Affe."

Weit schärfer noch aber, wenn möglich, ist die Grenze und viel größer noch der Unterschied, der zwischen beiden in geistiger Hinsicht besteht.

b) Geistig. Kommen Menschen, Freunde zumal oder gute Bekannte zusammen, was ist ihr Erstes, ihr Liebstes? Sich zu begrüßen, zu unterhalten, über dieses und jenes sich zu äußern, kurz, miteinander zu reden. Kommen aber Affen zusammen, was tun die? Wohl lassen sie ja auch gewisse Laute vernehmen, die ihr Wohl oder Unbehagen zum Ausdruck bringen, aber das ist kein Gerede, sondern ein Gebrüll. Und warum sprechen sie nicht miteinander? Ei, weil sie nichts zu sagen wissen, keine Gedanken haben, ein Beweis, daß ihnen das eben fehlt und abgeht, was für den Menschen jene so überreiche Quelle bildet, aus der er seine Ideen und Vorstellungen und Gedanken aller Art zu schöpfen pflegt, daß ihnen der Verstand fehlt, die Vernunft abgeht.

„Die einzig hohe Schranke zwischen Mensch und Affe", sagt darum der berühmte Sprachforscher Max Müller[1], „ist die Sprache. Sie ist der Rubicon, den kein Affe noch zu überschreiten gewagt hat."

Ein Gelehrter freilich, namens Topinard, glaubt uns versichern zu können, daß die Brüllaffen wirklich Sitzungen abhalten, in denen einer eine ganze Stunde lang Vortrag hält. Aber höchst wahrscheinlich wollten sie damit nur, wie es ja dem Nachahmungstrieb ihrer Rasse und insbesondere ihrer Eigenschaft als Brüllaffen ganz entspräche, eine jener weltbekannten österreichisch-ungarischen Parlamentssitzungen nachmachen, wozu dann allerdings nicht viel Geist, weder Verstand noch Vernunft, erfordert wäre.

Viel glaubwürdiger jedoch als dieser Brüllaffensitzungsbericht klingt, was Männer erzählten, die in den Wäldern Südamerikas mit Holzfällen beschäftigt waren.

Eines Tages nämlich sahen sie, wie ein Rudel Affen sich um das Feuer herumhockte, an dem sie selbst soeben sich erwärmt hatten. Obwohl nun Holz in Hülle und Fülle am Boden lag, so kam doch keinem der Affen in den Sinn, davon nachzulegen. Nein! Sie ließen das Feuer ruhig ausgehen. Dann kletterten sie wieder auf ihre Bäume, verkrochen sich im Ast- und Blätterwerk und froren einfach weiter.

Natürlich! Sie haben eben, so wenig als irgend ein anderes Tier, einen Zweckbegriff; wissen nicht, warum und wozu etwas da und gut ist. Während deshalb auch, soweit die Sonne scheint, noch kein Völkerstamm, und stand er sonst auch noch so tief, gefunden wurde, der nicht Waffen und Werkzeuge aller Art zu fertigen und zu gebrauchen verstand, so

[1] Vorlesungen I (1863) 303.

ist davon bei den Affen absolut keine Rede. Nein! „Die Affen", so bezeugt ein Gelehrter, der sie sehr lange in den westafrikanischen Wildnissen zu beobachten Gelegenheit hatte, Pechuel-Loesch[1] nämlich, „kämpfen zwar mit den Händen und Zähnen; sie schlagen, kratzen und beißen; daß sie aber, wie vielfach schon behauptet wurde, mit Waffen sich verteidigten, ist durch die sorgfältigsten Beobachtungen widerlegt."

Noch weit weniger aber, wenn möglich, ist der Fall, daß bei den Affen je schon etwas wie ein Haus, Wohnung und Kleidung, Putz und Schmuck, oder von Familienleben, Gemeinde- und Staatenbildung, oder gar Anzeichen von irgendwelchen religiösen Gedanken entdeckt worden wären.

„Die Abstammung des Menschen vom Affen", sagt daher der Naturforscher Bär[2], „verwerfe ich mit Entrüstung so lange, als mir nicht ein Affe gezeigt wird, welcher spricht, Werkzeuge bereiten, Feuer machen oder etwas anpflanzen kann, oder bis mir die Gesellschaft von Affen gezeigt wird, welche selbst den einfachsten Staat bilden kann."

Und ein anderer, sonst ganz ungläubiger Gelehrter, namens Quatrefages[3], erklärt: „Im Namen der Wahrheit muß ich anerkennen, daß wir weder einen Gorilla, noch einen Orang, noch Schimpanse, auch keine Seekuh und keinen Fisch, überhaupt kein Tier von irgendwelcher Art zum Vorfahren haben können."

* * *

Auf der Generalversammlung der „Liberalen Jugendvereine", die im Oktober 1901 in München stattgefunden, hat auch ein gewisser Dr Unold eine Rede gehalten, worin er sagte: „Das Herz ist mir aufgegangen, als ich in der ersten

[1] Jakob, Der Mensch 113. [2] Studien 300.
[3] Histoire de l'homme III (1867) 50.

Stunde auf der Universität hörte, daß der Mensch vom Tier abstamme."

Aber woher denn nun diese große, diese herzerweiternde Freude? Vom Tier abzustammen, ist das denn so ehrenvoll? Sonst wissen doch die Menschen ihren Stammbaum nicht hoch genug, bis zu den Göttern selbst, hinaufzuführen! Grund und Ursache also zu dieser Herzerweiterung des Herrn Dr Unold, worin können die nur liegen? Ihr ahnt es! Stammen wir vom Affen, vom Tiere also ab, dann enden wir auch einmal wie sie, können somit auch leben wie sie, wie die Vögel im Hanfsamen, oder auch wie gewisse andere Vertreter der Tierwelt. Wer nun aber danach kein Verlangen trägt, nicht auf die Stimme seiner niedern, tierischen Neigungen hört, sondern dem Lichte seiner Vernunft, dieser Tochter des Himmels, folgt, der freut sich darüber und geht ihm das Herz beim Hören dessen auf, was wir soeben nun bewiesen und erkannt haben, daß wir nämlich nicht vom Affen herstammen und überhaupt kein Tier von irgendwelcher Art zum Ahnen und Vorfahren, sondern nur Gott den Herrn zum Schöpfer und Vater haben können.

VIII.

Haben wir eine Seele?

Meine Herren! Mit der Frage, was denn das für ein Ding sei, das in uns denkt und will und empfindet, haben sich natürlich auch die Philosophen der alten Heidenzeit schon, und zwar aufs allerangelegentlichste, beschäftigt. Während nun aber die einen, wie Sokrates, Plato, Aristoteles, Cicero, es für etwas Geistiges hielten, haben andere,

wie Zeno und seine Schule, die sog. Stoiker, es für etwas Materielles oder Stoffliches gehalten, insbesondere es für ein Gebilde aus Feueratomen angesehen, das wie ein äußerst feiner innerlicher Leib den äußeren, dichten Körper durchziehe und belebe.

Worin jedoch, einige wenige Ausnahmen wie Dicäarch von Athen abgerechnet, alle übereinstimmten, das war darin, daß es nicht der Körper selber sei, der denkt und will und empfindet, sondern daß es etwas von ihm Verschiedenes, etwas mehr oder weniger Selbständiges sei.

Unsere heutigen Philosophen nun, je besser die wissen könnten, was die Seele sei, eben weil kein anderer als der Schöpfer und Erlöser der Seelen selber uns aufs allerbeste darüber belehrt hat, desto strafbarer sind sie, wenn sie trotzdem noch Irriges, ja weit Törichteres und Abgeschmackteres noch vorbringen, als jene alten Heiden darüber vorgebracht haben.

Diesen unsern heutigen Gelehrten nämlich, Männern wie Büchner, Moleschott u. dgl., zufolge haben wir überhaupt keine Seele, sondern ist, was wir dafür halten und so heißen, nichts anderes als eine Funktion oder Tätigkeit des Körpers, insbesondere ein Phosphoreszieren des Gehirns.

Je mehr Phosphor daher im Gehirn, sagt Büchner, desto mehr Gedanken, desto gescheiter der Mensch!

Oder wie die Galle von der Leber, der Urin von den Nieren kommt, meint Moleschott, so scheidet oder schwitzt das Gehirn die Gedanken aus. Daher die Tatsache, daß je größer das Gehirn, je höher also die Stirn, desto begabter der Mensch, und ist es anderseits die niedere Stirne mit ihrem geringen Quantum Gehirnmasse, die den Dummkopf verrät.

Und sodann! Ist es denn nicht ebenso wahr als bekannt, daß Gehirnverletzungen auch das Denken stören, ja

ganz vernichten, wie umgekehrt sehr langes, scharfes Denken Kopfweh verursacht?

Doch gewiß, so ruft man triumphierend aus, der Beweise mehr als genug dafür, daß es das Gehirn ist, welches denkt; die Gehirnmasse es ist, die die Gedanken ausschwitzt, wie die Leber die Galle, oder die Niere den Urin absondert. Kommt also, und das eben ist das Erfreuliche an der Sache, kommt eines Tages der Allerweltsmeister Tod mit seinem ebenso unwiderstehlichen als unerbittlichen Hammer und zerschlägt diese Gedankenmaschine, dann hört natürlich nicht nur das Denken, sondern auch noch vieles andere auf, hört die ganze Geschichte von einer Verantwortung nach dem Tode, Himmel und Hölle und all dergleichen auf!

Daß in Wahrheit nun aber das Gegenteil der Fall ist und was wir Seele nennen, wirklich existiert, und zwar als ein vom Leibe verschiedenes, geistiges Wesen existiert, das geht sonnenklar aus folgendem hervor.

1. Gedanken weder wäg- noch meßbar.

Weil der Apfelbaum keine Kirschen- und der Pflaumenbaum keine Birnen, sondern jeder eben diejenige Frucht hervorbringt, die seiner Natur entspricht, in seiner Art gelegen ist, so sagt man mit Recht: An den Früchten erkennt man den Baum. In ganz gleicher Weise nun aber erkennt man auch an ihrer Wirkung die betreffende Ursache. Vernehme ich z. B. einen Knall, so schließe ich mit Sicherheit auf die Art der Schußwaffe, der Pistole oder Kanone u. dgl., von der er herrührt.

Ist nun die Wirkung, wie also hier die Luft oder Schallwelle, etwas, was sich messen läßt, dann muß auch die Ursache etwas Meßbares, d. i. Materielles oder Stoffliches, sein.

Unsere Gedanken nun aber, unsere Begriffe, Ideen und Vorstellungen, wie verhält es sich mit denen in dieser Beziehung? Ist es je schon einem gelungen oder auch nur eingefallen, sie zu messen oder zu wägen und zu sagen, wieviele Gramm sie wiegen oder wieviele Zentimeter sie lang sind? Sind dieselben aber, wie doch jedermann weiß, weder wäg- noch meßbar, also nichts Stoffliches, dann kann auch ihre Ursache nichts Stoffliches, muß vielmehr auch sie etwas Immaterielles oder Geistiges sein, denn wie an der Frucht den Baum, so erkennt man an der Wirkung die Ursache.

2. Können über unser eigenes Denken nachdenken.

Wenn der Arzt einem Kranken Pillen oder Pulver verordnet, auf wen sollen die dann wirken? Auf sich selbst oder nicht vielmehr auf den Kranken? So aber bei allen materiellen Dingen oder stofflichen Mitteln. Keines derselben soll, ja kann überhaupt auf sich selbst zurückwirken, sondern müssen alle, weil aus Stoffteilchen bestehend und zusammengesetzt, naturnotwendigerweise außerhalb ihrer wirken.

Wir nun aber können nicht bloß andere Dinge zum Gegenstand unseres Nachdenkens machen, sondern auch uns selbst, ja können, wie wir jetzt gerade tun, über unser eigenes Denken nachdenken, ein deutlicher Beweis, daß, was in uns denkt, unmöglich etwas Körperliches, Stoffliches sein kann, sondern notwendigerweise etwas absolut Unzusammengesetztes, rein Geistiges sein muß.

3. Sind an keine Entfernung gebunden.

Weit vom Ziel, sagt man, ist gut für den Schuß! Und warum? Nicht nur deshalb, weil der Schütze, je weiter er schießt, desto schlechter trifft, sondern auch darum, weil die

Kraft der Kugel um so schwächer wird, je weiter sie fliegt, bis sie schließlich gänzlich kraftlos zu Boden fällt. So aber verhält es sich bekanntlich mit allen stofflichen Ursachen! Mit der Entfernung nimmt ihre Wirkung ab, wird diese je länger je schwächer, bis man auf einmal gar nichts mehr davon gewahrt.

Ist das nun auch bei unserer Denkkraft der Fall? Nimmt auch sie mit dem Quadrat der Entfernung ab? Vermögen auch wir nur bis Karlsruhe oder höchstens bis Berlin zu denken? Nein! Bei unserem Denken kommt es auf ein paar tausend Kilometer mehr oder weniger gar nicht an; spielen die überhaupt keine Rolle dabei. Ob wir an unsere Uhr in der Westentasche, oder an den Leuchtturm in New York, nach Karlsruhe oder nach Peking denken, bleibt sich ganz gleich, macht gar keinen Unterschied; geht vielmehr das eine wie das andere mit ganz derselben Leichtigkeit und Schnelligkeit von statten, ein Beweis, daß unser Denkvermögen eben unmöglich etwas Stoffliches sein kann, sondern notwendigerweise etwas Immaterielles, Geistiges sein muß.

4. Derselbe Vorgang erregt die allerverschiedensten Gedanken.

Hat jemand zwei Klaviere von ganz derselben Art und Größe und Stimmung, und er schlägt in jedem auf dieselbe Taste, und zwar genau mit derselben Kraft, was bewirkt dieser Schlag? Ei eben auch ganz den gleichen Ton! Darum stimmt man sie ja gerade, die Instrumente, ehe das Musizieren angeht, damit sie im Ton übereinstimmen.

Oder du hast zwei Dampfmaschinen von ganz derselben Größe und Bauart und lässest auf sie dieselbe Menge Dampf einwirken. Was geschieht? Eine bewegt sich wie die andere. Und so bei allen stofflichen Dingen. Dieselbe Ursache bringt

immer und überall dieselbe Wirkung hervor. Wäre also unser Denkorgan etwas Stoffliches, dann müßte bei ihm das gleiche geschehen, müßten alle Menschen mit dem nämlichen Quantum Gehirnmasse bei derselben Einwirkung auf sie auch dieselben Gedanken haben, alle ein und dasselbe denken. Was ist jedoch in Wirklichkeit der Fall? Wenn in Würzburg z. B. plötzlich ein Kanonenschuß von der Marienburg aus über die zu ihren Füßen liegende Stadt dahindröhnt, was geschieht? Diese Lufterschütterung, was bewirkt sie in den Köpfen der Stadtbewohner? Etwa, wie es eigentlich der Fall sein sollte, nur eine je nach der Entfernung stärkere oder schwächere Trommelfell- und Gehirnerschütterung? Nein! Dabei bleibt es nicht. Sondern die Würzburger spitzen die Ohren und zählen. Schießt es nur einmal, so ist es wenigstens zu meiner Zeit, d. i. Anfang der siebziger Jahre, Übung gewesen, dann brennt es in einem der benachbarten Dörfer; schießt es aber zweimal, dann brennt es in der Stadt, und wenn es gar dreimal schießt, auf der Festung. Im ersten Fall wird ruhig weiter getrunken und machen und halten sich höchstens einige Pompiers bereit. Im zweiten Falle aber fragt gewiß jeder: Wo brennt's? Im dritten Falle gar eilen die Soldaten samt und sonders sofort ihren Kasernen zu.

Ein und dieselbe Ursache also bringt hier eine ganze Reihe der allerverschiedensten Wirkungen hervor, und zwar Wirkungen, die gar nicht in ihr gelegen sind, absolut nichts mit ihr zu tun haben! Oder was hat denn solch ein Kanonenschuß mit dem Gedanken zu tun: es brennt?! Was gar zu tun mit der Schlußfolgerung: nur einmal geschossen, also brennt es nicht hier in der Stadt? Ja! Daß ein rein materieller Vorgang, wie solch eine Luft-, Trommelfell- und Gehirnerschütterung es doch ist, zu einem Gedanken,

einer Vorstellung werden kann, sagt der berühmte Irrenarzt Griesinger[1], „ist vollkommen unbegreiflich". Denn was für eine innere Verbindung oder ursächlicher Zusammenhang zwischen einer Bewegung in meiner Gehirnmasse einerseits und der Tatsache anderseits bestehen soll, daß ich z. B. Schmerz fühle, Rosenduft rieche, einen Orgelton höre, süß schmecke, rot sehe u. dgl., das, so findet auch der große Berliner Naturforscher Du Bois-Reymond[2], „ist durchaus und für immer unbegreiflich".

Daß ein und dieselbe Nachricht namentlich, vom Zusammenbruch z. B. eines Bankhauses, auf eine Anzahl Menschen den allerverschiedensten Eindruck macht, je nachdem eben die einzelnen daran beteiligt sind und davon betroffen werden, oder nicht, das betrachtet ein anderer Fachgelehrter, C. v. Bär[3], als schlagenden Beweis dafür, daß es unmöglich die Gehirnmasse sein kann, welche denkt, weil ja sonst der Eindruck bei allen so ziemlich der gleiche sein müßte.

4. Der Mann kann denken, was das Kind.

Mit einem Infanteriegewehr oder gar einem Kinderpistölchen einen ebenso starken Knall hervorzubringen wie mit einer Kanone, oder umgekehrt mit einem Belagerungsgeschütz ebenso schwach und leise zu schießen wie mit einem Zimmerstutzen, ist nicht möglich, und zwar deshalb nicht, weil eben bei materiellen Dingen die Wirkung sich immer und jedesmal genau nach der größeren oder geringeren Stärke der Ursache richtet. Hier nämlich gilt nie: kleine Ursache, große Wirkung, sondern stets: wie die Ursache, so die Wirkung.

[1] Die Pathologie der psychischen Krankheiten in v. Schütz, Das exakte Wissen der Naturforscher, Mainz 1878, 76 ff.

[2] Über die Grenzen unseres Naturerkennens a. a. O.

[3] Studien aus dem Gebiet der Naturwissenschaft a. a. O.

Wäre also unser Denkorgan etwas Materielles, dann könnte ein Kind mit seinem kleinen Gehirn, seiner kleinen Denkmaschine also, unmöglich dasselbe denken, was ein Mann denkt; wie auch umgekehrt ein Mann ebensowenig dieselben Gedänkchen zu produzieren vermöchte, die der Gehirngröße des Kindes entsprechen, als er dessen Schühlein anzuziehen vermag. Von Unterrichtgeben könnte somit absolut keine Rede sein, weil die Lehrer weder ihre Gedanken der Fassungskraft der Schüler anzupassen noch diese sich zu der Höhe ihres Gedankenfluges emporzuringen vermöchten. Da nun aber bekanntlich davon nichts der Fall ist, sondern bis zu einem gewissen Grade alle dasselbe zu denken im stande sind, so liegt eben darin ein ganz deutlicher Beweis dafür, daß, was in uns denkt, unmöglich etwas Stoffliches oder Materielles sein kann, sondern notwendigerweise etwas Immaterielles, Geistiges sein muß.

5. Wir denken nicht mit Notwendigkeit.

Warum sind wir im stande, die Kraft des Dampfes oder der Elektrizität zum Betrieb von Maschinen, Pulver oder Dynamit für Schieß- und Sprengpatronen u. dgl. zu verwenden? Antwort: Weil die materiellen Dinge samt und sonders mit innerer, sog. Naturnotwendigkeit wirken und eben darum so regelmäßig und sicher, so gesetz- und gleichmäßig wirken, daß wir uns absolut auf sie verlassen, in unsere Dienste sie stellen können.

Wäre also unser Denkorgan auch so etwas Materielles, wäre es die Gehirnmasse, die die Gedanken produziert wie die Leber die Galle, dann müßten sämtliche Menschen mit gleich großem Kopf, derselben Hutweite also, notwendigerweise auch dieselbe Gedankenmenge und Gedankenart,

und zwar mit automatischer Sicherheit, zu Tage fördern und wären somit gedankenlose Individuen ein Ding der Unmöglichkeit. Aber auch anderseits! Wüßte einmal ein Schüler nichts in der Schule, so dürfte er nie und nimmer dafür gestraft werden, ebensowenig als eine elektrische Batterie, wenn sie, weil nicht in Ordnung, keine Funken sprüht. Meine Denkmaschine, so könnte der Schüler mit vollem Rechte sagen, scheint eben heute nicht in Ordnung zu sein. Was kann ich dafür?

So aber wissen wir doch im Gegenteil, daß das Denken, für gewöhnlich und bis zu einem gewissen Grade wenigstens in unserer Macht und Gewalt steht; daß wir denken, wann und was wir wollen, und wir eben deshalb von strafbarer Gedankenlosigkeit und Denkfaulheit reden, ein Beweis, daß unser Denkorgan eben nichts Materielles, sondern etwas Geistiges ist.

6. Einwände.

Aber macht denn nicht angestrengtes Denken Kopfweh, und Verletzungen des Gehirns bewirken die nicht Störungen im Denken? Gewiß! Aber ebenso wahr ist auch, daß dies nicht immer der Fall ist; vielmehr des öfteren schon das Gehirn verletzt war, ohne daß sich Störungen im Denken geltend machten, wie auch anderseits bei vielen Irrsinnigen schon nicht die geringste Unregelmäßigkeit im Gehirn zu finden gewesen ist, woraus doch klar hervorgeht, daß es eben in Wirklichkeit nicht die Gehirnmasse ist, die denkt, sondern die Seele, die aber allerdings in der Ausübung ihrer Denktätigkeit in geheimnisvoller Weise auf die Gehirnnerven angewiesen, derart an sie gebunden und von ihnen abhängig ist, wie etwa ein Musiker an das Instrument, mit dem er spielen will, sich gebunden und davon abhängig sieht.

* * *

Am 22. März d. J. hat sich in Neapel der erst neunzehnjährige Fürst Pignatelli-Strongoli am Tage vor seiner Hochzeit mit der ebenso schönen als reichen Herzogin Corrigliano erschossen, nachdem er zuvor an seinen Vater nur das eine geschrieben: „Ich kehre dorthin zurück, woher ich gekommen bin." Natürlich! Wie aus den Werken Schopenhauers und Nietzsches, die auf dem Tische lagen, hervorging, sollte das nichts anderes heißen, als: ich zerfalle und zergehe nun wieder in jene Atome, aus denen ich zusammengesetzt; jene Stoffteile, aus denen ich geformt bin; kehre zurück zur Allmutter Materie, von der ich ausgegangen bin.

Genau dasselbe also, was zur Zeit des Verfassers des Buches der Weisheit schon die Lebemänner sich eingeredet haben mit den Worten: „Aus nichts sind wir geworden, und bald sind wir, als wären wir nicht gewesen, weil der Hauch in unserer Nase ja nur ein Rauch ist und die Rede ein Fünklein zur Bewegung des Herzens. Ist es erloschen, so wird unser Leib Asche, und der Geist verfliegt wie dünne Luft. So denken sie, sagt der heilige Verfasser[1], und irren sie, denn Gott hat den Menschen unsterblich erschaffen."

In der Tat! Wäre, was in uns denkt und will, nur Stoff, nur Materie, dann allerdings hätten diese Sünder älteren wie neueren Datums vollkommen recht! Das Sterben wäre nichts anderes als ein sich Auflösen in die Atome, ein Zerfallen zu Staub, oder Verfliegen wie dünne Luft und mit ihm natürlich alles aus und vorbei.

So jedoch, da was in uns denkt und will, wie wir gesehen, unmöglich etwas Materielles oder Stoffliches sein kann, vielmehr etwas Geistiges sein muß, darum kann auch

[1] Weish 2, 1—5; 21—23.

von einem Zerfallen und Auflösen derselben keine Rede sein und, da Gott der Herr es nun einmal so gewollt, er die Seele unsterblich erschaffen hat, wird auch von irgendwelchem Ende und Aufhören gar nie und nimmer die Rede sein. Nein! Der Körper zerfällt und kehrt dorthin zurück, woher er gekommen ist, kehrt zurück zu dem Staub, aus dem sein Schöpfer ihn gebildet hat, die Seele aber überdauert seinen Zerfall und lebt fort, um in der Ewigkeit zu ernten, was sie gesät hat in der Zeit.

IX.

Menschenseele und Tierseele.

Meine Herren! Eines Abends, es war so gegen Ende Oktober 1873, auf der Marienburg in Würzburg, als da ein Mann der elften Kompagnie, die dort oben einquartiert war, wie gewöhnlich seine schlechten Reden führte, wurde er plötzlich von einem andern Kameraden unterbrochen mit den Worten: „Aber sag doch, was soll denn bei deiner Lebensweise aus dir noch mal werden?" „Was?" erwiderte er zum Entsetzen von uns allen. „Man macht eben fort, solang es geht, dann liegt man hin und verr . . . wie ein Hund."

„Du bist doch ein wüster Mensch", bekam er unwillkürlich von mehreren Betten aus zu hören. Gewiß! Aber keineswegs der Einzige, der so denkt! Nein! Tausende unserer modernen Lebemenschen, wenn sie es auch nicht so platt und ungehobelt herausfagen, so sind sie doch ganz derselben Ansicht, der Meinung nämlich, daß der Mensch einmal nicht anders ende als der Hund, eben weil zwischen uns und ihm, der Tierwelt überhaupt kein allzugroßer, kein wesentlicher Unterschied bestehe.

Im Jahre 1884 z. B. ist in Berlin ein Aufruf erschienen, der von einundzwanzig der vornehmsten Damen unterzeichnet war und worin um milde Beiträge zur Errichtung eines Hospitals oder Waisenhauses für arme verlassene Hunde gebettelt wurde, denn, so hieß es darin, „jedes Tier ist eine Waise, ja mehr noch als das; kein Menschenkind kann je so verlassen und verwaist sein als ein armes unglückliches Tier".

Und in dem Kalender des deutschen Lehrer-Tierschutz-Vereins vom Jahre 1901 wird das Tier als „unmündiger Bruder" bezeichnet und auf S. 25 dann von einem Kompagniehund namens Fritz erzählt, wie er unermüdlich gewesen sei im Erlernen von Kunststücken, und da er merkte, daß es seinen Pflegern Freude machte, habe er keine Mühe und keine Anstrengung gescheut, die erst ungelenken Knochen gewandt zu machen und alles zu lernen, was man ihm beizubringen versuchte.

Nun ist ja allerdings wahr und kann nicht geleugnet werden, daß, wenn man das Tun und Treiben so mancher Tiere, insbesondere der kleinen und kleinsten unter ihnen, etwas aufmerksamer beobachtet, man nicht genug darüber staunen kann, wie geschickt und gescheit sie sich dabei anstellen und wie passend und zweckmäßig das ist, was sie tun.

Der Trichterwickler z. B., ein Rüsselkäferchen von etwa 4 mm Länge, schneidet mit seiner Rüsselsäge ein Birken- oder Buchenblatt nach allen Regeln der Kunst derart an, daß er mit seinen Beinchen es zu einem Trichter aufrollen kann. Hat er den gewickelt, dann kriecht er hinein, schneidet einige Taschen aus, legt in jede derselben ein Ei, kriecht wieder heraus und schließt den Trichter. Ist es heißes, trockenes Wetter, dann sägt er das Blatt am Stiele ab, damit es ins kühle, feuchte Gras herunterfällt und so seine Eier nicht

verdorren; ist es aber regnerisches, naßkaltes Wetter, dann läßt er das Blatt unversehrt, damit seine Eier nicht in der allzugroßen Feuchtigkeit des Bodens verfaulen.

Die Sandwespe braucht für ihre Larven frisches Fleisch. Was tut sie? Sie sticht eine Raupe derart an den Zentren ihrer Bewegungsnerven an, daß sie zwar am Leben bleibt, sich aber nicht mehr regen kann. Dann schleppt sie dieselbe in ihr Nest, legt ihre Eier in sie und haben so ihre Larven das nötige frische Fleisch, das sie brauchen.

Ein Naturforscher namens Schneyder hat einmal einen kleinen Krebs, Seespinne genannt, beobachtet, wie er auf Nahrung ausging. Der kleine Jäger postierte sich am Rande eines Teiches. Mit seiner linken Schere packte er Seealgen und sonstige Wasserpflanzen und schnitt sie mit seiner rechten ab. Dann legte er dieselben auf seinen Kopf und Rücken, bis er glaubte, sich in einen Blumenstrauß verwandelt und so ganz unerkenntlich gemacht zu haben. Kamen dann die Wassertierchen ahnungslos dahergeschwommen, dann schnappte er sie weg. Fehlt es ihm aber an Pflanzen, dann wühlt er sich in den Sand ein, um sich damit zu maskieren.

Die Feldmäuse, was tun sie, damit die Weizenkörner, die sie für den Winter gesammelt, nicht keimen und dadurch ungenießbar werden? Sie beißen sie dort an, wo die Keimzelle liegt und verhindern so das Keimen.

Iltis, Marder, Wiesel, was tun die, um die Eier, die sie finden, ebenso leicht als gründlich ihres Inhalts entleeren zu können? Sie öffnen dieselben an beiden Enden, damit von der einen Seite die Luft eindringt und so das Aussaugen besser von statten geht.

Und wie gut kennen die Tiere ihre Feinde, und zwar sowohl unter ihnen selbst als in der Pflanzenwelt!

Wenn man nun so, sage ich, das Tun und Treiben der Tiere etwas näher beobachtet und da sieht, wie klug sie sich dabei benehmen, oder auch wie boshaft und hinterlistig die einen, wie anhänglich und treu die andern sind u. dgl., ja wie leicht begreift man dann, daß so manche Menschen die Tiere viel lieber haben und weit besser behandeln als die Menschen! Wie nahe legt sich da die Versuchung, der denn auch so viele schon erlegen sind, zu meinen nämlich, der Unterschied zwischen uns und dem Tiere, der Menschen- und Tierseele zumal, sei kein so übermäßig großer, kein wesentlicher, sondern nur ein gradueller, d. h. der Mensch sei wohl in dieser oder jener Hinsicht etwas besser begabt, aber der Hauptsache nach sei die Menschenseele die gleiche wie die Tierseele. Ist nun aber, und darauf eben läuft alles hinaus, zielt alles ab, die Tierseele nicht unsterblich, warum sollte es dann die Menschenseele sein? Hört beim Tiere einmal alles auf mit dem Tode, warum sollte das dann nicht auch beim Menschen der Fall sein? Hat er gelebt wie jenes Tierchen, das uns die Schinken liefert, warum sollte er nicht auch wie dieses verenden dürfen? Antwort: Weil trotz des äußeren Scheines in Wahrheit und Wirklichkeit eben doch zwischen ihm und dem Tier, zumal seiner Seele und der des Tieres, ein außerordentlich großer, himmelweiter Unterschied besteht. Und woraus erweist sich das?

1. Wissen nicht, daß sie zweckmäßig handeln.

Ohne Zweifel ist das Tun und Treiben der Tiere für gewöhnlich wenigstens passend und zweckmäßig. Und wie könnte, ja dürfte dies auch anders sein?! Wie hätte der allweise Schöpfer etwas erschaffen können, das nicht zweckmäßig wäre, d. i. nicht ganz genau so eingerichtet und ver-

anlagt wäre, wie es seinem Zweck, d. i. der Aufgabe, entspricht, die es im Haushalt der Natur nun lösen soll?! Aber so gewiß nun auch, was die Tiere gewöhnlich tun, zweckmäßig ist und sein muß, ebenso gewiß ist auch, daß sie davon kein Bewußtsein, ja nicht einmal die leiseste Ahnung haben, denn sie tun das nämliche, auch wenn es nicht mehr zweckmäßig, sondern nutz- und zwecklos ist. Oder wer wüßte nicht, daß die Henne oder Gans, wenn nun einmal ihre Brutzeit da ist, eben brütet, auch wenn ihr keine Eier unterlegt sind?! Und wollen nicht auch jene Schwalben oder Störche, die in warmen Wohnungen untergebracht sind und für den Winter nichts zu fürchten haben, dennoch im Spätjahr nach Süden ziehen? Daß die Pferde so musikalisch veranlagt sind und infolgedessen die Signale so gut unterscheiden und behalten können, ist gewiß sehr zweckmäßig, zumal für die Kavallerie. Kauft aber ein abgehender Kavallerist sein Pferd und nimmt es mit nach Hause zum Ackern und Pflügen, was geschieht, wenn in der Gegend Manöver sind und das Signal: „Sammeln" ertönt? Das Pferd rennt davon mit Pflug und Egge, der Mann dagegen bleibt stehen. Warum? Ei, weil der weiß, daß er Reservist ist, das Pferd aber weiß es nicht, und handelt darum unzweckmäßig. Der Mensch, und darin liegt der himmelweite Unterschied, hat eben Verstand, mit dem er das Warum und Wozu seines Handelns erkennt, dem Tiere aber fehlt er, dieser Verstand.

2. Tun nichts auf Bestellung.

Was ließe sich in Beziehung auf Feinheit und Zartheit des Gewebes mit dem Netze vergleichen, das die Spinne verfertigt? Und um Honig möglichst lange unverdorben zu erhalten, was könnte Passenderes, in jeder Hinsicht Praktischeres

und Zweckdienlicheres erdacht werden als die Waben mit ihren kunstgerecht gebauten Zellen, die die Biene baut! Aber mach nun einmal den Versuch und bestelle dir bei der Spinne ein Netz, bei der Bienenkönigin eine Wabe, und du wirst sehen, mit welchem Erfolg! Und böteſt du dieſer alle Königreiche der Welt und jener die wohlgenährteſten Fliegen oder sonstige Leckerbissen, du würdeſt vergeblich auf Netz und Wabe warten! Die Tiere tun und können eben nur tun, was sie zur Erhaltung ihres eigenen Individuums oder ihrer Art zu tun gelehrt und genötigt sind. Freiwillig über dieſes Naturnotwendige hinauszugehen sind sie nicht im stande, ein Beweis, daß ihnen jenes hohe, kostbare Gut abgeht, das der Mensch in seinem freien Willen hat, vermöge deſſen er nicht das tut, was er kraft inneren, blinden Naturtriebs tun muß, sondern was er nach Überlegung zu tun für gut findet.

3. Kennen keine Abwechslung.

Kommen wir in eine fremde Stadt, so ist eine der ersten Fragen: Was gibt es hier zu sehen? Besonders schöne Kirchen, altertümliche Gebäude u. dgl.? Denn wie groß ist nicht die Mannigfaltigkeit des Baustils, der Reichtum der Formen und Farben, in denen wir Menschen die Gebäulichkeiten zu erstellen vermögen! Und wie auf diesem, so auf allen andern Gebieten der menschlichen Tätigkeit. Nichts mißfällt so sehr und wird so zu vermeiden gesucht als die Monotonie, das ewige, tödliche Einerlei. Schaust du dir aber die Wohnungen an, die die Biber, die Nester, die die Vögel u. dgl. sich bauen, herrscht auch unter ihnen solche Verschiedenheit, solche Abwechslung und Mannigfaltigkeit? Oder pflegt nicht im Gegenteil in allem, was sie, die Tiere überhaupt, zu erstellen gewohnt sind, die allergrößte Gleichheit,

das ewige Einerlei zu herrschen? Unbekümmert um alle Fortschritte der Technik und allen Wechsel des Geschmacks baut der Biber sein Haus und der Vogel sein Nest in derselben Weise, Größe und Stilart, wie ihre Urahnen vor Jahrtausenden zu Salomons und Noes Zeiten schon sie gebaut haben.

Nicht als ob das Tier sich nicht an die örtlichen und sonstigen Verhältnisse, die es vorfindet, anzupassen und je nach der Gegend bald dieses bald jenes Material zu verwenden im stande wäre, nein! So unbehilflich kann der allweise und allgütige Gott seine Geschöpfe nicht in diese Welt gestellt haben! Was aber trotzdem immer und überall dasselbe ist und bleibt, das ist die charakteristische Grundform, das Maß- und Größenverhältnis. Und während der Mensch seine Produkte auch schmückt und ziert u. dgl., so kann davon, der Betätigung eines ästhetischen Gefühls oder Schönheitssinnes, bei den Tieren erst recht keine Rede sein. Ein Beweis, daß ihnen, wie die Freiheit des Handelns, so auch dasjenige abgeht, was wir Ideenwelt nennen; sie jener wunderbaren Gabe der Vernunft ermangeln, durch die der Mensch an Gottes unerschöpflicher Gedankenfülle und schöpferischer Geisteskraft nach dem Maße seiner endlichen Begrenztheit teilzunehmen gewürdigt ist und eben dadurch unermeßlich hoch über das geistesarme, weil vernunftlose Tier sich gestellt sieht.

4. Haben keine Sprache.

Der bleibt stumm wie ein Fisch, pflegen wir ärgerlich von einem Menschen zu sagen, aus dem mit dem besten Willen nichts herauszubringen ist, während ringsum alles sich aufs beste unterhält. „Ärgerlich“ finden wir diese Schweigsamkeit oder absichtliche Stummheit, weil eben uns Menschen nichts so natürlich, so erfreulich und angenehm ist, als mit

Freunden, Bekannten u. dgl. unsere Gedanken auszutauschen oder zu plaudern. Kommt ihr nun aber in einen Stall hinein, in dem Dutzende oder gar Hunderte von Ochsen, Rindern, Pferden oder gleichviel was für Angehörige dieses Reiches stehen, habt ihr sie je im Gespräch miteinander angetroffen! Wohl geben sie Laute von sich, um irgend eine Empfindung des Schmerzes oder Wohlbehagens u. dgl. auszudrücken, aber daß je ein Tier auch nur ein einziges Wort zu einem andern spräche, ist absolut ausgeschlossen. „Die einzig hohe Schranke zwischen Tier und Mensch", hat deshalb der berühmte Sprachforscher Max Müller[1] gesagt, „ist die Sprache. Der Mensch spricht, aber kein Tier hat je ein Wort hervorgebracht. Die Sprache ist unser Rubicon, und kein Tier wird wagen, ihn zu überschreiten."

5. Kennen weder Selbstmord noch Revolution.

Wir leben bekanntlich im Zeitalter der Selbstmordmanie, der sozialen Kämpfe und politischen Unruhen. Kein Tag vergeht, ohne daß die Zeitungen zu berichten wissen, wie nicht bloß da oder dort so ein einzelner verzweifelter Mensch sich das Leben genommen, sondern wie ganze Familien mit ruhiger Überlegung und gemeinsamer Verabredung in den Tod gegangen sind. Aus den Arbeitseinstellungen aber, den bald größeren bald kleineren Massenstreiks, kommen wir ja gar nicht mehr heraus. Und wie gärt es nicht in der Alten sowohl als in der Neuen Welt auf politischem Gebiete! Reiht sich da nicht ein revolutionärer Putsch an den andern an! So haben's eben die Menschen! Glauben sie persönlich, gesellschaftlich oder staatlich nicht das Maß von Glück und

[1] Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache I (1863) 303.

Wohlergehen zu besitzen, das sie um jeden Preis nun einmal haben möchten, dann greifen und schreiten sie zur Selbsthilfe!

Habt ihr nun jemals etwas Ähnliches von den Tieren gesehen oder gehört? Jemals gehört, daß ein alter Karrengaul sich aus Verzweiflung ertränkt, erhängt oder sonstwie ums Leben gebracht hat? Jemals gehört, daß die Kühe oder Pferde eines Bauers ihm erklärt haben: wir legen die Arbeit nieder, ziehen keinen Strang mehr an, wenn du uns nicht besser fütterst und humaner behandelst? Nein! Nichts derartiges und warum nicht? Ei, weil eben das Tier nicht nachzudenken vermag darüber, wie übel und elend es daran sei im Verhältnis zu früher oder im Vergleich mit seinen Kollegen im Nachbarstall; nicht nachdenken kann darüber, wie gut es eigentlich daran sein sollte und könnte, wenn dieses oder jenes anders wäre; nicht nachdenken kann endlich darüber, wie hart, wie unerträglich es sei, noch so und so viele Jahre dasselbe Joch zu tragen, dieselben Schläge zu bekommen. Mit einem Worte, was den Menschen zur Verzweiflung oder Selbsthilfe treibt, sein Selbstbewußtsein, das Wissen von sich und seiner Lage, das fehlt dem Tiere ganz und gar und steht es eben darum bedeutend niederer, ja unendlich tief unter dem Menschen.

„Sobald das Pferd, auf dem ich reite", hat deshalb der berühmte Königsberger Philosoph Kant einmal geäußert, „‚Ich' sagt, dann steige ich herunter und ziehe den Hut vor ihm ab."

6. Dressur möglich, aber keine Erziehung.

Von jenem Kompagniehund Fritz hat der Berliner „Tierschutzvereinskalender" zu rühmen gewußt, daß er „unermüdlich gewesen sei im Lernen und keine Anstrengung gescheut habe, die es kostete, seine ungelenken Knochen gewandt

zu machen". Allerdings ein wahres Wunderexemplar von einem Hund, wie er eben nur in Berlin, aber sonst nirgendwo zu finden sein dürfte! Oder?! Wer hat denn je schon einen Hund gesehen, der für sich privatim geturnt, exerziert und sich abgemüht hat, die Lektion, die er fürs nächste Mal aufbekommen, gut einzustudieren? Gibt es denn irgendwo Elementar- oder Mittelschulen für Hunde, Affen oder sonst welche Tiere? Wohl läßt sich ja ein Tier durch allerlei äußere Mittel und Kunstgriffe für dieses oder jenes abrichten oder dressieren, aber zu einer Selbsttätigkeit es anzuhalten, so daß es sich und andere seinesgleichen weiterzubilden versuchte, eine Erziehung also wie der Mensch sie empfängt, ihm zu teil werden zu lassen, ist ebenso unmöglich als unnötig. Und warum dies? Ei, kann denn die Ente oder Gans, kaum dem Ei entschlüpft, nicht sofort auch in ganz tadelloser Weise schwimmen? Die Biber, die Spinnen und Bienen, haben die nötig, eine Bauschule u. dgl. zu besuchen, um ihre Wohnungen, Netze und Waben erstellen zu lernen? Nein! Diese Kenntnisse und Fertigkeiten, deren das Tier zur Erhaltung seiner selbst und seiner Art bedarf, die bringt es schon alle mit auf die Welt. Der Mensch dagegen, und darin liegt der große, himmelweite Unterschied, hat zwar eine reiche Fülle von Anlagen und Fähigkeiten, aber Kenntnisse und Fertigkeiten muß er erst allmählich durch Mühe und Anstrengung sich erwerben.

Die Tierseele eben, das geht daraus ganz klar hervor, ist ja auch etwas Geistiges, denn sie besitzt und betätigt ein gewisses Denken, Sicherinnern, Treue und Anhänglichkeit, Neid, Hinterlist und Bosheit u. dgl., und geht es eben deshalb auch nicht an, das Tier als eine belebte Maschine zu bezeichnen. Nein! Aber was wir seine Seele nennen,

ist kein selbständiges Wesen, sondern nur eine geistige Kraft am Körper, die man auch Instinkt oder tierischen Intellekt nennt, deren Dasein und Wirken aber mit dem Körper endet und aufhört. Ganz anders aber die Seele des Menschen. Zwar ist sie ja auch zurzeit an den Körper gebunden, belebt und leitet ihn, soll ihn wenigstens leiten; aber sie besitzt dabei doch eine derartige Selbständigkeit, daß sie auch ohne ihn bestehen und leben kann.

7. Kennen keine gesellschaftliche Organisation.

Der französische Naturforscher Topinard weiß von einer Affenart, den sog. Brüllaffen, zu berichten, die Sitzungen abhalten, bei denen einer einen Vortrag von einer ganzen Stunde hält. Vor lauter Gebrüll aber scheint es zu keiner geordneten Diskussion, keiner Abstimmung und Beschlußfassung zu kommen; denn von irgendwelchem Statut oder Gesetz, das sie gegeben hätten über Ehe und Familienleben, Gemeindeangelegenheiten, Straf- und Prozeßwesen, Verhältnis zwischen Staat und Kirche u. dgl. habe ich wenigstens noch nie etwas gehört. Allerdings sind eben diese Herren Vierhänder und Vierfüßler und Konsorten in der angenehmen Lage, sich den ganzen Luxus der diesbezüglichen Reglementiererei und Gesetzmacherei ersparen zu können, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil sie von solchen Dingen, wie Familie, Gemeinde, Staat, Religion, Gut und Bös, Recht und Unrecht, einer gesellschaftlichen Ordnung überhaupt nicht die leiseste Ahnung haben, aber eben dadurch auch aufs allerdeutlichste zeigen, wie tief sie unter dem Menschen stehen, welch himmelweiter Unterschied zwischen der Menschenseele und dem ist, was wir Tierseele nennen.

* * *

„Der Gerechte", so heißt es im Buche der Sprüche, „sorgt auch für sein Vieh, aber das Herz des Gottlosen ist grausam." Das also ist die richtige Mitte, die der verständige Mensch und gottesfürchtige Christ der Tierwelt gegenüber einhält. Weil sie Geschöpfe Gottes sind, die ebenfalls Gefühl haben und uns tausenderlei der allerdankenswertesten Dienste erweisen, darum ist er nicht grausam gegen sie, überlädt sie nicht mit Arbeit, quält sie nicht unnötigerweise und läßt ihnen genügende Nahrung und Pflege zu teil werden.

Weil sie nun aber doch einmal Tiere und keine Menschen sind, die Gott nach seinem Ebenbilde erschaffen, mit seinem kostbaren Blute erkauft und zur ewigen Seligkeit bestimmt hat, darum stellt der richtige Christ sie niemals den Menschen gleich, oder behandelt sie gar noch liebevoller als seine Dienstboten oder sonstigen Leute, sondern bleibt sich dessen stets bewußt, daß seines Heilands Wort: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, habt ihr mir getan", eben nicht von den Hunden und Katzen oder sonstigem Lieblingsgetiere, sondern von den Menschen, den Armen zumal und Notleidenden gilt.

X.

War ein Erlöser erfordert?

Meine Herren! „Ich verkündige euch eine große Freude, die allem Volke zu teil werden soll", so pflegt es am Weihnachtsmorgen zu heißen, „denn heute nacht ist euch in der Stadt Davids der Heiland geboren, welcher ist Christus der Herr."

Indes! Gar lange schon ist es leider bei weitem nicht mehr „alles Volk", das in diesen Worten eine Freuden-

botschaft findet und begrüßt. Im Gegenteil! Deren mehr als genug sind es, und ihre Zahl wird je länger je größer, die überhaupt nicht mehr Weihnacht, sondern ein Winterfest an jenem Tage feiern; nicht mehr die Geburt des Erlösers, sondern das Kommen des Wintermanns festlich begehen. Und warum dies? Ei! Die einen, weil sie gar nicht an die Existenz und das Dasein eines Jesus von Nazareth glauben, sondern ihn nur für einen fabel- oder sagenhaften Nationalhelden der Juden halten; die andern, weil sie ihn zwar für eine wirkliche, geschichtliche Persönlichkeit ansehen, aber nicht als Erlöser von Sünde, Tod und Grab, ja überhaupt nicht mehr als Wohltäter der Menschheit von irgendwelcher Art betrachten. Denn vor der Ankunft und dem Auftreten des Jesus von Nazareth, so meinen sie, im früheren Heidentum, unter der lustigen Herrschaft eines Zeus und Apollo, Wodan und Thonar, und wie sie alle heißen, diese alten Nektar- und Ambrosia- oder Metvertilger, sei es jedenfalls viel angenehmer zu leben gewesen als jetzt unter dem strengen, düstern Regiment des Christengottes.

Oder hat nicht unserer Besten einer, Deutschlands beliebtester Dichter, Friedrich von Schiller, in seinem Gedichte: „Die Götter Griechenlands" zum Schlusse voll schmerzlicher Wehmut und herzlichen Bedauerns ausgerufen:

„Um diesen Einen", Christus nämlich, „zu bereichern,
mußte diese schöne Götterwelt vergehen!"

Wie nun aber der, der nicht selber arm gewesen, auch, in der Regel wenigstens, nicht recht weiß, was es eigentlich heißt, arm sein, so sind auch wir heutigen Menschen, die wir im Reichtum Jesu Christi geboren, erzogen und aufgewachsen sind und von der Fülle seines Segens an Gnaden und Wahrheiten umgeben dahin leben, nicht mehr im stande, voll

und ganz zu ermessen, was es hieß, von der religiösen Finsternis des Heidentums umfangen, von seinem Elend bedrängt, seiner sozialen Not bedrückt gewesen zu sein.

Um nun aber doch eine kleine Vorstellung wenigstens davon zu bekommen, wie hart und traurig damals die Verhältnisse in so vieler Beziehung gewesen sind, lade ich Sie nun ein, eine kurze Rundreise durch die Heidenwelt zu Christi Zeit mit mir zu unternehmen, und dürfen Sie dieser Einladung um so eher und williger entsprechen, als es Sie gar nichts weiter kosten soll als ein bißchen Aufmerksamkeit, die ich um so dringender erbitte, je wichtiger gerade in diesen unsern Tagen die Frage geworden ist, ob denn ein Erlöser nötig, ein solcher erfordert war.

1. Religiöse Not.

Worauf der ernste, denkende Mensch doch vor allem und in erster Linie eine Antwort, und zwar eine ebenso klare als sichere Antwort haben möchte, das ist auf die Fragen über unser Woher und Wohin. Wozu bin ich denn in dieser Welt, und was soll einmal aus mir werden in einer andern Welt? Gibt es überhaupt eine solche, oder hört mit dem Tode alles auf, ist alles aus und vorbei? Gibt es einen Gott, und wie sieht er aus, wie ist er beschaffen? Was fordert und verlangt er von mir, was schulde ich ihm u. dgl. m.?

Auf alle diese, doch gewiß sehr wichtigen, höchst folgenschweren Fragen, was hat das Heidentum zu Christi Zeit zu sagen, zu erwidern gewußt?

Dasjenige Land, das damals in religiösen Dingen als am besten unterrichtet galt, war Ägypten. Darum auf ins Land der Sphinx, der Pharaonen und Pyramiden, auf nach Ägypten!

Kaum ans Land gestiegen, gewahren wir auch schon eine festlich gekleidete Menge Menschen, die, ihrer ganzen Haltung nach zu schließen, etwas sehr Wichtiges, Heiligernstes vorzunehmen scheinen. Was tun sie? Die einen waschen und baden eine Katze, die andern salben einen Hund, wieder andere schmücken eine Spitzmaus u. dgl. Aber wozu dies alles? Was soll es denn bedeuten, dieses lächerliche Zeug? Gemach, gemach! Das ist Gottesdienst! Das sind unsere Götter, die wir hiermit verehren! Und wehe dem, der es wagte, sie zu verletzen! Hat doch, wie der Geschichtschreiber Diodor bezeugt, ein römischer Soldat, weil er, und zwar nur aus Versehen, eine Katze getötet hatte, zur Strafe für diesen Frevel sein Leben lassen müssen!

Aber dann nur auf und davon, nur fort von hier und weiter aufwärts den Nil gefahren! Dort liegt Ägyptens älteste Hauptstadt, das heilige Memphis! Vielleicht wird uns da etwas Besseres geboten. In der Tat! Welch herrlichen Tempel wir da gewahren und wie viele Tausende da zum Gottesdienst versammelt sind! Treten wir also näher! „Fallt nieder", so erschallt und ergeht sofort ein Ruf an uns, „und betet an, denn vor euch steht Apis, der höchste Gott im Land Ägypten!" Und was sehen wir? Wer steht vor uns? Ein riesiger Stier, ein gewaltiger Ochse, der mit Bändern geschmückt und mit Blumen verziert ist!

Und das soll das Land sein, das der meisten und besten Kenntnisse über Gott und Religion sich rühmte? Aber dann nur wieder weg von da und so schnell wie möglich den Nil hinuntergesegelt und hinübergefahren ins Land der Philosophen und Künstler! Auf nach Griechenland!

Doch! Unterwegs schon: was sehen wir? Ein Kaufmann zieht einen kostbaren Ring vom Finger und wirft ihn

hinaus ins brandende Meer. Warum denn? Wozu denn? Ei! „Ehe ich wegging von zu Hause", so erklärt er uns, gelobte ich unserem Gotte Merkur, dem Beschützer des Kaufmannsstandes, daß wenn er mir helfen würde, einen gewinnreichen Betrug auszuführen, so wolle ich diesen Ring ihm weihen und opfern. Und weil er mir nun, wie Sie an diesen reichen Vorräten da sehen, geholfen hat, der Streich gelungen ist, so mußte ich halten, was ich gelobt, mußte ich den Ring ihm opfern."

Solche Vorstellungen also habt ihr Griechen von den Göttern? Glaubt, daß sie an Lug und Trug ihre Freude haben und dazu verhelfen? O gewiß! Und an viel Schlimmerem, weit Schlechterem noch! Dann wollen wir uns die Mühe des Landens bei euch ersparen und sofort weiter zur Hauptstadt des Reiches, zum ewigen Rom hinfahren. „Wie viele Götter habt ihr wohl?" so fragen wir sofort den ersten besten, den wir treffen. „Nicht wenige", erwidert dieser, „es mögen deren an die zweihundert sein. Das ganze Pantheon ist voll davon!" „Aber dann seid ihr ja sehr gut daran, ihr Römer, und kann es euch an gar nichts fehlen!" „Im Gegenteil! Nur seine liebe Not hat man mit diesen vielen Göttern." „Wieso denn? Ja!" „Ruft man einen von ihnen in einer Sache an, die nicht sein Fach ist, dann kann er nicht helfen, und der andere, an den man sich hätte wenden sollen, der ist dann erbittert darüber und hilft erst recht nicht. Gibt es doch und kann es nichts geben, was so ehrgeizig und eifersüchtig wäre unter sich und so neidisch und mißgünstig gegen uns Menschen als eben diese Götterwelt!"

Dann genug von euch Römern und einen letzten Versuch noch gemacht! Hinüber zur Beherrscherin der Meere und des Handels! Auf nach Karthago!

Doch! Was soll dieser ohrenbetäubende Lärm, diese rauschende Musik von Flöten und Pauken, die da von ferne schon uns entgegentönt? Das ist Gottesdienst! Oder siehst du sie nicht, die Tausende von Menschen, die jene Riesenfigur aus Erz umstehen, die mit einem Menschenleib und Stierkopf versehen und innen hohl und erhitzt ist? Gewiß! Aber wozu das? Damit die Kinder verbrennen, die ihre Mütter diesem unserem höchsten Gotte Baal zum Opfer bringen, indem sie dieselben in sein glühendes Innere werfen. So hat z. B. der Vater des berühmten Feldherrn Hannibal, Hamilkar Barkas mit Namen, an einem Tage über zweihundert Kinder aus den besten Familien der Stadt zu opfern befohlen! Entsetzlich!

Aber das ist doch gewiß, so denkst du vielleicht, nur der große Haufen, das dumme, niedere Volk gewesen, das so grundverkehrte, ja geradezu abscheuliche Vorstellungen von Gott und Religion gehabt! Die Gebildeten, die Philosophen zumal oder Weltweisen haben doch sicherlich ganz anders gedacht, waren jedenfalls weit besser unterrichtet! Nein!

„Keiner", so hat ums Jahr 400 v. Chr. ein Philosoph mit Namen Xenophanes geklagt, „keiner hat hierin je die Wahrheit erkannt, noch wird sie einer erkennen. Und wenn es auch einem glücken sollte, sie zu finden, so weiß er es nicht, denn an allem haftet der Zweifel." Ja! „In allen diesen Dingen", so gesteht ein anderer Weiser jener Zeit, Aristarchus mit Namen, „wissen die Weisen nicht mehr als die Unweisen. Wir alle sind Toren, wissen alle nichts."

Weil nun aber damals doch Kunst und Wissenschaft in voller Blüte standen und die Leute so unterrichtet, so gelehrt und gebildet als immer nur möglich waren, so ist jedenfalls

das häusliche und gesellschaftliche Leben ein sehr schönes, heiteres und fröhliches gewesen! Muß es sich, da man von Bußpredigern, Beichten und Fasten und dergleichen Wauwau noch nichts hatte, noch nichts wußte, gewiß sehr angenehm damals gelebt haben! Sehen wir einmal zu!

2. Soziale Not.

Ein reicher Römer lädt uns ein, bei ihm zu speisen. Da wir nun schon ziemlich lange unterwegs und deshalb recht hungrig und durstig sind, so nehmen wir an und folgen ihm. Beim Eingang schon in den Palast, was liegt da an der Kette? Der Haushund wohl! Nein! Ein Mensch, ein Sklave ist's, der diese Rolle spielen, diesen Dienst versehen muß! Unglaublich! Doch weiter! Es wird aufgetragen. Plötzlich läßt einer der Diener ein Glas zu Boden fallen, das zerbricht. „Hinaus mit ihm", schreit der Herr sofort, „hinaus mit ihm in den Fischteich, damit die Muränen ihn vertilgen!" Wir legen Fürbitte für ihn ein. „Gut", sagt der Herr, „das Leben soll ihm geschenkt sein, aber jedenfalls wird ihm die Hand abgehauen, mit der er es fallen ließ!" Hat doch sogar der als besonders milde und menschenfreundlich geschilderte Augustus einmal einen Sklaven an die Spitze eines Mastbaumes annageln lassen, weil er aus Versehen eine seiner Lieblingswachteln getötet hatte!

Und solcher Wesen nun, die weit weniger geschätzt, weit härter oft behandelt wurden als das Vieh, hat es allein in Rom damals viel mehr als eine Million gegeben!

„Aber wo sind denn", so gestatten wir uns den edlen Römer noch zu fragen, „deine Kinder?" „Kinder", erwidert er ganz kalt, „hab' ich keine mehr!" „Und warum nicht?" „Ja! die einen hab' ich umgebracht, die andern ausgesetzt, d. i. vor

die Haustüre gelegt, damit sie von Sklavenhändlern, Gladiatorenzüchtern und dergleichen Volk aufgelesen und aufgezogen werden, weshalb es sehr leicht der Fall sein kann, daß ich nach einigen Jahren mein eigenes Kind als Sklaven wieder kaufe und als solchen dann behandle." In der Tat! „Wie viele sind nicht unter euch", so hat ums Jahr 200 n. Chr. noch ein christlicher Schriftsteller jener Zeit, Tertullian mit Namen, den Heiden damals vorgeworfen, „wie viele sind nicht unter euch, sogar im Richterstande, die ihre Kinder töten, indem sie dieselben ertränken oder verhungern, erfrieren oder von Hunden auffressen lassen!"

Und in Sparta, ist es da nicht sogar Staatsgesetz gewesen, daß nur die gesunden, kräftigen Kinder am Leben gelassen, die andern aber ins nahe Taygetosgebirge getragen und bei den dortigen Wölfen und sonstigem wilden Getier in Pflege gegeben werden sollten?

Wie so mancher daher von denen vielleicht, die in ihrem Unverstand das Leben im Heidentum schöner finden als im Christentum, wäre überhaupt gar nicht recht zum Leben gekommen, hätte es über die Schwelle desselben gar nicht hinausgebracht!

Zum Schlusse nun aber, freundlicher Gastgeber, nur noch die eine Frage: „Habt ihr auch Arme in der Stadt?" „O gewiß! In Hülle und Fülle! Ganze Scharen von Bettlern ziehen umher." „Und was tut ihr, wie sorgt ihr für sie?" „Welche Frage! Fällt uns gar nicht ein, etwas für sie zu tun, oder gar für sie zu sorgen. Wozu auch? ‚Wer einem Armen etwas gibt', sagt unser Lieblingsdichter Plautus, ‚der begeht eine dreifache Torheit, macht drei dumme Streiche auf einmal!'" „Aber welche denn?" „Erstens hat er nicht mehr, was er hergegeben hat; zweitens verlängert er unnützerweise

dem Armen sein elendes Dasein, und drittens belästigt er noch länger die andern, die Gesellschaft mit ihm!

„Gilt uns Römern doch schon das Begegnen eines Armen als ein böses Omen, d. i. als üble Vorbedeutung für den Tag. Wohl wirft man ihnen ja auch bisweilen Geldstücke zu oder läßt Lebensmittel an sie verteilen, aber nicht aus irgendwelcher Sympathie für sie, sondern nur, um sie bei guter Laune und uns vom Leibe zu halten."

Waisenanstalten also oder Häuser für alte, gebrechliche Leute u. dgl. habt ihr nicht, ihr Heiden? Hier in Rom wohl nicht, aber in Athen besteht ein Institut von dieser Art. Dort nämlich werden von Staats wegen etwa zwanzig bis dreißig Krüppel gefüttert, damit man doch bei Nationalfesten und dergleichen Anlässen jemand habe, den man den Göttern opfern, d. h. also abschlachten und verbrennen kann. Das also ist eure Nächstenliebe!

3. Allgemein empfunden.

Wie sehr nun aber die Menschen damals unter diesen Zuständen und Verhältnissen gelitten, wie schwer sie insbesondere die Unwissenheit in religiösen Dingen empfunden haben, geht klar und deutlich aus den bereits erwähnten Klagen gerade der besten ihrer Schriftsteller hervor. Ja! „Was mich von Jugend auf quälte", so hat, um nur einen noch, jenen Justinus[1] nämlich, zu hören, der ehedem heidnischer Philosoph, dann als Christ ums Jahr 166 zu Rom den Märtyrertod erlitt, „was mich von Jugend auf quälte", so schreibt und bekennt der von sich, „war der Gedanke: Gibt es nach diesem Leben noch ein anderes Leben oder wird mit

[1] Apol. I, c. 14.

dem Tode alles aus sein? Ist diese Welt erschaffen oder immer dagewesen? Auch plagte und beunruhigte mich der andere Gedanke: Warum sollst du den Versuchungen zum Bösen widerstehen und fromm sein, da du doch nicht weißt, ob du dafür Lohn erhältst, ja nicht einmal weißt, worin die wahre Frömmigkeit besteht. Und indem ich diese und ähnliche Gedanken in mir herumtrug, empfand ich ein solches Übermaß von Gram, daß meine Kräfte dahinschwanden. Das Härteste aber war, daß wenn ich einmal versuchte, diese Gedanken abzuschütteln, sie nur noch heftiger auf mich eindrangen. So besuchte ich der Reihe nach alle Schulen der Philosophen, um bei ihnen zu lernen. Aber was fand ich? Nichts als ein ewiges Behaupten und Leugnen und Streitigkeiten ohne Ende."

Nun ja, denkst du vielleicht, dieser Justinus war eben ein besonders schwärmerisch veranlagter Mensch; ein Sonderling, wie es deren zu allen Zeiten gibt. Ob aber auch andere, die Großzahl gar der besseren Elemente so gedacht, so gefühlt haben? Ohne Zweifel! Denn wie ein roter Faden zieht sich durch die ganze Literatur der Alten jene Klage, die Homer schon im 18. Gesang seiner Odyssee geäußert mit den Worten: „Kein anderes Wesen ist so jammervoll auf Erden als der Mensch, von allem, was da lebt und sich regt."

„Gar nicht geboren zu werden", meinte darum ein anderer großer Dichter jener Zeit, mit Namen Sophokles, „ist das beste; ward man aber geboren, dann ist das zweitbeste, sobald als möglich wieder zu sterben." „Wer also ein Liebling der Götter ist", sagt Menander, „der stirbt in der Jugend, denn von allen Gütern das beste ist ein frühzeitiger Tod."

Bei den alten Thraziern daher, so berichtet Herodot, habe geradezu die Sitte bestanden, die Neugebornen mit Weinen und Wehklagen zu begrüßen und ihnen all die Leiden aufzuzählen, denen sie nunmehr entgegengingen; die Toten dagegen mit Freudenbezeigungen zu beerdigen, weil sie nun so vielen Übeln entgangen seien.

Und bei solchen Zuständen und Verhältnissen, solcher Unwissenheit in den allerersten und wichtigsten Fragen des Lebens sollte kein Lehrer der Wahrheit erfordert; bei solch einem sittlichen Elend und solcher sozialen Not sollte kein Helfer, kein Erretter und Tröster, kein Erlöser nötig gewesen sein? Sollte das Leben in der Finsternis und Geistesnacht des Heidentums gar schöner gewesen sein als jetzt, da die Sonne des Christentums nun alles so himmlisch verklärt?

* * *

Wohl hat ja der Erlöser diese Welt nicht in ein Paradies verwandelt, sondern der Hauptsache nach als jenes Tal der Tränen sie belassen, die sie vorher gewesen. Er hat die Armut z. B. nicht beseitigt. Nein! „Arme", so sagt er bekanntlich selbst, „wird es allezeit geben." Was er aber beseitigt hat, das ist die altheidnische Verachtung der Armen und herzlose Behandlung derselben.

Indem er eben selbst als Kind der Armut geboren werden und in ärmlichen Verhältnissen durchs Leben gehen wollte und ausdrücklich erklärte: „Was ihr dem geringsten meiner Brüder getan, habt ihr mir getan", so hat er eben damit den Stand der Armut derart gehoben, geadelt und geheiligt, daß seitdem Tausende und Tausende ihn freiwillig erwählt haben und noch erwählen. Und wie hat die christlich gewordene Menschheit seither gewetteifert, durch Almosengeben und wohltätige Stiftungen aller Art der Armen sich

zu erbarmen, der Notleidenden sich anzunehmen und ihr Los soweit immer nur möglich zu erleichtern!

Auch hat der Erlöser das Kranksein und Sterbenmüssen und die sonstigen Übel und Leiden dieser Zeit nicht beseitigt. Nein! Aber er hat durch Wort und Beispiel gelehrt, sie richtiger zu beurteilen und leichter, ja mit Freuden sogar, zu ertragen.

Jene Unkenntnis aber in religiösen Dingen, die so schwer auf der Menschheit gelastet, wie gründlich hat er die beseitigt! Die Finsternis und Geistesnacht in solch hellen lichten Tag verwandelt, daß nun ein Kind mit aller Sicherheit beantworten kann, worauf die Weisesten der Vorzeit rein gar nichts oder doch nichts Sicheres zu sagen wußten!

Wie haben wir also in jeder Hinsicht und Beziehung allen Grund und alle Ursache, Jesum von Nazareth als den größten, ja einzig großen Wohltäter der Menschheit zu betrachten und an seinem Geburtstage, am hohen Weihnachtsfeste, mit herzlicher Freude und jubelndem Frohlocken ihn als den wahren Heiland der Welt zu begrüßen!

XI.

War ein Erlöser erwartet?

Meine Herren! Wenn wahr sein soll, was die Bibel lehrt, daß nämlich die ganze Menschheit von einem einzigen Paare abstamme, dann müssen sich auch bei ihr, d. i. bei der Großzahl der Völker, noch Erinnerungen an jene Zeit vorfinden, in der die Menschen noch mehr geeint waren, wie eine Familie noch beisammen wohnten. Und zwar um so mehr dies, als es ja gerade jene allererste Zeit war, in der

Dinge von solcher Wichtigkeit, solcher Folgenschwere und Tragweite geschehen sind und sich zugetragen haben, daß sie für die ganze Zukunft, das ganze zeitliche und ewige Wohl der Menschheit entscheidend geworden sind.

Und überdies! Die zehn bis zwölf sog. Patriarchen oder Erzväter der Menschheit, warum haben die ein so staunenswert hohes Alter erreichen, Adam z. B. 930 Jahre, Jared 962, Methusalem gar 967 Jahre alt werden dürfen, wenn nicht eben dazu, damit sie ihren Kindern und Kindeskindern immer und immer erzählen und einschärfen konnten, was sich Wichtiges dereinst zugetragen, welche Lehren und Vorschriften, insbesondere aber welche Verheißungen Gott der Herr ihnen gegeben habe?

Wenn daher in den Überlieferungen der alten Völker, wie der Indier und Chinesen, Perser und Ägypter und Assyrier, Griechen und Römer u. dgl., auch gar nichts vorhanden und zu finden wäre, was auf solch ein Zusammengehören und Zusammenwohnen aller hindeutete; gar nichts von einem Paradiese, einem Sündenfall und seinen Folgen, einem Erlöser, der da kommen sollte, u. dgl. bei ihnen sich entdecken ließe, ja würde das nicht aufs allerlauteste für jene sprechen und zeugen, die das Abstammen aller von einem Paare in Abrede stellen, als unmöglich erklären und eben damit nicht bloß die Glaubwürdigkeit der Heiligen Schrift aufs schwerste erschüttern, sondern auch die Erbsünde leugnen und dadurch die Grundlage und Voraussetzung der Erlösung und des Christentums zerstören?

Von der allergrößten Bedeutung daher und höchsten Wichtigkeit ist, was wir für heute uns zur Untersuchung und Beantwortung vorgelegt haben, die Frage nämlich: Hat die vorchristliche Menschheit etwas von einem Sündenfall gewußt,

der allen geschadet habe; von einem Erlöser etwas gewußt, der da kommen und das Unheil wieder gut machen sollte? War ein Erlöser erwartet?

Daß dies bei dem eigentlichen Volke und Träger der messianischen Verheißungen und Erwartungen, den Israeliten, der Fall gewesen, versteht sich von selbst und bedarf keines Beweises. Nein! Um was es vielmehr einzig sich handelt und dreht, das ist um die Frage: Ob auch die Heidenvölker von derlei Dingen Kenntnis gehabt haben? Und in der Tat!

1. Paradies und Sündenfall.

„Blühend zuerst", so hat der römische Dichter Ovid im ersten Buch seiner Metamorphosen ums Jahr 20 v. Chr. das Paradies noch besungen:

„Blühend zuerst war das goldene Zeitalter, das ohne Gesetz und ohne Bestrafung ganz von selbst das Recht und die Treue befolgte. Auch gab die Erde, ohne von Karst und Pflug durchwühlt zu sein, den Bewohnern alles von selbst."

Und wie dieser Römer, so hat 800 Jahre zuvor schon der Grieche Hesiod[1] hierüber geschrieben:

„Siehe, einst lebten die Stämme der erdbebauenden Menschen fern von Leiden und mühseliger Arbeit. Nicht gab's Krankheit und Schmerz, diese Beförderer des nahenden Alters."

Auf die Frage aber, warum es denn aufgehört habe, dieses goldene Zeitalter paradiesischen Glückes, weiß derselbe Hesiod in seiner Theogonie uns Folgendes zu berichten: Ein Mann mit Namen Prometheus sei der erste gewesen, der

[1] Werke und Tage V. 4725.

eine Jungfrau, die Pandora, zur Gemahlin hatte, die von Jupiter selbst erschaffen worden war. Weil dieser Prometheus dann, wie auch der römische Dichter Horaz in der dritten seiner Oden bezeugt, den Göttern jenes heilige Feuer stehlen wollte, durch das die Menschen ihnen gleichgeworden wären an Erkenntnis und Lebensdauer, darum habe Jupiter ihn herabgeschleudert auf die Erde und an eine Felswand im Kaukasus geschmiedet, wohin er nun alltäglich einen Geier sende, der ihm die Leber aushacke, die immer wieder nachwachse.

Aber auch das Weib, die „Ate", wie ein anderer griechischer Dichter, der berühmte Homer, im 19. Gesang der Iliade sie nennt, „diese Tochter Jupiters, die alle so schmählich betrogen", blieb nicht ohne Strafe. Nein! „Jupiter", sagt der Dichter, „ergriff sie an ihren glänzenden Locken und warf sie vom sternumfunkelten Himmel und schwur den heiligen Eid, daß sie nie mehr zum Olymp und zum Sternengewölbe des Himmels zurückkommen solle die Schuldige, die alle betörte."

„Aus dem Fasse aber", so berichtet Hesiod, „dessen Deckel das Weib aus sträflicher Neugier gehoben, fuhr ein buntes Gewimmel von zahllosen Leiden herab zu den Menschen und voll von Übeln war ringsum die Erde und Meerflut.

„Nur die ‚Hoffnung' allein war nicht dem Fasse entschlüpft; sie blieb zurück tief unter der Mündung des Fasses; denn rasch schloß jene den Deckel nach dem Befehle des Zeus."

Die heiligen Bücher der Perser aber, die Zend-Avesta, erzählen von einem Menschenpaare, Meschia und Meschiane, daß sie anfangs rein und Ormuzd, ihrem Schöpfer, untertan gewesen seien. Ariman aber, der böse Geist, habe aus Neid in Gestalt einer Natter ihnen Früchte angeboten und gesagt,

er sei der Schöpfer des Weltalls. Und weil sie ihm glaubten, wurde Ariman Herr über sie.

Als ich Anfang September 1904 im Nationalmuseum zu Neapel die prachtvolle Sammlung von Vasen besichtigte, die samt und sonders aus heidnischen Gräbern Siziliens und Unteritaliens herstammen, sah ich im letzten Saale eine, die folgende Zeichnung trägt: Um einen stattlichen Baum windet sich eine gewaltige Schlange empor, deren Kopf, gewiß sehr bezeichnend, ein wunderschönes Krönchen schmückt. Rechts vom Baume steht eine Frau, die in Schulterhöhe ein tamburinartiges Gefäß vor sich hält, über welches der Kopf der Schlange liebäugelnd hingleitet. Links vom Baume steht ein Mann mit einer Lanze in der Linken und einem Apfel in der Rechten.

„Adam und Eva", rief der Saalwärter, der meine Überraschung bemerkte, mir zu. „Ohne Zweifel", erwiderte ich, „und das auf einer offenbar heidnischen Vase!" Was für ein schöner, deutlicher Beweis dies dafür, daß der Sündenfall in der Erinnerung der heidnischen Völker genau so fortlebte, wie die Heilige Schrift ihn berichtet!

2. Erlösergedanke.

Griechen. Der berühmte griechische Dichter Äschylus, der ums Jahr 500 v. Chr. gelebt, hat eine sog. Trilogie, d. i. ein dreiteiliges Drama oder Theaterstück, geschrieben, dessen erster Teil: „Prometheus der Feuerdieb", der zweite: „Der gefesselte Prometheus" und der dritte: „Der befreite Prometheus" heißt.

Eines Tages nun, so berichtet er im zweiten Teil, im „Gefesselten Prometheus", kam eine Jungfrau namens Jo, zu dem an den Felsen geschmiedeten Prometheus und

fragte, ob er denn kein Ende seiner Leiden zu erwarten habe. „Gewiß", erwiderte er, „dein Sohn gerade im dritten Gliede nach zehn andern wird mich erlösen." Und auf ihre Frage, wie denn das geschehen werde, gibt er die staunenswerte Antwort:

„Es liegt Kanobos, eine Stadt, am Landessaume zunächst des Neilos Mündung und Anschlammung; dort gibt dir Zeus des Geistes Heiligkeit zurück; und dich linden Drucks antastend und berührend bloß schenkt er dir einen Sprößling, Epaphos, den teuren Sohn des tief ergrimmten Vaters."

Gegen Ende des Stückes sodann erscheint Merkur, der Götterbote, und erklärt: „Von deiner Drangsal hoffe nicht ein Ziel, bevor als Stellvertreter deiner Qual ein Gott erscheint, für dich bereit, in des Hades unbesonntes Reich und zur finstern Kluft des Tartarus zu steigen."

Ägypten. Und in gleicher Weise wissen die Überlieferungen der Ägypter von einer Jungfrau namens Isis, zu berichten, deren Sohn Horus den Drachen Typhon überwinden, aber nicht vernichten werde.

Kelten. Bei Chalons sur Marne in Frankreich sodann hat man im Jahre 1833 an der Stelle, wo einst ein Tempel der alten heidnischen Kelten gestanden, eine Steinplatte entdeckt und bloßgelegt, auf der geschrieben war:

Virgini Pariturae Druidae

„Der Jungfrau, die gebären soll, gewidmet von den Druiden".

Chinesen. In China aber ist es kein Geringerer als Confucius, der berühmte Religionsstifter, selbst gewesen, der um 600 v. Chr. gesagt: „Ich habe gehört, daß in den Gegenden des Westens ein heiliger Mann sich erheben werde, der einen Ozean von verdienstlichen Werken bei den Menschen

hervorbringt. Kein Mensch kann seinen Namen nennen, aber ich hörte sagen, daß er der wahre Heilige sei."

Und so hat denn auch in der Tat ein späterer Kaiser von China, mit Namen Mingi, im Jahre 64 v. Chr. Boten in die Länder des Westens geschickt, damit sie sich erkundigten, ob dieser Heilige schon geboren sei.

Römer. Unter den Römern aber ist es der größte ihrer Geschichtschreiber, Tacitus, der im 13. Kapitel des 5. Buchs seiner Historiae berichtet:

Pluribus persuasio inerat, antiquis sacerdotum libris contineri, eo tempore fore, ut valesceret Oriens profectique Iudaea rerum potirentur, d. h.:

„Einer allgemeinen Überzeugung nach sei in den alten Büchern der Priester enthalten, daß um diese Zeit, des Kaisers Augustus nämlich, das Morgenland mächtig werde und Männer, die von Judäa auszögen, die Oberherrschaft an sich reißen würden."

Geradezu staunenswert aber ist, was der bedeutendste römische Dichter Virgil ums Jahr 40 v. Chr. in der vierten seiner Eklogen gesungen mit den Worten:

„Schon ist der äußerste Zeitpunkt da; bald wird ein Sprößling gesandt vom erhabenen Himmel. Mit ihm endet das eiserne Zeitalter und blüht ringsum auf ein goldenes Geschlecht auf dem Erdkreis. Unserer Schandtat Spur wird er völlig verwischen und auf immer befreien vom ewigen Schrecken die Länder. Göttliches Leben empfängt er und wird mit des Vaters Kraft in Frieden den Erdkreis regieren. Du Sohn der Götter, des Jupiter teurer Sprößling, komme, daß alles sich freue des nahenden Wonnejahrhunderts."

* * *

Wer nun dieses Wenige sogar, das wir hiermit an Überlieferungen der Völker über Paradies, Sündenfall und Erlösererwartung an unserem Geist vorüberziehen ließen, zum lebensvollen Bild zusammenfaßt, ja findet und erkennt der nicht sofort, wenn auch ein bißchen entstellt, doch samt und sonders wieder, was die Heilige Schrift hierüber so klar und deutlich berichtet? Oder?

Ist es denn nicht immer und überall ein erstes Menschenpaar, das in paradiesischem Glück lebend von einer Schlange am Baume zum Ungehorsam gegen ihren Herrn und Schöpfer sich verleiten läßt und dadurch Ursache des Verderbens aller wird? Wissen sie nicht von einem Heiligen zu erzählen, der als teurer Sohn des tiefergrimmten Vaters und einer reinen Jungfrau bereit ist, für uns zu sterben und so unserer Sünden Spur zu vertilgen, von ewigen Schrecken der Hölle uns zu befreien und eine neue glücklichere Zeit zu eröffnen?

Und während wir die Völker des fernsten Ostens diesen Heiligen und Erretter vom Westen her erwarten sahen, haben die westwärts von Judäa wohnenden ihre Blicke nach Osten gerichtet.

Wie schön also trifft zu, was Jakob einst sterbend seinem Sohne Juda geweissagt mit den Worten:

„Es wird das Zepter nicht von Juda weichen und der Heerfürst nicht von seinen Lenden, bis der kommt, auf den die Völker harren",

und was Aggäus verkündet, da er ausgerufen:

„Erschüttern werde ich alle Völker, und es wird kommen der von allen Völkern Ersehnte."

Und in eben diesem Lichte der so einhelligen Überlieferungen der Völker nun, wie herrlich erstrahlt da nicht wieder die absolute Glaubwürdigkeit unserer heiligen Bücher, die

Treue und Zuverlässigkeit der Heiligen Schrift! Was sie klar und deutlich über Paradies und Sündenfall und die Verheißung des Erlösers berichtet, wie schön wird das nicht durch die übereinstimmenden Traditionen der ganzen Menschheit bestätigt?

Wenn darum jemals wieder in der heiligen Adventszeit auch an uns der Ruf ergeht: „Bereitet den Weg des Herrn", so wollen wir ihm um so besser und bereitwilliger zu folgen bemüht sein, je klarer wir nun, wie ich hoffe, erkannt und eingesehen haben, daß es keinem andern den Weg in unser Herz zu bereiten gilt als dem, dem die Herzen der Völker Jahrtausende zuvor schon entgegengeschlagen, dem teuern Sohn des tiefergrimmten, aber durch ihn mit uns wieder versöhnten Vaters und jener Jungfrau, der der Allerhöchste, wie wir den alten Griechen Äschylus sogar so schön es sagen hörten, zuerst des „Geistes Heiligkeit zurückgegeben", d. i. vor dem Makel der Erbsünde sie bewahrt und mit Gnade der Heiligkeit sie geschmückt hatte, der allerseligsten Jungfrau Maria.

XII.

Hat es einen Jesus von Nazareth gegeben?

Meine Herren! Warum aber auch, so denken Sie vielleicht, solch eine Frage aufwerfen und zur Beantwortung stellen? Wer in aller Welt hat denn schon geleugnet, daß es einen Jesus von Nazareth, einen Christus gegeben? Kann man denn vernünftigerweise überhaupt nur daran zweifeln? Unmöglich, so scheint es allerdings. Und doch! Wie unbegreiflich, ja wahnwitzig es auch sein und scheinen mag, das Dasein einer Persönlichkeit in Frage zu stellen, die, wie Jesus

von Nazareth, nun seit zwei Jahrtausenden bald einer Sonne der Wahrheit und Heiligkeit gleich am Geisteshimmel der Menschheit erstrahlt, so kann man eben trotzdem zu lesen und zu hören bekommen: Einen Jesus von Nazareth hat es ebensowenig gegeben als einen Theseus, Herkules, Tell oder sonst einen dieser Helden der Mythologie oder Volkssage. Wie vielmehr diese alle nichts anderes gewesen sind als die Verkörperung der Sehnsucht der betreffenden Völker nach einem Erretter aus irgend welcher, sei es sozialer, sei es nationaler Bedrängnis, so war auch Jesus, der genannt wird Christus, nichts anderes als ein Träger der Hoffnungen des jüdischen Volkes auf einen Befreier von der Herrschaft der Römer.

„Christus", so hat z. B. kein Geringerer als der Bremer Pastor Kalthoff[1] vor zwei Jahren erst geschrieben, „ist kein historisches Individuum", d. h. etwas weniger grob und mehr deutsch gesagt, er war keine Person, die wirklich existiert hat, sondern nur eine „personifizierte Idee, ein personifiziertes Prinzip".

Und der große Sprecher und Führer unserer Sozialdemokraten, Bebel[2], hat nicht auch der die Behauptung aufgestellt: „Der Anteil Christi an dem, was man Christentum nennt, sei schon seiner nebelhaften Existenz wegen ein sehr fraglicher"?

Wenn man nun erwägt, welch großen Ansehens sich dieser Mann im Kreise seiner Genossen erfreut; welch weite Verbreitung seine Schriften und durch sie seine Anschauungen finden, ja wie könnte man es dann für überflüssig halten

[1] Das Christusproblem (1904) 16.

[2] Christentum und Sozialismus 7.

und als unnötig erachten, auch darüber einmal sich möglichst klar zu werden, was denn Wahres an diesem Gerede sei? Ob es wirklich keinen Jesus von Nazareth, keinen Christus gegeben, oder ob denn doch ein solcher existiert habe?

1.

Stehst du in Mannheim oder zu Köln am Rhein und schaust in seine Wellen und Wogen hinein und siehst, wie sie in hastigem Drängen an dir vorbei immer weiter und weiter dem Meere zueilen, ja würdest du da nicht tausendmal lieber an dir selbst und deiner eigenen Existenz als daran zweifeln, daß dieser Fluß einen Anfang, eine Quelle haben muß?

Das Christentum nun, was ist es anders als ein geistiger Riesenstrom, der seit zweitausend Jahren bald unaufhaltsam durch die Menschheit dahingezogen ist, bis ans Ende der Zeiten sie durchziehen wird? Und dieser herrliche Strom mit seiner unermeßlichen, unerschöpflichen Fülle von Wahrheit und Gnade, zeitlichen wie ewigen Gütern aller Art, der sollte nicht auch wie jeder andere einen Anfang genommen, eine Quelle gehabt haben? Nein! So wenig es einen Mohammedanismus gäbe ohne einen Mohammed; es einen Calvinismus oder Zwinglianismus ohne einen Calvin oder Zwingli gäbe, ebensowenig, das ist doch klar und sagt jedem seine gesunde Vernunft, würde es ein Christentum geben, wenn es nicht einen Christus gegeben, kein Christus existiert hätte!

Und in der Tat! Wenn wir stromaufwärts gehen, zurückgehen von Jahrhundert zu Jahrhundert bis dorthin, wo seine ersten Anfänge liegen, seine ersten Spuren sich zeigen, das Christentum auf der Bildfläche, dem Schau- und Kampfplatz dieser Welt erscheint, wen treffen wie da als seine

Quelle, seinen Stifter und Begründer? Ist es nicht eine wahre Wolke von Zeugen und Zeugnissen, die wie aus einem Munde uns zurufen: Jesus von Nazareth, der genannt wird Christus?!

Weit entfernt nun, als solche Zeugen die Apostel und deren Schriften, oder die christlichen Autoren der allerersten Jahrhunderte aufzurufen, lassen wir diese vielmehr ganz beiseite und wenden uns zu solchen Männern und Quellen, die dem Christentum völlig gleichgültig gegenüberstanden, oder sogar ihm feindlich gesinnt waren, zu Zeugen also, deren Aussagen um so größeren Glauben verdienen, ein je geringeres Interesse sie hatten, Falsches zu berichten.

2.

a) Plinius (62—110 n. Chr.). Während der Regierungszeit des römischen Kaisers Trajan, d. i. in den Jahren 97—117 n. Chr., hatte der Statthalter der kleinasiatischen Provinz Bithynien, ein gewisser Plinius, angefragt in Rom, wie er sich denn den immer zahlreicher werdenden Christen gegenüber verhalten und benehmen solle. „Ich habe", so heißt es in diesem höchst wichtigen Schreiben, „noch niemals Prozessen gegen Christen beigewohnt und weiß auch nicht, was an ihnen zu untersuchen und zu strafen ist. Bildet schon der Name Christ eine Schuld, oder muß man nur die Verbrechen strafen, die sich daran anhängen? Inzwischen hab' ich mit denen, die mir als Christen angezeigt wurden, folgendes Verfahren eingehalten: Ich hab' sie gefragt, ob sie Christen seien. Auf ihr Zugeständnis hab' ich unter Androhung der Hinrichtung die Frage zwei- bis dreimal wiederholt. Wenn sie dabei verharrten, ließ ich sie hinrichten; denn mochte die Sache, die sie eingestanden", das

Christentum also, „wie immer beschaffen sein, so war mir doch nicht zweifelhaft, daß schon ihr Eigensinn und ihre unbeugsame Hartnäckigkeit gestraft werden müßten. Einige haben sich für Christen erklärt, dann aber widerrufen. Sie seien Christen gewesen, sagten sie, vor einem Vierteljahr, oder noch früher, sogar vor zwanzig Jahren schon. Übrigens versichern sie, daß ihre ganze Schuld darin bestanden habe, daß sie an einem bestimmten Tage regelmäßig vor Sonnenaufgang sich versammelten, gemeinsam eine Hymne auf Christus als einen Gott sangen und eidlich gelobten, sich des Diebstahls, Straßenraubes, Ehebruchs u. dgl. zu enthalten. Wenn das vorüber war, so seien sie auseinandergegangen und hätten sich darauf wieder versammelt zu einem gemeinschaftlichen aber unschuldigen Mahle. Daraufhin habe ich für nötig gehalten, zwei Sklavinnen, welchen man den Titel Diakonissinnen gibt, heimlich zu befragen; aber ich habe auch bei ihnen nichts anderes als einen maßlosen Aberglauben gefunden.

„Nun wünsche ich einen Rat von dir, besonders wegen der großen Zahl der Angezeigten. Es ist nämlich eine Menge von Personen jeden Alters, Standes und Geschlechtes angezeigt oder wird es bald werden; denn diese abergläubische Seuche hat bereits nicht nur die Städte, sondern auch die Dörfer und das Land ergriffen. Indes glaube ich, daß man ihr Einhalt tun kann. Sicher ist, daß die beinahe verlassenen Tempel wieder besucht werden; die lange unterbrochenen Zeremonien aufs neue beginnen; die Opfertiere wieder Käufer finden, die sehr selten geworden waren.“ [1]

Wenn nun dieses, wohlverstanden amtliche Schreiben, nicht etwa erst nach so und so viel hundert Jahren, sondern

[1] Epist. 10, 97.

ums Jahr 80 schon bezeugt, daß auf einen gewissen Christus als auf einen Gott Hymnen oder Loblieder gesungen worden seien, ja kann man dann noch daran zweifeln, daß es einen solchen gegeben, ein Christus wirklich existiert habe?

b) Suetonius (81—113 n. Chr.). Als der Apostel Paulus während seiner zweijährigen Gefangenschaft in Rom den Juden eines Tages erklärt hatte, daß um ihrer Verstocktheit willen das Evangelium von ihnen genommen und den Heiden gebracht und gepredigt würde, da, so heißt es im letzten Kapitel der Apostelgeschichte, „gingen sie von ihm hinaus und hatten unter sich vielen Streit".

Und weil nun diese Streitigkeiten ganz zweifellos von Anfang an, d. h. schon vom Jahre 42 etwa an, da der hl. Petrus die Christengemeinde daselbst begründet hatte, unter ihnen herrschten und gewiß sehr oft zu Tätlichkeiten und gewaltsamen Störungen der öffentlichen Ruhe und Ordnung ausgeartet waren, darum hatte der Kaiser Claudius sie ums Jahr 52 schon samt und sonders zur Stadt hinaustreiben lassen.

„Claudius", so berichtet hierüber der römische Geschichtschreiber Suetonius im 25. Kapitel seiner Lebensbeschreibung dieses Kaisers, Iudaeos impulsore Chresto assidue tumultuantes Roma expulit, d. h. weil die Juden aus Antrieb eines gewissen Christus beständig Spektakel machten, hat Claudius sie aus der Stadt vertrieben.

Hätte es nun aber, so muß man doch ganz unwillkürlich fragen, keinen Christus gegeben, ja wie und warum sollten sich dann die Juden ums Jahr 50 schon derart seinetwegen gezankt und geprügelt haben, daß sie von Staats wegen aus der Stadt entfernt werden mußten?!

c) Tacitus (54—117 n. Chr.). Um zu sehen, was für einen Anblick einst der Brand von Troja geboten haben

mochte, ließ der berüchtigte Kaiser Nero bekanntlich am 19. Juli des Jahres 64 n. Chr. seine Hauptstadt Rom an vierzehn Enden anzünden. Um dann der Wut des Volkes zu entgehen und dessen Zorn zu beschwichtigen, gab Nero die Christen als Brandstifter an und eröffnete eine Verfolgung gegen sie, die wie die erste, so auch der heftigsten eine gewesen. Ingens multitudo, so berichtet und bezeugt der größte römische Geschichtschreiber, Tacitus, im 15. Buche seiner Annalen, eine ungeheure Menge Christen sind dabei teils gekreuzigt, teils in Tierhäute eingenäht und den wilden Hunden zum Zerreißen vorgeworfen, teils mit brennbaren Stoffen überzogen und angezündet worden, damit sie in den Gärten und Parkanlagen des Kaisers als Fackeln dienten, bei deren Schein dann das Scheusal spazieren fuhr, um an deren Qualen sich zu weiden, eine Verfolgung, bei der auch, wie der berühmte Kirchenschriftsteller Tertullian so schön bezeugt, Petrus den Tod des Herrn, Paulus aber den Tod Johannes' des Täufers erlitt, d. i. jener gekreuzigt, dieser als römischer Bürger enthauptet wurde.

Nachdem so der eben genannte Tacitus die Christen als eine verabscheuungswürdige, ganz allgemein gehaßte Sekte erwähnt hatte, fügte er hinzu: Auctor nominis eius Christus Tiberio imperitante per procuratorem Pontium Pilatum supplicio affectus est, d. h. der Urheber des christlichen Namens, Christus, ist unter der Regierung des Kaisers Tiberius durch den Landpfleger Pontius Pilatus hingerichtet worden.

Da nun dieser Tacitus kein Märchensammler, noch Fabeldichter, sondern der genauesten und gewissenhaftesten Geschichtschreiber aller Zeiten einer war, so hat er auch seine Angabe über Christus ganz sicherlich nirgend anderswoher

als den Kriminalakten der römischen Staatsarchive entnommen, und ist dieselbe eben darum unanfechtbar, über jeden Zweifel erhaben.

So wenig nun, wie allbekannt, die Nürnberger einen hängen, den sie nicht haben, ebensowenig hätten die Römer, hätte insbesondere ihr Landpfleger Pontius Pilatus einen Christus hinrichten können, wenn er einen solchen nicht gehabt, ein Christus überhaupt nicht existiert hätte.

d) Josephus Flavius (57—100 n. Chr.). Der bedeutendste profane Geschichtschreiber der Juden ist jener Josephus Flavius gewesen, der im Jahre 37 n. Chr. zu Jerusalem einer angesehenen Priesterfamilie entstammte und durch seine Mutter sogar mit dem berühmten Geschlechte der Makkabäer verwandt war. Während der nun im 18. Buche seines Werkes: „Die jüdischen Altertümer" die Regierungszeit jenes Herodes schildert, der den Vorläufer Jesu, Johannes den Täufer, enthaupten ließ, sagt er: „Um diese Zeit trat auch Jesus auf, ein weiser Mann, wenn man ihn überhaupt einen Menschen nennen darf; denn er war ein Täter wundersamer Werke und ein Lehrer der Menschen, die gerne die Wahrheit hören. Das war der Christus. Obwohl Pilatus auf die Anzeige der Vornehmsten unseres Volkes ihn zum Kreuze verurteilt hatte, ließen doch, die ihn früher liebten, nicht von ihm ab; denn er erschien ihnen am dritten Tage wieder lebendig. Und bis heute hat das Volk der Christen, die nach ihm sich nennen, nicht aufgehört."

Da dieser Josephus nun zu Jerusalem und zu einer Zeit geschrieben hat, da fast alle jene noch am Leben waren, die Jesum selbst persönlich gekannt, ihn gesehen, gehört, vielleicht ans Kreuz gefordert und daran verhöhnt hatten, so liegt auf der Hand, daß er, wollte er nicht verlacht oder

Lügen gestraft werden, nur vollkommen Wahres berichten durfte, wie überhaupt ja seine Angaben um so größeren Glauben verdienen, als er sich Christus und dem Christentum gegenüber weder freundlich noch feindlich, sondern absolut gleichgültig verhalten hat.

e) Talmud. Für einen richtigen Juden gibt es außer seiner Heiligen Schrift kein Buch, das ihm auch nur halbwegs so lieb, so heilig und teuer wäre als der vielgenannte, oder besser gesagt, vielverschrieene Talmud. Was ist das für ein Ding? Ei, nichts anderes als ein uraltes Buch, und zwar ein Sammelwerk, das alles enthält, was die gelehrten jüdischen Rabbiner in den ersten fünfhundert Jahren n. Chr. über alles mögliche Wissenswerte, Religiöses und Weltliches, zusammengeschrieben haben.

Natürlich ist dieser Talmud dem Christentum nicht hold, sondern so feindlich gesinnt und enthält derart gehässige Stellen, daß er seit 1559 auf dem Index, d. i. dem Verzeichnis jener Bücher steht, die der Katholik ohne besondere Erlaubnis von Rom nicht lesen darf.

Was weiß der nun über Jesus von Nazareth zu sagen? Leugnet er sein Dasein, bestreitet er seine Existenz? Im Gegenteil! „Jesus von Nazareth", so erzählt er natürlich in seiner Art und Weise, „hat durch Zauberkünste, die er aus Ägypten mitgebracht, viele Wunder gewirkt und das Volk zum Glauben verleitet, als tue er sie aus eigener Kraft. Weil er aber Zauberei getrieben und das Volk verführt hat, darum ist er am Vorabend vor Ostern ans Kreuz gehängt, sein Grab aber am dritten Tage leer gefunden worden, weil seine Jünger den Leichnam gestohlen haben."

Wenn nun solch ein Werk, solch ein christusfeindliches Buch wie dieser Talmud, dessen Entstehung und erste An-

fänge zudem bis in die Zeit und Tage Christi hinaufreichen, weit entfernt, dessen Dasein zu leugnen, im Gegenteil von seinen Wundern, seinem Tode und leeren Grabe zu erzählen weiß, ja wie kann dann heute nach zweitausend Jahren einer kommen und das bezweifeln wollen, was solch ein Zeuge vor aller Welt erklärt?

* * *

Wenn wir nun aber zum Schluß uns fragen: wie kommt es denn überhaupt und wie erklärt es sich, daß man es wagt, an der Existenz einer Person wie der des Jesus von Nazareth zu zweifeln, so hat und kann dies keinen andern Grund haben als den, daß er ihnen eben äußerst unbequem, äußerst lästig ist. Und natürlich! Leicht begreiflich!

Hat es den Christus gegeben, den das Christentum lehrt, dann dürfen wir nicht leben, wie wir wollen, sondern müssen leben, wie er, der gottgesandte Lehrer und einstige Richter, es gelehrt und befohlen hat. Und weil sich nun eben dazu gar manche um keinen Preis verstehen wollen, so wagen und versuchen sie lieber das Unmögliche, bezweifeln und leugnen sie, was sich weniger bezweifeln und leugnen läßt als das Einmaleins oder das Dasein von Sonne und Mond.

Aber so haben's und machen's eben die Menschen, hat der englische Philosoph Hobbes[1] vor mehr als dreihundert Jahren schon gesagt: S'ils y avaient quelque intérêt, ils douteraient des éléments d'Euclyde et les nieraient. Wenn sie ein Interesse daran hätten, d. h. die Befriedigung ihrer Leidenschaften es verlangte, dann würden sie sogar die mathematischen Lehrsätze des Euklid bezweifeln, das Einmaleins sogar leugnen.

---

[1] Système de la nature II 4.

Obwohl daher, so bemerkt auch Rousseau in seinem Émile l. 4, das Dasein und Leben des Sokrates weit weniger bezeugt ist als die Existenz Jesu, so hat doch noch niemand bezweifelt, daß es einen Sokrates gegeben hat, weil eben dieser Mann für unser Leben, unser Tun und Lassen vollkommen gleichgültig ist und sein kann.

Wer nun aber als vernünftig denkender Mensch sich seine religiöse Überzeugung nicht von seinem Bauch diktieren und aufzwingen läßt, sondern wie in allen andern wichtigen Dingen, so auch hier auf die Stimme seines Verstandes hört, ja der kann doch gar nicht anders als sich sagen: so gewiß jeder Fluß seine Quelle, so gewiß muß das Christentum seinen Stifter haben. Und so wenig es einen Mohammedanismus ohne einen Mohammed oder ein Luthertum ohne einen Luther gäbe, ebensowenig könnte und würde es ein Christentum ohne einen Christus geben. Und Pilatus gar, der römische Landpfleger in Jerusalem unter Kaiser Tiberius, was doch Tacitus, der größte Geschichtschreiber des alten heidnischen Rom, auf Grund der dortigen Kriminalakten ausdrücklich bezeugt, Pilatus, sage ich, wie hätte der einen Christus hinrichten, d. h. also kreuzigen lassen können, wenn es einen solchen nicht gegeben, ein Christus nicht existiert hätte?!

XIII.

Wer ist Jesus von Nazareth gewesen?

Meine Herren! „Was glaubt ihr von Christus", so hat bekanntlich er selbst eines Tages seine Apostel gefragt, „wessen Sohn ist er?"

„Davids Sohn", sagten die einen; „des Zimmermanns Joseph Sohn", die andern; „Gottes Sohn", nur Petrus und

die Wenigen mit ihm. Und, außerhalb unserer Kirche wenigstens, ganz ähnlich auch heute noch.

„Unser Herr Jesus Christus", so hat z. B. eine sich christlich nennende und zur Erbauung des christlichen Volkes geschriebene Zeitschrift, „Das Protestantische evangelische Sonntagsblatt", am 24. Januar 1892 S. 26 gebracht, „wie hoch er uns auch steht und ob er auch die Größten der Größten weit überragt, darf doch vom evangelischen Christen nicht neben, geschweige denn über Gott gestellt werden; denn nicht Gott, sondern Gottes Sohn ist er gewesen, was wir alle werden sollen und in wahrhaft treuer Nachfolge auch wohl werden könnten."

Wenn nun aber sogar solch ein Blatt es wagt, in dieser Art über Jesus von Nazareth zu schreiben, klipp und klar seine Gottheit zu leugnen, ja wie weit muß es dann hierin im andern Lager schon gekommen sein?!

Da es nun aber bei den heutigen Verkehrs- und Lebensverhältnissen ganz undenkbar ist, daß nicht auch unsere Kreise mit Anschauungen wie diese in Berührung kommen, ja was könnte es da Wichtigeres und Notwendigeres geben als eben dies, daß über eine Frage, mit der das ganze Christentum steht und fällt, doch ein jeder so gründlich wie möglich unterrichtet sei?

Daher wollen wir denn nun diese Frage: Wer ist Jesus von Nazareth gewesen? im Lichte zweier Vorkommnisse betrachten, die dieselbe in einer Weise beleuchten, daß man bezüglich der Antwort darauf nicht im geringsten mehr verlegen sein kann. Und welches sind sie, diese zwei Vorkommnisse? Keine andern als: Jesu erstes öffentliches Wort und Jesu letztes öffentliches Werk.

1. Sein erstes öffentliches Wort.

„Warum habt ihr mich gesucht", so hat er bekanntlich als zwölfjähriger Knabe seiner Mutter im Tempel geantwortet, „wußtet ihr nicht, daß ich im Hause meines Vaters sein muß?"

Das ist das erste Wort aus Jesu Mund, das die Schrift bei Lk 2, 49 erwähnt und das offenbar nichts anderes, nichts Geringeres besagt, als daß er selbst sich den Sohn Gottes nennt, für Gottes Sohn erklärt.

Hätten und wüßten wir nun gar nichts anderes von ihm als dieses, so hätten und wüßten wir genug, um vollkommen davon überzeugt zu sein, daß er weder Davids, noch Josephs gewesen sein konnte, sondern Gottes, des Allerhöchsten, Sohn gewesen sein mußte. Inwiefern denn? Ei!

Worin alle noch, die sich mit ihm beschäftigt haben, übereinstimmen, das ist darin, daß er ein ebenso gescheiter als tugendhafter, gottesfürchtig frommer Mann, ja wie wir das „Evangelische Sonntagsblatt" ihn gar nennen hörten, „der Größte unter den Größten" gewesen sei. Gewiß! „Wenn man ihm auch die Gottheit ableugnet", so hat der berüchtigte David Strauß in seinem „Leben Jesu" im Jahre 1836 schon geschrieben, „so bleibt ihm doch im Tempel des Genies und der Humanität der erste Platz vorbehalten als dem unerreichbaren, nie zu übertreffenden Ideale sittlicher Größe und Vollkommenheit." Ja! „Wäre er nicht der Weiseste der Menschen gewesen", sagt selbst Rousseau in seinen Lettres de Montagne l. 3, „so wäre er doch der Liebenswürdigste der Sterblichen gewesen."

Für wen hat nun, das ist die erste und wichtigste, die alles entscheidende Frage, für wen hat dieser Beste, dieser

Weiseste und Liebenswürdigste der Menschen sich ausgegeben? Was sagte und behauptete er von sich selbst? Ei!

Wie sein erstes öffentliches Wort im Tempel, so haben alle seine Versicherungen während seines Lehrens und Wirkens, hat insbesondere seine letzte feierliche Erklärung vor dem Richterstuhl des Hohenpriesters gelautet: Ich bin der Sohn, und zwar der wesensgleiche Sohn des lebendigen Gottes!

So etwas nun aber von sich zu behaupten, ist doch nur wer im stande? Gewiß doch nur, wer das wirklich ist, also das Recht hat, es zu behaupten; oder aber nur, wer den Verstand verloren hat, also nicht mehr weiß, was er behauptet.

Eines Tages kam ein fremder Herr in eine Irrenanstalt, um sie zu besichtigen. Am Tore traf er einen gutgekleideten Mann, der sofort sich anbot, ihm die Anstalt zu zeigen, und es dann auch in einer Weise tat, daß der Fremde ihn für einen Angestellten hielt. Auf einmal aber sagte er: „In diesem Zimmer da ist auch ein armer Mensch. Der meint nämlich, er sei Gott Vater, und das muß ich doch besser wissen, denn ich bin ja Gott Sohn."

Nun wußte der Fremde, wen er vor sich hatte! Ist es doch, solange die Welt steht, noch nicht vorgekommen, daß jemand bei gesundem Verstand sich für Gott Vater oder Gott Sohn gehalten und ausgegeben! Tut es also einer, so weiß man auch sofort, daß er über Nacht den Verstand verloren, bedauert ihn und bringt ihn baldmöglichst in eine Heilanstalt.

Bei Jesus von Nazareth nun, als der sich auf einmal für Gottes Sohn erklärt und ausgegeben hat, haben, die ihn hörten, auch so gedacht, so gehandelt? Ihn für verrückt gehalten und ins Irrenhaus verbracht?

Haben sie ihn nicht im Gegenteil vollkommen ernst, und zwar so ernst genommen, daß die einen ihn als Gotteslästerer gesteinigt, die andern ihn zum Kreuzestod dafür verurteilt wissen wollten?

Ist er aber so nach der Überzeugung aller, die ihn gekannt, gesehen und gehört hatten, bei völlig klarem Verstande gewesen, ja wie hätte er sich dann für den Sohn Gottes halten und ausgeben können, wenn er es nicht gewesen wäre?!

Einwand: Gewiß konnte er das nicht, so hör' ich einen mir entgegnen, aber er hat's auch nicht getan, hat sich nicht für Gottes ewigen, wesensgleichen Sohn gehalten und erklärt, sondern nur in jenem Sinne, in dem auch wir uns dafür halten und erklären können, nämlich — als liebe, gute Kinder; brave, gehorsame Söhne Gottes. Oder? Hat er denn nicht, und zwar mit offenbarer Vorliebe sogar, sich den „Menschensohn" genannt?

Allerdings! Aber so fang doch auch du einmal an, dich den „Menschensohn" zu nennen! Fang auch du einmal an, zu deinen Freunden und Nachbarn zu sagen: „Ich, der Menschensohn, werde jetzt das und das tun!" Würde man dich denn nicht für beinahe ebenso verrückt halten, als wenn du sagtest: „Ich, der Gottessohn, werde jetzt ausgehen?" Nein! Gerade weil er sich mit einer gewissen Vorliebe, oder richtiger gesagt, Herablassung den „Menschensohn" genannt, so hat er eben damit so deutlich wie nur möglich zu erkennen und zu verstehen gegeben, daß er sich für noch etwas ganz anderes, unendlich Höheres hielt und betrachtete! Und in der Tat!

Wenn er z. B. bei Johannes im fünften Kapitel erklärte: „Alles was der Vater tut", Kranke heilt, Tote erweckt

u. dgl., „das tue ich auf gleiche Weise", d. i. mit derselben mir eigenen Allmacht; oder versichert, daß „der Vater niemand richte, sondern das ganze Gericht ihm übergeben habe, damit alle ihn ehrten, wie sie den Vater ehren", ja hat er damit nicht ganz deutlich und klar jene Anbetung für sich verlangt, die nur Gott gebührt, sich nicht zu Gott also im vollsten Sinn des Wortes gemacht?

Als er darum die Juden fragte: „Um welches guten Werkes willen wollt ihr mich steinigen?" erwiderten sie: „Nicht um eines deiner guten Werke willen steinigen wir dich, sondern weil du, der du doch nur Mensch bist, dich zu Gott machst."

Hat nun aber Jesus von Nazareth, wie ganz unleugbar, sich zu Gott gemacht, allen Ernstes sich für den wesensgleichen Sohn Gottes erklärt, ja dann bleibt uns eben nur die eine Wahl, entweder war er verrückt oder dieser Sohn Gottes. Ein Drittes gibt es nicht, kann es nicht geben.

Verrückt, darin sind von Anfang bis heute alle einig gewesen, war er sicher nicht, somit muß er also Gottes Sohn, d. i. die zweite Person der Dreifaltigkeit, gewesen sein.

2. Sein letztes öffentliches Werk.

Auch diejenigen, die an Jesu glänzendstes und zugleich letztes öffentliches Erlöserwerk, seine Auferstehung nämlich von den Toten, nicht glauben, können wenigstens nicht leugnen, daß sie nun seit bald zweitausend Jahren schon von andern behauptet und geglaubt worden ist. Müssen sie somit Antwort geben auf die Frage: Woher kommt und wie erklärt sich denn das? Wie ist man denn überhaupt auch nur dazu gekommen, von diesem Jesus von Nazareth etwas zu behaupten und zu glauben, was, solange die Welt steht, noch von

keinem einzigen behauptet, geschweige denn geglaubt wurde, daß er nämlich aus dem Grab hervorgegangen, von den Toten auferstanden sei?

Die Juden bekanntlich haben es sehr leicht damit genommen. Die Jünger, so sagten sie, haben eben den Leichnam gestohlen und dann gepredigt, er sei auferstanden.

Unmöglich dies, so haben die Aufgeklärten des letzten und vorletzten Jahrhunderts gerufen: So kann es nicht gegangen sein; denn das Grab war ja mit Soldaten umstellt, amtlich also bewacht, somit an ein Stehlen des Leichnams gar nicht zu denken! Nein! Aber wie sonst? Sehr einfach! Jesus von Nazareth ist eben gar nicht tot, sondern nur scheintot gewesen, wieder zu sich gekommen und dann aus dem Grab herausgekrochen.

Lächerlich, so spotten die modernen Leugner! Wer wie Jesus von Nazareth amtlich hingerichtet wurde, der ist schon wirklich tot gewesen! Und überdies! „So ein halbtot aus dem Grab Hervorgekrochener", sagt selbst David Strauß[1], „ein der Pflege Bedürftiger und am Ende doch noch Erliegender, wie hätte der auf die Jünger den Eindruck des Siegers über Tod und Grab machen können?!"

Auf solch einfältige Weise also kann die Meinung, er sei auferstanden, nicht entstanden sein. Aber wie denn? Ei, nichts einfacher, nichts natürlicher!

Durch das Schreckliche, das sie in den letzten Tagen der Karwoche namentlich zu erleben und mitzumachen hatten, waren die Apostel so nervös geworden, daß sie mit ihrer überreizten Phantasie Gespenster sahen, d. h. meinten, sie hätten den Heiland bald da, bald dort gesehen, und zwar so

[1] Leben Jesu 310.

lebendig und deutlich ihn gesehen, daß sie allmählich glaubten, er sei wirklich auferstanden.

„Der Gekreuzigte", so erklärt z. B. einer der bedeutendsten protestantischen Theologen der Gegenwart, mit Namen Pfleiderer[1], „ist allerdings zum Leben erstanden, wenn auch nicht leiblich, so doch im Glauben seiner Jüngergemeinde. Daß diese Gewißheit der Jünger von dem Wiederlebendigsein des Gekreuzigten sich in die Form von Visionen kleidete, ist eine psychologisch ganz leicht begreifliche Erscheinung."

Nun bitte ich aber doch, diese Apostel sich einmal vorzustellen und dann sich zu fragen, ob Männer wie sie, Männer, die von Jugend auf, ja von Kindheit an mit Wind und Wogen zu kämpfen gewohnt waren, solche schwachnervige Visionäre oder hysterische Gespensterseher gewesen sein konnten? Aber wären sie es auch wirklich gewesen, bei wem würden sie denn für dieses ihr Schauermärchen von der Auferstehung des Gekreuzigten Glauben gefunden haben? In Jerusalem zumal, wo vom Hohenpriester an bis zum letzten Straßenjungen oder Gassenbuben herab alle Welt ganz gut gewußt, wie es in Wahrheit sich verhielt, wie wären sie da mit der Behauptung angekommen, Jesus von Nazareth sei von den Toten auferstanden? Nein! Glauben für diese Behauptung, das ist doch klar, haben sie dort nur deshalb gefunden und finden können, weil sie eben auf das allen bekannte offene Grab hinweisen und überdies noch im Namen, in der Kraft und Gewalt des Auferstandenen wieder andere erwecken und sonstige Wunder wirken konnten. Ja! „Eine der sichersten Tatsachen der Weltgeschichte", so hat darum selbst ein Mann wie der Sozialist Volkmar in seiner sonst maßlos gehässigen

[1] Religiöse Philosophie II 195.

Schrift: „Die Religion Jesu“ (1857, S. 68) es anerkannt und ausgesprochen, „ist dies, daß Jesus der Gekreuzigte in Herrlichkeit seinen Jüngern erschienen, von den Toten auferstanden ist, mögen wir nun diese Tatsache so oder anders oder gar nicht begreifen können.“

* * *

Wäre uns also über Jesus von Nazareth gar nichts anderes bekannt als sein erstes öffentliches Wort: „Wußtet ihr nicht, daß ich im Hause meines Vaters sein muß“, und sein letztes öffentliches Erlöserwerk, seine Auferstehung von den Toten, so wüßten wir schon übergenug, um auf seine Frage: „Für wen haltet ihr mich?“ sofort von Herzen einzustimmen in den Ruf des hl. Petrus: „Wir haben erkannt und geglaubt, daß du bist Christus der Sohn des lebendigen Gottes!“

Denn wer so wie Jesus von Nazareth von sich behaupten darf, er sei der Sohn Gottes, ohne deshalb für verrückt gehalten zu werden, der kann gar nichts anderes, muß Gottes Sohn gewesen sein! Und wenn einer, der wie Jesus von Nazareth nach dem Zeugnisse des römischen Geschichtschreibers Tacitus in aller Form Rechtens als Verbrecher zum Tode verurteilt und hingerichtet wurde, am dritten Tag danach bereits am Ort selbst als Auferstandener geglaubt, gepredigt und angebetet wurde und nach zweitausend Jahren noch von Millionen und Millionen der Edelsten und Besten auf Erden als solcher geglaubt und geliebt wird, ja ist das nicht allein schon des Beweises mehr als genug dafür, daß es auf die Frage: Wer ist Jesus von Nazareth gewesen? eben nur die eine Antwort gibt und geben kann, der Sohn des lebendigen Gottes, die zweite Person der allerheiligsten Dreifaltigkeit! Ja!

„Wie gibt sich ein Jude", so hat kein Geringerer als Napoleon I. in seiner Verbannung auf Helena über diese beiden Punkte sich geäußert, „ein Jude, dessen Existenz bewiesener ist als die eines jeden andern aus jener Zeit, ganz einfach für Gott aus! Er verlangt jede Art von Anbetung, ja er will, was am allerschwersten zu erlangen ist, was ein Vater oft von seinen Kindern, ein Gatte von seiner Gattin umsonst begehrt, das Herz, die Liebe des Menschen. Und es ist ihm gelungen! Gewiß! Das größte Wunder Christi ist ohne Zweifel das Reich der Liebe, das er gegründet. Das bewundere ich, Napoleon, am meisten, weil ich oft darüber nachgedacht habe. Und das beweist mir durchaus die Gottheit Christi, der auf der ganzen Welt gepredigt, geliebt und angebetet wird. Heißt das sterben? Heißt das nicht vielmehr leben? Solch ein Tod war nicht der Tod eines Menschen, sondern der Tod eines Gottes." [1]

XIV.

Christus und Buddha.

Meine Herren! „Laßt euch nicht Meister, noch Lehrer nennen", hat der Heiland eines Tages seinen Aposteln gesagt, „denn einer nur ist euer Meister und Lehrer, Christus."

Eine harte Rede dies, so rufen wie aus einem Munde die stolzen Geister, zumal unserer Tage, mit den Juden von Kapharnaum aus, eine harte Rede dies! Wer kann die hören? Wer das ertragen, erlauben und zugeben? Jesus von Nazareth der alleinige Lehrer, unser aller Meister?

---

[1] Nicolas, Studien III 2.

Nie und nimmer! Oder?! Wer ist er denn gewesen? Gewiß! Was Moses einst für seine Juden, Confucius für die Chinesen, Buddha für die Indier, kurz ein Religionsstifter, ein Lehrer und Meister, wie es deren vor ihm schon gegeben hatte, nach ihm gegeben hat und noch geben wird. Oder ist denn nicht z. B. Mohammed ebenso groß als Christus? Sind nicht beide überholt von Goethe und Nietzsche? Nicht sie alle überflüssig gemacht durch Darwin und Haeckel? In der Tat! Wenn je ein Wort der Schrift sich erfüllt hat, und es hat noch jedes sich erfüllt, dann ist es und trifft auf unsere heutigen religiösen Verhältnisse, Bewegungen und Bestrebungen buchstäblich zu, was der Apostel Paulus in seinem zweiten Briefe an Timotheus geschrieben: „Es wird eine Zeit kommen, da sie die gesunde Lehre nicht mehr ertragen, sondern nach ihren Gelüsten sich Lehrer über Lehrer nehmen, welche den Ohren kitzeln. Von der Wahrheit wenden sie sich ab, zu den Fabeln aber wenden sie sich hin." Oder?

Was ein Darwin z. B., ein Vogt oder Haeckel und andere über die Entstehung und Bildung der Lebewesen, der Menschen und Tiere zumal, vorgetragen und Unzählige ihnen geglaubt haben und noch glauben, ja was ist das anderes als Fabelwerk und dazu noch der einfältigsten und lächerlichsten Art?

Und während die einen jetzt nicht höher als auf Goethe und Nietzsche schwören und diese zu ihren Lehrern und Meistern erwählt haben, sind es andere, und zwar nicht wenige, besteht doch in Leipzig sogar ein eigener buddhistischer Missionsverlag, die ihr Heil bei jenem Buddha suchen, der vor mehr als fünfhundert Jahren schon vor Christus gelebt und gelehrt hat. Sei ja doch Christus, so finden und behaupten

diese Leute, im Grunde genommen nur ein Schüler und Nachahmer jenes indischen Lehrers und Meisters gewesen und das Christentum nichts anderes als eine Kopie oder ein Abklatsch des Buddhismus. Ja! „Was Sittenlehre und Sittenstrenge betrifft", schreibt Bebel in seinem: „Christentum und Sozialismus" S. 609, „ist der Buddhismus dem Christentum nicht bloß vollständig ebenbürtig, sondern es sind geradezu viele christliche Gebräuche und Dogmen aus dem älteren Buddhismus herübergenommen."

Ist das wahr? Ist Christus wirklich nur ein zweiter Buddha oder Buddha II. und das Christentum nichts weiter als ein Auszug und dazu noch recht dürftiger, recht mangelhafter Auszug aus dem Buddhismus? Urteilet selbst!

1. Die beiden Lehrer.

Buddha, oder wie er eigentlich seinem Familiennamen nach geheißen hat, Gotama und Sidhatta, ist ums Jahr, genau weiß man es nicht, 550 zu Kapilavastu, einem Städtchen am Südabhang des Himalajagebirges, in Indien also, geboren. Seine Eltern, sein Vater Suddhodana und seine Mutter Maya, sind von dem vornehmen Stamme oder Geschlechte der Sakya und sehr begüterte Grundbesitzer gewesen. Als unser Held so etwa sechzehn Jahre alt war, heiratete er zwar sofort drei Frauen und führte mit diesen sowie mit einer seinem Reichtum und Stande entsprechenden Anzahl anderer Nebenfrauen ein ebenso sorgloses als üppiges Leben. Nachdem er dann dreizehn Jahre lang dieses behaglichen Daseins sich erfreut hatte, ist auf einmal so eine Art Weltschmerz über ihn gekommen, der ihn veranlaßte, alles, was er hatte, zu verlassen und als Einsiedler nach der wahren Lebensweisheit zu forschen.

Auf einer Spazierfahrt nämlich, so erzählt seine Legende, habe er eines Tages drei Dinge gesehen, von denen er, sehr bezeichnend für sein bisheriges Leben, weder je etwas gehört noch gesehen hatte, d. i. einen Greis mit zitternden Händen, einen vom Fieber geschüttelten Aussätzigen und einen in Verwesung begriffenen Leichnam. Und diese drei Dinge, das Alter also, die Krankheit und der Tod, hätten ihn in seinem 39. Lebensjahre so erschüttert, daß er Einsiedler wurde, d. h. nach indischer Art in ein gelbes Gewand gekleidet, mit geschorenem Haupt- und Barthaare und mit der Almosenschale in der Hand von Ort zu Ort wanderte. Nachdem er sich dann unter die geistliche Leitung verschiedener brahmanischer Lehrer gestellt hatte, entdeckte er endlich nach siebenjährigem Suchen, Ringen und Streben eines Nachts, die den Buddhisten nunmehr heilig ist, während er gerade mit überschlagenen Beinen unter einem Pipal, d. i. einer Feigenbaumart, saß, jene wahre Lebensweisheit, durch die er nunmehr erst ein „Buddha", d. h. ein „vollkommen Erleuchteter" geworden war.

Fünfzig Tage lang dachte er dann, je sieben Tage unter verschiedenen Bäumen, einer Banane, einem Mucalinda-, Rajapatana-, Ajapalabaum, sitzend darüber nach, ob er das, was er so mühsam gefunden und errungen, nun auch der übrigen in Sünde und Irrtum befangenen Menschheit mitteilen solle. Nachdem er sich dazu entschlossen hatte, durchzog er an die 50 Jahre lang Stadt und Land und predigte, bis er hochbetagt ums Jahr 480 v. Chr. an Verdauungsbeschwerden, er hatte nämlich zu viel Eberfleisch gegessen, eines sanften Todes starb mit den hochweisen Worten: „Alles ist ohne Dauer." Nach vielen Trauerfeierlichkeiten wurde er dann, wie er es selbst gewünscht und angeordnet hatte, mit

allem seinem Rang und Stand gebührenden Pompe auf einem Scheiterhaufen aus wohlriechenden Hölzern verbrannt und seine Asche feierlichst beigesetzt.

Im Unterschiede nun, und zwar, wie sofort und ohne weiteres in die Augen springt, in himmelweitem Unterschied hierzu, ward Christus nicht von reichbegüterten Eltern geboren, sondern ist sein Vater überhaupt kein Mensch, sondern der Schöpfer und Herr des Himmels und der Erde, und seine Mutter eine arme Jungfrau von Nazareth gewesen. Und hat er sodann nicht bis zu seinem 39. Lebensjahre ein üppiges Ehe- und Familienleben geführt, sondern bis zu seinem 30. Jahre in der Werkstätte seines ebenfalls armen Pflegevaters gearbeitet. Noch viel weniger hatte er nötig, sieben Jahre lang nach der wahren Lebensweisheit zu suchen und 50 Tage lang zu überlegen, ob er auch andere belehren soll, denn er erklärte sofort, daß er nur dazu geboren und in die Welt gekommen sei, um die Wahrheit zu lehren, und lehrte sie dann, obwohl er doch, wie seine Landsleute zu Nazareth ihm eines Tages vorhielten, nicht einmal eine Schule besucht hatte, mit solcher Kraft und Sicherheit, daß alle, die ihn hörten, staunten und riefen: „Wahrlich, der spricht wie einer, der Macht hat.“ Und nachdem er dann nicht an die 50, sondern nur drei Jahre lang, und nicht Almosen bettelnd, sondern Wohltaten spendend, umhergegangen war und gepredigt hatte, starb er, im ausgesprochensten Gegensatz zu jenem Buddha, des ebenso schmählichen als schmerzlichen Todes am Kreuze, aber nur, was von Buddha niemand noch behauptet hat, um am dritten Tage wieder von dem Grabe aufzustehen und 40 Tage später vor den Augen seiner Jünger zum Himmel aufzufahren. Ist somit jener Buddha nur gewesen, was er auch nur sein wollte, ein Mensch, wie alle

andern und ein Buddha oder Erleuchteter wie viele andere, so hat Christus, und darin eben liegt der größte, wesentlichste Unterschied zwischen ihm und jenem Gotama, gar nie als gewöhnlicher Mensch, sondern stets nur als der menschgewordene Sohn Gottes und nicht als einer der vielen Lehrer und Meister, sondern als der einzige Lehrer und Meister der Menschen gelten wollen.

Wenn deshalb der berühmte Genfer Philosoph Rousseau einmal sagte: „Wie verblendet muß doch der sein, der es wagt, den Sohn des Sophroniskos", d. i. den Sokrates, „mit dem Sohne Marias zu vergleichen" (Émile l. 4), so kann man mit demselben Recht ausrufen: Wie blind müssen doch all jene sein, die es wagen, sich nicht scheuen und schämen, den Sohn des Suddhodana von Kapilavastu, den Buddha, auf gleiche Linie und dieselbe Stufe mit Jesus, dem Sohne des lebendigen Gottes, zu stellen!

2. Die beiden Lehren.

Wie nun aber die beiden Lehrer, Christus und Buddha, so sind auch deren Lehren, Christentum und Buddhismus, natürlich himmelweit verschieden.

Das Christentum z. B., um nur einige wenige Punkte hervorzuheben, kennt selbstverständlich

1. einen persönlichen Gott, der alles, was da ist, erschaffen hat und erhält. Der Buddhismus dagegen weiß nichts von einem solchen Gotte. Was er Götter nennt, das sind alles nur Wesen, die nach seiner Lehre ebenfalls entstehen und vergehen und nötig haben, wie jeder andere gewöhnliche Sterbliche, von einem „Buddha" oder „vollkommenen Weisen" darüber belehrt zu werden, wie man am besten den Leiden dieses Lebens entgeht.

2. das Fortleben der Seele nach dem Tode, eine persönliche Unsterblichkeit also. Der Buddhismus aber will von einer solchen rein gar nichts wissen. Sein Ideal vielmehr ist das sog. „Nirvana", von dem übrigens bis zur Stunde noch niemand gewiß weiß und genau sagen kann, was es eigentlich sei, ob das Aufgehen der Seele in das All oder in das Nichts, was freilich praktisch genommen so ziemlich aufs gleiche hinausläuft.

„Nicht sein", so lautet ein buddhistischer Grundsatz, „ist besser als sein, und jenes als Ziel aufs innigste zu wünschen."

3. Das Christentum sodann lehrt eine Erlösung in dem Sinne, daß wir um des Leidens und Sterbens Christi willen von unsern Sünden loskommen, Verzeihung für sie von Gott erhalten können, wenn wir sie bereuen, beichten und dafür Buße tun.

Der Buddhismus aber, da er ja einen persönlichen Gott nicht kennt, so kennt er auch keine Beleidigung Gottes, keine Sünde und eben darum auch keine Erlösung.

Wenn trotzdem in ihm auch von Sünde und Erlösung die Rede ist, so wird das Böse nur insofern als solches verstanden, als es uns schadet, indem es die innere Ruhe, den Frieden des Herzens stört und so unser vollkommenes Glück beeinträchtigt. Erlöser daher ist jeder sich selbst, indem er an sich bessert und bekämpft oder soweit als möglich von sich fernhält, was sein inneres Gleichgewicht stören, ihn beunruhigen, weniger glücklich machen kann.

„Wir selbst", sagt Buddha, „sind die Quelle des Leids, und gereinigt vom Bösen werden wir nur durch uns selbst. Keiner kann den andern reinigen."

Aber haben denn die Buddhisten, die Mönche zumal, nicht ebenfalls eine Art von Beicht im Gebrauch? Gewiß!

Aber was sie so nennen und praktizieren, das hat nicht den Zweck wie die unsrige, nämlich Nachlaß und Verzeihung der Sünden zu erlangen, sondern dient nur als Mittel zur Bekämpfung der Fehler und Neigungen, die den inneren Frieden stören, das vollkommene Glück beeinträchtigen.

Aus demselben Grunde und zum nämlichen Zweck lehrt der Buddhismus auch Nächsten- und Feindesliebe. Andern Gutes tun beglückt eben uns selbst; sanftmütig und geduldig sein gestaltet das Leben ruhiger und angenehmer, während Zornmütigkeit, Härte und Feindseligkeit sehr viel Unruhe, Aufregung und Unglück verursachen.

Wenn daher die buddhistischen Mönche ehelos leben, so geschieht auch dieses nicht um der darin liegenden höheren sittlichen Vollkommenheit willen, sondern nur deshalb, weil eben das Leben in der Familie, das Ernähren und Erhalten derselben bisweilen sehr beschwerlich ist, viel Mühe und Arbeit, Kummer und Sorge verursacht und wohl auch Unfrieden, Streit und Händel im Gefolge hat, was alles hindert, sich vollkommen glücklich zu fühlen.

4. Das Christentum endlich lehrt: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Und indem es so die Arbeit zur Pflicht macht, adelt und heiligt es sie und regt an zur eifrigen Betätigung der Kräfte des Leibes und der Seele, zum unermüdlichen Fortschreiten auf allen Gebieten des menschlichen Wissens und Könnens.

Ganz anders der Buddhismus! Weil das Arbeiten, Ringen und Streben die Begierlichkeit wecke und nähre, viele Enttäuschungen bereite und so die Ruhe des Gemütes störe und das Glück des Lebens beeinträchtige, verabscheut er nicht bloß das Arbeiten, sondern verbietet es geradezu denen, die als bessere Buddhisten gelten wollen. Während daher unsere

christlichen Mönche, unsere Missionäre zumal, auf ihre Fahne geschrieben haben: Ora et labora, „Bete und arbeite" und sie durch Anleitung zur Arbeit gerade veredelnd auf die wilden Völker einwirken, so lautet eine Regel des Buddhismus:

„Ein Mönch, der die Erde gräbt, oder graben läßt, ist der Buße schuldig; denn Blumen, Gräser, Sträuche oder Bäume zu pflanzen, liegt dem Mönche fern."

Wie also aus diesen wenigen Punkten schon hervorgeht, ist der Buddhismus überhaupt gar keine Religion, keine Gottesverehrung, sondern nichts als ein System der ausgesprochensten Selbstvergötterung, des krassesten Egoismus, der rücksichtslosesten Eigenliebe und steht er eben deshalb in jeder Hinsicht und Beziehung in direktem Gegensatz zum Christentum, dessen erster und oberster Grundsatz ja bekanntlich lautet: Gott über alles lieben und ihm allein dienen.

* * *

„Aber wie kommt es dann", so höre ich einen mir entgegnen, „und wie erklärt es sich, daß der Buddhismus eben doch so manches hat, wie das Mönchswesen, z. B. die Beicht, gottesdienstlichen Gewänder und Gebräuche, und gar manches lehrt wie, daß man seine Leidenschaften bezähmen und bekämpfen, sich selbst überwinden, barmherzig sein, seinen Feinden sogar verzeihen soll und dergleichen, worin er mit dem Christentum, und namentlich mit dem Katholizismus, ganz auffallend übereinstimmt?

Und soll denn nicht auch Buddha, gerade wie Christus, vor seinem öffentlichen Auftreten dreimal vom Bösen versucht worden sein, nicht ebenfalls unter seinen Schülern einen Liebling, den Ananda, und einen ihm Feindseligen, den Devadatta, gehabt und auch Wunder gewirkt haben?

Gewiß! Und zwar, um mit dem letzteren zu beginnen, was für Wunder? In einem Augenblick soll er einmal 500 Scheite Holz gespalten haben, ist das genug? Ein andermal habe er 500 Gefäße erscheinen lassen, oder bewirkt, daß das Wasser eine Mauer um ihn bildete, oder hell und klar wurde, als er zu trinken begehrte, und dergleichen. Doch gewiß alles Wunder, oder besser gesagt Gauklerstücke dies, denen man auf den ersten Blick ansieht, daß sie nicht geschehen, sondern erdichtet sind.

Wie ganz anderer, heilig ernster Art sind die Wunder, die Christus vor den Scharen des Volkes gewirkt hat und die uns von Augen- und Ohrenzeugen verbürgt sind!

Daß aber unter den etwa 1000 Schülern Buddhas einer war, zudem ein naher Verwandter, ein Vetter von ihm, den er besonders lieb hatte, sowie einer war, auch ein Vetter, der ihn haßte, ihm sogar nach dem Leben gestrebt haben soll, das ist doch gewiß nichts Übernatürliches, sondern echt Menschliches, weshalb eben auch der Heiland, wie in allen andern Stücken, so auch hierin, in den bittern Erfahrungen zumal, die man mit den Menschen macht, uns ähnlich und vorbildlich werden wollte.

Was aber die drei Versuchungen angeht, so sind die von Buddha berichteten doch himmelweit verschieden von denen, die der Heiland zugelassen hat. Während nämlich Christus duldete, daß der Satan in höchsteigener Person sich ihm nahte und dreimal ihn in verschiedener Weise versuchte, um uns hierin zu belehren und zu trösten, so soll Buddha nur, was doch ganz natürlich, ja sogar selbstverständlich wäre, sich wiederholt von Mara, d. i. dem bösen Prinzip, versucht gefühlt haben, von seinem Vorhaben, die Welt zu bekehren, abzustehen und seine Weisheit für sich zu behalten!

Wenn der Buddhismus endlich so manche Gebräuche, Lehren und Einrichtungen hat, die sich auch im Christentum vorfinden, so hat das in erster Linie darin seinen Grund, daß sie eben aus einer Quelle schöpften, die ihnen beiden, wie überhaupt allen Religionsstiftern offen stand und zugänglich war und noch ist, nämlich die menschliche Vernunft oder, wie der berühmte Kirchenschriftsteller Tertullian schon so schön gesagt hat, anima naturaliter christiana, die von Natur und Haus aus christlich veranlagte Menschenseele. Da diese mit einer großen Fülle natürlicher Wahrheiten ausgestattete Tochter Gottes bei allen Menschen ihres Amtes in gleicher Weise waltet, so ist klar und gar nicht zu verwundern, daß, wo immer man auf ihre Stimme hört, so ziemlich dieselben Lehren, die nämlichen oder doch ähnliche Einrichtungen und Gebräuche sich finden müssen.

Dazu kommt, daß die sog. Uroffenbarung, das sind jene Wahrheiten und Vorschriften, die die Menschen im Paradiese von Gott empfangen und in die Verbannung und Zerstreuung mitgenommen hatten, nirgends ganz verloren gegangen sind, insbesondere aber in den vom Weltverkehr so abgeschlossenen Ländern wie Indien und China sich reiner und ungetrübter als sonstwo erhalten haben.

Und endlich ist ganz zweifellos und mit aller Sicherheit erwiesen, daß der heutige Buddhismus keineswegs mehr jener ist, den vor fünfundzwanzig Jahrhunderten einst Buddha gepredigt und gestiftet hat. Nein!

Wie vielmehr alle Schöpfungen dieser Art, die von Menschen herrühren, so hat auch er sich im Laufe der Zeit gar mannigfach verändert, ist es insbesondere der Buddhismus, wie er zurzeit in Tibet in der Gestalt des sog. Lamaismus besteht und geübt wird, der erwiesenermaßen sehr vieles, in

Kultus namentlich und Disziplin, vom katholischen Christentum angenommen hat.

Anstatt daher, wie es heutzutage auf Christus feindlicher Seite Mode ist, von heidnisch-buddhistischen Elementen im Christentum zu reden, ist es weit richtiger, ja eigentlich einzig richtig zu sagen: Diejenigen religiösen Lehren und Einrichtungen, die wirklich vernünftig sind, die finden sich, wie in dieser und jener heidnischen Religion, so natürlich und selbstverständlich auch im Christentume vor, eben weil Christus nicht gekommen ist, um das wahrhaft Vernünftige unter den Menschen aufzuheben, sondern es im Gegenteil zu bestätigen und zu ergänzen.

Allein außer und neben diesem rein Vernünftigen, was das Christentum mit den heidnischen Religionen gemeinsam hat, besitzt es in seinen Lehren, Einrichtungen und Vorschriften noch so viel des Besondern und Eigenartigen, so viel nämlich des rein Übernatürlichen und ausschließlich Göttlichen, daß jemand schon sehr verblendet sein muß, um nicht zu erkennen und einzusehen, wie wesentlich dasselbe von allen andern, nicht christlichen Religionen verschieden, ja wie geradezu himmelhoch es über sie alle emporragt und erhaben ist.

XV.

Was ist von der Bibel zu halten?

Meine Herren! Wagt man es einmal, sich unsern heutigen Aufgeklärten gegenüber für irgend etwas auf die Heilige Schrift oder Bibel zu berufen, was hat das für eine Wirkung? Es entsteht wie bei den berühmten Antworten des Kandidaten Jobses ein allgemeines Schütteln des Kopfes.

Ein Schütteln nämlich, das ungefähr heißen soll: Na! Ist der noch zurück in der Kultur! Beruft sich der noch auf die Bibel, als ob die auch noch was zu bedeuten hätte und nicht vielmehr längst durch die Wissenschaft überholt und abgetan, als eine Sammlung von Legenden und Fabeln erwiesen wäre, die höchstens noch als Unterhaltungsbuch für Kinder oder als Erbauungsbuch für fromme Frauen und alte Weiber dienen und gelten kann!

Aber ist das nun in Wahrheit so der Fall? Steht es wirklich so schlecht mit der Bibel? Verdient sie tatsächlich diese Geringschätzung, ja Verachtung, mit der man ihr heutzutage begegnet? O keineswegs! Im Gegenteil! Solange die Welt steht, hat es noch kein Buch gegeben, das so viel Hoch- und Wertschätzung, so viel Glauben und Vertrauen verdiente, und zwar bis heute, bis zu dieser Stunde noch verdiente als eben die Heilige Schrift oder Bibel. Und warum dies?

1. Glaubwürdigkeit.

Hören sie das Wort „Bibel" nennen, die Heilige Schrift erwähnen, welches pflegt dann bei vielen der erste Gedanke, die erste Vorstellung zu sein? Ei! Ein ur-uraltes Buch das! So ein Buch wie ungefähr jene, die in Schweinsleder gebunden, verstaubt und vergilbt in den Bibliotheken so reihenweise dastehen, von denen man oft kaum recht weiß, wer sie verfaßt hat, um deren Inhalt sich jedenfalls niemand mehr kümmert und zu kümmern braucht.

Nun ist ja allerdings wahr, alt ist die Bibel, sehr alt. Sind doch ihre ersten Bücher, die fünf Bücher Moses, schon mehr als tausend Jahre vor Christus geschrieben! Allein ist sie auch alt, so ist sie doch noch keineswegs veraltet! Ist sie im Gegenteil, was Glaubwürdigkeit angeht, so zu betrachten

und zu behandeln, als wäre sie erst gestern oder vorgestern geschrieben. Und warum so?

Wenn nach hundert Jahren etwa jemand sagte: unser bürgerliches Gesetzbuch sei doch anfangs zu alt, als daß man seinem Inhalt so unbedingt glauben, so voll und ganz vertrauen dürfte, was würde der zu hören bekommen? Unsinn! Ein Buch wie dieses, das vor den Augen eines ganzen Volkes entstanden und beständig im öffentlichen Gebrauch gestanden ist, das wird überhaupt nicht alt, ist nach Jahrhunderten bezüglich seines Inhalts noch gerade so glaubwürdig wie am ersten Tage seines Erscheinens; denn wer hätte auch daran etwas ändern, auch nur ein Wort hinzutun oder wegnehmen können, ohne daß es sofort bemerkt und richtiggestellt worden wäre?!

Nicht anders nun aber haben wir uns die Bibel vorzustellen! Auch sie ist keine Privatarbeit; nicht das Werk eines Stubengelehrten, das in die Bibliotheken wanderte, um da verstaubt und vergessen zu werden! Nein! Wie sie vielmehr von Männern herrührt, die samt und sonders, sei es als Gesetzgeber des Volkes wie Moses, sei es als dessen Heerführer, Könige oder Lehrer, wie Josue, Salomon, die Propheten und dergleichen, im öffentlichen Leben gestanden, allen bekannt waren, so ist auch sie selbst, die Bibel, als Gesetz und Lehrbuch des Volkes beständig im öffentlichen Gebrauch gestanden, vorgelesen worden und derart gekannt gewesen, daß ihre Verfasser sowohl als ihr Inhalt so recht eigentlich das geistige Gemeingut des ganzen jüdischen Volkes gebildet haben.

Aber noch weit mehr als das!

Nicht bloß als ihr bürgerliches Gesetzbuch und nationales Geschichtswerk haben die Juden die Bibel betrachtet und ge-

braucht, sondern von Anfang an als Offenbarung Gottes, als Wort des Herrn und darum als etwas überaus Heiliges sie angesehen und eben deshalb mit einer Ehrfurcht, ja heiligen Scheu sie behandelt, die uns beinahe als übertrieben, als kindisch gar vorkommen möchte.

War doch z. B. nicht nur vorgeschrieben, wie das Pergament und die Tinte verfertigt sein mußten, die zu ihrer Herstellung gebraucht werden sollten, sondern auch wieweit die Buchstaben nur voneinander entfernt sein durften, nur Haaresbreite nämlich, und daß der Name Gottes nicht mit frisch eingetunkter Feder geschrieben, und während er geschrieben wurde, nicht abgesetzt werden dürfe, auch wenn ein König ins Zimmer käme.

Sodann hat man nicht bloß gezählt, wie viele Verse, Worte und Buchstaben die Bibel enthält, sondern auch wie oftmals jeder Buchstabe darin vorkommt und an welchem Platze er geschrieben steht. Das erste Buch Moses z. B. hat 1534 Verse, die Bücher der Chronik haben deren 1656; im ganzen Alten Testament gibt es zehn Verse, die mit dem Buchstaben „N" anfangen und aufhören; zwei Verse, in denen alle Wörter auf „M" ausgehen; der Buchstabe „A" kommt 42377 mal, „B" 38218 mal, „G" 29537 mal vor, und dergleichen. Ja! Wie groß die Ehrfurcht war, die die Juden vor ihren heiligen Büchern hatten, ist daran besonders zu erkennen, daß sie sich sogar scheuten, einen Schreibfehler innerhalb des Textes und der Zeilen zu verbessern (das sog. Ketib) und die richtige Lesart (das Keri) nur am Rande vermerkten.

Bei einem Buche nun aber, das wie die Bibel von Anfang an als Gesetz- und Lehrbuch unter den Augen eines ganzen Volkes und seiner Behörden gestanden und mit solcher Aufmerksamkeit, ja heiligen Scheu behandelt wurde, ja versteht

sich da nicht ganz von selbst, daß es in all seinen Angaben äußerst genau und gewissenhaft, vollkommen glaubwürdig und zuverlässig sein mußte und es rein unmöglich war, in seinem Inhalt absichtlich etwas zu ändern, Fälschungen darin vorzunehmen! Nein!

„Alle Welt weiß", so hat darum der bedeutendste Geschichtschreiber der Juden, Josephus Flavius, ums Jahr 60 n. Chr. noch gerühmt, „wie sehr wir unsern heiligen Schriften vertrauen; denn obwohl schon ein so großer Zeitraum verflossen ist, so hat doch noch nie jemand gewagt, etwas hinzuzufügen, wegzunehmen oder umzustellen."

Daher denn auch die Tatsache, daß was die heutige Wissenschaft, die sog. Archäologie oder Altertumskunde namentlich, an wirklichen Resultaten zu Tage fördert, weit entfernt, die Angaben der Bibel Lügen zu strafen, sie im Gegenteil aufs glänzendste bestätigt.

So ist z. B., um das eine und andere nur zu erwähnen, im vierten Buche der Könige, Kapitel 18, Vers 14 berichtet, daß Ezechias, der König von Juda, an Sennacherib, den König von Assyrien, 30 Talente Gold und 300 Talente Silber als Kriegsentschädigung gezahlt habe.

Auf einem sechsseitigen Tonprisma aber, das 1830 in Ninive entdeckt wurde und zurzeit in London, im sog. Britischen Museum, aufbewahrt und nach seinem früheren Besitzer „Taylors Zylinder" genannt wird, sagt der König von Assyrien: „Ezechias verstand sich zu einer Kriegsentschädigung und sandte mir, dem Sennacherib, 30 Talente Gold und 800 Talente Silber als Tribut."

Hat also die Bibel mit ihren nur 300 Talenten Silber unrecht? Nein! Und warum nicht? Weil, wie aus andern Keilinschriften hervorgeht, das babylonische Silbertalent eben

genau $^3/_8$ des jüdischen betrug, somit der assyrische Geschichtschreiber von 800, der jüdische dagegen nur von 300 Talenten zu berichten wußte. Diese kleine Verschiedenheit, zeigt die nicht ganz deutlich, wie geschichtlich genau die Verfasser der Heiligen Schrift zu Werke gegangen sind?

Beim Propheten Daniel sodann steht im 14. Kapitel geschrieben: „Auch Cyrus, der König, verehrte den Götzen Bel und ging täglich dahin, ihn anzubeten."

Unmöglich dies, so hat man nun von seiten der Bibelbekämpfer ausgerufen, rein unmöglich! Denn Cyrus, ein Perser, Anhänger also der Lichtreligion, Verehrer der Sonne und des Feuers, wie hätte er einem so plumpen Götzen wie dem Bel in Babylon dienen sollen! Anfang der achtziger Jahre nun aber hat der englische Konsul in Mosul, namens Zormuzd Rassam, zu Babylon zwei Tonzylinder gefunden, die Cyrus selbst einst im Tempel des Merodach niedergelegt hatte, und worauf es unter anderem hieß: „Ich, Cyrus, der Großkönig, der König der Könige, bete Tag für Tag zu Bel, daß er meine Tage verlängere und mein Glück erhöhe."

Und leicht begreiflich! Als kluger Staatsmann wollte er seine neuen Untertanen, die vor kurzem erst besiegten Babylonier, eben auch dadurch gewinnen, daß er ihre religiösen Gefühle schonte, indem er ihre Götter nicht verachtete, sondern ebenfalls anbetete. Wie glänzend also war nicht auch hierin wieder die Bibel gerechtfertigt!

Noch manches andere dieser Art könnte ich erwähnen; aber dieses wenige schon mag zur Genüge zeigen, wie voreilig und leichtfertig diese Herren von der angeblichen Wissenschaft über die Bibel absprechen und wie grundlos sie dieselbe als unglaubwürdig hinstellen wollen! Nein! Wenn

es je ein Buch gegeben hat in der Welt, das allen Glauben und volles Vertrauen verdiente, so ist es eben die Bibel, und zwar nicht bloß, wie sich von selbst versteht, die Bücher des Alten, sondern auch die des Neuen Testaments. Denn auch sie sind sofort von den kirchlichen Behörden übernommen, von den christlichen Gemeinden treu gehütet und bewahrt, von Freund und Feind im Auge behalten, von diesen bekämpft, von jenen verteidigt worden, so daß auch bei ihnen von irgend welchen Unrichtigkeiten oder Fälschungen nie und nimmer die Rede sein kann.

Allein nicht bloß durchaus zuverlässig und in jeder Beziehung glaubwürdig ist die Bibel, nein, mehr noch als das ist sie! Inspiriert, d. h. vom Heiligen Geiste eingegeben, somit wahrhaft Gottes Wort ist sie.

2. Inspiriert.

a) Wenn auf irgend einem Gebiete, so gilt bekanntlich auf dem der Religion das alte Wort: Soviel Köpfe, so viel Sinn. Weil eben zu wahr nur ist, was Goethe einmal sagt: „Wie einer ist, so ist sein Gott, darum wird Gott so oft zum Spott", d. h. weil die Menschen gar zu leicht geneigt sind, sich Gott so vorzustellen, wie sie selber sind, mit all den großen und kleinen Fehlern und Schwachheiten nämlich, die sie an sich selbst gewahren, so legt sich jeder nur zu gerne die Religion nach eigener Fasson zurecht. Oder genügt denn nicht ein einziger Blick hinaus aus dem Lager unserer Kirche, um sofort zu erkennen und einzusehen, was entsteht und herauskommt, wenn die Menschen einmal anfangen, von sich aus in Religion zu machen? Hat es doch, wie ein mir vorliegendes Verzeichnis ausweist, im Jahre 1892 schon in der einzigen Stadt London mehr als zweihundert christ-

liche Konfessionen gegeben! Und im Laufe der Jahrtausende gar, was ist da nicht bis herab zur Heilsarmee auf diesem Gebiete schon alles geleistet worden!

Die Bibel nun besteht aus 72 Büchern, die in dem Riesenzeitraum von über tausend Jahren, von Moses nämlich bis auf Johannes, von 40 Männern verfaßt worden sind, die zudem noch den allerverschiedensten Ständen und Bildungsstufen angehörten. Man denke z. B. nur an einen Moses, der am ägyptischen Königshofe erzogen, alle Weisheit und Wissenschaft jenes hochgebildeten Volkes in sich aufgenommen hatte, oder an einen Mann von der hohen Bildung eines Salomon und vergleiche damit Männer wie die armen ungebildeten Fischersleute, die die Apostel größtenteils gewesen sind! Und dennoch! Trotz dieser großen Zahl der Verfasser und ungeachtet der riesigen Länge der Zeit und aller andern Verschiedenheiten, wie ist die Religion, die Gotteslehre zumal, die diese Männer in der Bibel geschrieben und uns hinterlassen haben? Ist da über Gott und Religion auch nur ein einziger Satz, ein einziger Gedanke nur zu finden, der zu den andern nicht paßte, ihnen gar widerspräche? Wird nicht im Gegenteil, wie jeder sich von selbst überzeugen kann, in sämtlichen Büchern der Heiligen Schrift Gott der Herr in ein und derselben, und zwar ebenso reinen, als erhabenen, seiner würdigen Weise dargestellt!

Und dies, was gar nicht zu übersehen, sondern sehr wohl zu beachten ist, obwohl die Verfasser samt und sonders mitten in der Ab- und Vielgötterei drin lebten, ja nicht selten, wie so manche der Propheten fast die einzigen waren, die sich ihrer nicht schuldig machten!

Wenn also diese Männer trotzdem nicht als Kinder ihrer Zeit, d. h. nicht in götzendienerischem Sinne über Gott ge-

schrieben, sondern sich himmelhoch über ihre Mitmenschen erhaben gezeigt und eine Religion und Gotteslehre hinterlassen haben, wie sie reiner, heiliger und gotteswürdiger gar nicht gedacht werden kann, so ist eben das eine Tatsache, die ebenso offenkundig als menschlich unerklärlich, rein unmöglich ist. Eine Tatsache, die allein schon genügte, um sonnenklar zu beweisen, daß die Verfasser der heiligen Schriften eben nicht sich selbst und ihrem zu allen Verkehrtheiten geneigten Sinn überlassen gewesen sein konnten, sondern notwendigerweise unter der Leitung ein und desselben Geistes, der Leitung nämlich des Heiligen Geistes gestanden haben mußten.

b) Außer der „Nachfolge Christi" des Thomas von Kempen und der „Philothea" des hl. Franz von Sales und einigen andern gibt es bekanntlich sehr wenige von Menschen herrührende Bücher, die man mehr als einmal zu lesen im stande ist. Und warum dies? Ja! Weil sie eben gewöhnlich, wenn auch noch so schön geschrieben, sehr arm an guten Gedanken sind. Bei den meisten gilt: außen fix, innen nichts! Ganz anders dagegen bei der Heiligen Schrift! Bei ihr fühlt man sofort, daß es ihr nicht um die Form, nicht um schöne Worte und Sätze, sondern einzig und allein um den Inhalt zu tun ist. Ohne alle und jede Künstelei und Gesuchtheit in Wortstellung und Satzbau enthält und bietet sie in der denkbar einfachsten, schlichtesten Sprech- und Darstellungsweise, ich erinnere nur an die gewiß uns allen so wohlbekannten Sonn- und Festtagsevangelien, den größten Reichtum der erhabensten Gedanken und eine unerschöpfliche Fülle der tiefsten Geheimnisse, ein Beweis, und zwar sehr deutlicher Beweis dafür, daß sie eben nicht Menschen-, sondern Gotteswerk, Gottes Wort ist. „Ich muß gestehen", so hat

darum ein Rousseau[1] selbst gefunden und eingestanden, „die Majestät der Heiligen Schrift ergreift mich, und die Heiligkeit des Evangeliums dringt mir zu Herzen. Alle die Bücher der Philosophen mit all ihrem Pomp, wie sind sie kleinlich gegen dieses eine Buch! Wäre es möglich, daß ein Buch von solcher Erhabenheit und dabei so einfach eitel Menschenwerk wäre? Nein! So erdichtet man nicht! Jüdische Schriftsteller hätten von sich aus nie diesen Ton getroffen, wären nie zu einer solchen Sittenlehre gelangt. Kurz, das Evangelium trägt Spuren der Wahrheit an sich, die so gewaltig, so überraschend, so unnachahmbar sind, daß dessen Erfinder noch mehr unser Staunen erregen müßten als der, von dem sie berichten."

Und auch Goethe[2] hat an seinen Freund Eckermann geschrieben: „Ich halte die Evangelien für durchaus echt; denn es ist in ihnen der Abglanz einer Hoheit wirksam, die so göttlicher Art ist, wie nur je das Göttliche auf Erden erscheinen konnte."

3. Bibellesen.

Wenn nun aber dies, so hält mir vielleicht einer entgegen, wenn die Bibel wirklich so viel des Schönen, Wahren und Guten, ja Göttlichen enthält, warum hat dann die katholische Kirche verboten, sie zu lesen, und so dem Willen Gottes zuwidergehandelt und seine Absichten mit der Bibel vereitelt oder doch beeinträchtigt? Denn wozu hätte Gott uns die Bibel gegeben, sie schreiben, drucken und so billig werden lassen, wenn es nicht sein Wille und seine Absicht wäre, daß wir sie lesen sollen? O gewiß! Ohne Zweifel ist es Gottes Wille und Absicht, daß die Bibel gelesen werde, gerade so,

[1] Émile 1, 4. [2] Goethe an Eckermann III 171.

wie er auch haben will, daß die Heilmittel, die er erschaffen hat, die Medizinen, die Pillen und Pulver, Tinkturen und Pflaster verordnet und angewendet werden. Aber sind deshalb alle berechtigt oder gar verpflichtet, solche zu verordnen und vorzuschreiben, oder nicht vielmehr nur jene, die dafür besonderes Verständnis besitzen, darüber Studien gemacht haben? Und diese Medizinen, diese Pillen und Pulver einzunehmen, sind denn alle berechtigt, alle gar verpflichtet, oder nicht vielmehr nur jene, die eher Nutzen statt Schaden davon zu erhoffen haben?!

Wo und an welcher Stelle der Bibel steht denn nun aber geschrieben, daß alle sie lesen sollen? An keiner einzigen Stelle, nirgends steht das, ja, kann das überhaupt nicht geschrieben stehen. Und warum nicht? Ei, weil es für den weitaus größten Teil der Menschen ja rein unmöglich ist! Oder? Wie viele haben denn in früheren Jahrhunderten und Jahrtausenden lesen können, wie viele, man denke nur an Italien, Spanien oder gar an Rußland und die Missionsländer, wie viele können heute lesen, oder besser gesagt, nicht lesen! Und könnten sie es auch, wer gab ihnen früher die Mittel, eine so teure Bibel zu kaufen? Wer gibt heute noch allen die nötige Zeit zum Bibellesen? Und, was noch viel wichtiger als dies alles ist, wer gibt jedem das nötige Verständnis dafür? Sorgt und garantiert dafür, daß das Lesen der Bibel ihm nicht weit mehr schadet als nützt, er damit nicht größeres Unheil anrichtet als Gutes stiftet? Oder? Was ist denn nicht alles schon aus der Bibel herausgelesen, welch heilloser Unfug nicht mit ihr schon getrieben worden! Ist es doch gerade ein Protestant, der reformierte Theolog Petrus Werenfels nämlich, gewesen, der darüber den ebenso bekannten als zutreffenden Ausspruch getan: Hic liber est,

in quo quaerit sua dogmata quisque, invenit et pariter dogmata quisque sua. Die Bibel ist das Buch, in welchem sich jeder seinen eigenen Glauben sucht und auch darin findet.

Und ist es denn nicht die Bibel selbst, die dies bezeugt und davor warnt, wenn der Apostel Petrus im dritten Kapitel seines zweiten Briefes, Vers 16, schreibt: „Manches in den Briefen unseres geliebtesten Bruders Paulus, sowie in den übrigen Schriften, ist schwer verständlich, was dann ununterrichtete, leichtfertige Menschen zu ihrem eigenen Verderben mißdeuten"?

Was Wunder daher, wenn die Kirche als liebevoll besorgte Mutter einerseits und als von Gott bestellte Hüterin der Einheit und Reinheit des Glaubens anderseits den Mißbrauch der Bibel und die daraus erwachsenden schweren Schäden für das Seelenheil der Einzelnen, wie für das Wohl der Gesamtheit dadurch zu verhindern suchte, daß sie auf dem Konzil von Trient am 24. März 1564 verordnet hat, daß nur diejenigen Laien die Bibel in der Landessprache sollten lesen dürfen, denen es der Bischof auf Empfehlung ihres Pfarrers hin schriftlich erlaubt.

Wie nun aber die Verhältnisse heutzutage, namentlich in Deutschland liegen, besteht auch dieses Verbot nicht mehr zu Recht, sondern ist dahin gemildert, daß auch die Laien einer solchen bischöflichen Erlaubnis nicht mehr bedürfen und sie nur diejenigen Bibeln in der Landessprache nicht lesen sollen, die nicht vom Bischof approbiert und mit erklärenden Anmerkungen versehen sind.

* * *

Zu behaupten daher, wie es außerhalb der Kirche so gang und gäbe ist, sie habe den Gläubigen das Wort Gottes fünfzehnhundert Jahre, so lange eben vorenthalten, bis Luther

gekommen sei und die Bibel, wie der übliche Ausdruck lautet, „unter der Bank hervorgezogen habe", ist absolut unwahr, überhaupt gar nicht nötig gewesen! Und warum nicht? Ei, weil sie niemals, weder damals noch früher, darunter gelegen hatte. Ist ja doch zu Luthers Zeiten schon die ganze Bibel in wenigstens zwanzig deutschen und in achtundneunzig lateinischen Ausgaben gedruckt und verbreitet gewesen! „Fertige Kenntnis der lateinischen Sprache aber", sagt selbst der protestantische Prediger Geffcken[1], „war damals viel gewöhnlicher als jetzt. Wer irgendwie gebildet war, konnte die lateinische Bibel mit Leichtigkeit lesen."

Nein! Nicht vorenthalten hat die Kirche den Gläubigen die Bibel, sondern nur von dieser den Mißbrauch, von jenen den daraus entstehenden Schaden ferngehalten! Und in der Tat! Was hat denn der Bibel gerade mehr genützt, was ihr mehr geschadet, die fürsorgliche Wachsamkeit unserer Kirche oder aber die sorglose Unwachsamkeit ihrer Gegner und Tadler? Wo gilt sie denn heutzutage mehr, die Bibel, in oder außerhalb unserer Kirche? Unter denen, die draußen stehen, wie viele sind es da noch derer, die die Heilige Schrift als das betrachten und gelten lassen, als was wir sie nun erfunden haben und anerkennen, nämlich als ein Buch, das nicht bloß in menschlicher Hinsicht und Beziehung schon vollsten Glauben verdient, sondern überdies durch seinen ganzen Inhalt sowohl, als die Art seiner Darstellung als vom Heiligen Geiste eingegeben, als Wort Gottes sich erweist. Indes! Bei aller Hochachtung, Wertschätzung, Verehrung, die wir der Heiligen Schrift als Gottes Wort entgegenbringen, vergessen wir doch nie, daß sie die einzige Quelle des Glaubens weder sein kann,

[1] Bilderkatechismus des 15. Jahrhunderts (1855) 5.

noch sein soll. Nein! Mit einem geschriebenen Worte allein ist der Menschheit, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, absolut nicht gedient. Und hat eben deshalb auch der Heiland seinen Aposteln nicht gesagt: „Setzt euch hin und schreibt und verschickt Bibeln", sondern: „Geht hinaus in alle Welt und predigt", steht darum auch im sechsten Kapitel des Briefes Pauli an die Römer: Fides ex auditu, d. h. „der Glaube kommt" nicht vom Lesen, sondern „vom Hören".

XVI.

Sind Wunder möglich?

Meine Herren! Wer aus uns hätte nicht schon von Lourdes, dem berühmten Wallfahrtsorte in Südfrankreich, gehört? Nicht schon gehört, wie viele Kranke da plötzlich geheilt, Wunder also da gewirkt werden sollen?

Gewirkt werden sollen, sagst du, warum denn? Ei, weil eben nicht jedermann daran glaubt, sie dafür hält! Und warum nicht? Die einen, weil sie meinen, es existiere niemand, der solche zu wirken vermöchte, es gebe keinen Gott.

Die andern, weil sie zwar an Gott glauben, aber der Ansicht sind, er dürfe keine Wunder wirken. Denn durch die Wunder würde er ja die Gesetze der Natur und die Kräfte der Natur, die er doch selber erschaffen hat, wieder aufheben, oder würde er doch jedenfalls durch solch ein ganz unvermutetes Ereignis, wie das Wunder eines ist, in seinem Weltenplan gestört werden, was doch alles seiner Weisheit und Allwissenheit zuwiderliefe und eben deshalb nicht möglich ist.

Aber auch sonst gläubige Katholiken sind von diesen Wunderberichten nicht allzusehr erbaut, sondern bekommen im Gegenteil jedesmal so eine gelinde Gänsehaut, so oft sie davon lesen oder hören. Und warum dies? Weil sie meinen, diese Vorkommnisse ließen sich überhaupt nicht als Wunder beweisen, und fürchten sie deshalb, daß man sich mit ihnen vor der heutigen Welt nur blamiere, der guten Sache mehr schade als nütze.

Diese Zweifel und Bedenken nun, sind die tatsächlich begründet? Sind Wunder wirklich nicht möglich, oder doch nicht genügend erweisbar?

1. Möglich.

Weil unter einem wahren und eigentlichen Wunder bekanntlich nur solch ein äußerer Vorgang verstanden werden darf, der lediglich von Gott selbst direkt bewirkt sein kann, so ist natürlich klar, daß, wenn es keinen Gott gibt, es auch keine Wunder geben kann. Aber mit Leuten von dieser Sorte, mit Menschen, die an keinen Gott glauben, können wir jetzt nicht rechten, denn das würde uns viel zu weit, ja ganz vom Thema abführen.

Gibt es aber einen Gott, wie kein Zweifel, dann ist auch ebenso sicher und gewiß, daß es Wunder geben kann, Wunder möglich sind. Oder warum sollte denn der, der die ersten zwei Menschen lebendig gemacht, nicht auch einen dritten und vierten lebendig machen, nicht einen Toten erwecken, ein Wunder also wirken können?

Und er, der Millionen von Menschen die Kraft zum Sehen, Hören, Reden u. dgl. schon gegeben hat und noch gibt, ehe sie geboren sind, warum sollte der nicht dieselbe Kraft auch einem geben können, nachdem er geboren ist, nicht auch

einen Blinden, Tauben oder Stummen heilen, ein Wunder also wirken können?

Und nachdem Gott der Herr dieser Arznei oder jener Salbe die Kraft verliehen hat, eine Krankheit zu heilen, warum sollte er dann nicht diese Krankheit selber und ohne jene Salbe oder Arznei zu heilen, ein Wunder also zu wirken im stande sein?

Indem er die Natur, ihre Gesetze und Kräfte erschuf, hat er sich doch nicht zum Sklaven derselben gemacht, noch viel weniger seine ganze Kraft verbraucht und erschöpft, sondern ist er nach wie vor derselbe allmächtige und freie Herr, der jederzeit tun kann, was er für gut findet; was seine Ehre verlangt, oder das Wohl seiner Geschöpfe erfordert.

„Wenn jemand im Ernste behauptet", so hat daher ein Rousseau[1] selbst geschrieben, „Gott könne keine Wunder wirken, so würde man dem zu viel Ehre antun, wenn man ihn dafür bestrafen wollte; besser wäre es, ihn einfach ins Irrenhaus zu schicken; denn wer hat auch je schon geleugnet, daß Gott Wunder wirken könne?"

Aber, so fragst du, widerspräche denn das wirklich nicht der Allweisheit und Allwissenheit Gottes, wenn er die Kräfte und Gesetze der Natur, die er soeben erst erschaffen, nun wieder aufhöbe, oder durch solch ein unvermutet erbetenes Wunder seinen Weltenplan störte?

Eine Besorgnis dies, wie sie überflüssiger sich nicht denken ließe! Und warum denn? Ei, weil durch das Wunder weder etwas gestört, noch aufgehoben wird. Oder hat denn der Heiland dadurch, daß er Tote erweckte, das Gesetz des Todes aufgehoben? Brauchte man nachher nicht mehr zu

[1] Lettre 3 de la Montagne.

sterben? Und indem er Aussätzige, Blinde, Taube, Lahme, kurz Kranke aller Art ohne Salben, Pillen und Pulver heilte, hat er damit den Heilmitteln ihre Kraft benommen? Sind Doktor und Apotheker dadurch überflüssig geworden?

Zu meinen aber, die Wunder, um die Gott bald da bald dort gebeten wird, kämen ihm wie uns ein Blitz aus heiterem Himmel, so unerwartet und unvermutet, störten also den Weltenplan, den er, ohne an derartiges zu denken, aufgestellt habe, das ist und heißt wahrhaftig doch zu kleinlich, ja kindisch von ihm gedacht, als daß man darauf antworten sollte. Nein! Gott ist nicht wie wir, die wir nicht über unsere Nase, d. i. nicht über den jetzigen Augenblick hinausschauen, sondern er schaut, wie die Schrift sagt, von einer Ewigkeit in die andere, umfaßt die ganze Zukunft wie mit einem Blick, und gibt es darum und kann es für ihn nichts geben, was ihm unvermutet käme, das er nicht von Anfang an, d. i. von Ewigkeit her schon gewußt und in seinen Weltenplan mit aufgenommen hätte!

2. Erkenntlich.

Im Jahre 1893 ist der berüchtigte Romanschreiber Zola im Auftrag der französischen Freimaurerei nach Lourdes gekommen, um sich den dortigen Wunderschwindel, wie er meinte, etwas in der Nähe anzusehen, um dann desto kräftiger dagegen schreiben, desto tüchtiger darüber losziehen zu können. Und wie ist es ihm dabei ergangen? Was hat er entdeckt?

„Ich habe", so mußte er an eine der gelesensten Pariser Zeitungen, den Gil Blas, berichten, „ich habe allerdings gesehen, wie Leute, die mit Geschwüren bedeckt am Boden lagen und sich nicht rühren, geschweige denn stehen konnten,

plötzlich sich erhoben und geheilt davon gingen, aber", so fügte er hinzu, „ich bin zu wenig Fachmann, zu wenig Arzt, um beurteilen zu können, ob das wirklich auch Wunder gewesen sind!" Nun ist ja allerdings wahr und kann nicht geleugnet werden, daß es nicht immer so leicht, ja bisweilen sogar sehr schwer, wenn nicht ganz unmöglich ist, zu sagen, ob etwas ein Wunder ist oder nicht. Und warum dies? Ja, weil eben ein Wunder nur das ist, was durch gar keine erschaffene Kraft, also weder durch eine Kraft der Natur, noch des Menschen, noch der Geister, sei es der Engel, sei es der Teufel, sondern nur durch die Allmacht Gottes bewirkt sein kann. Wie weit nun aber jene erschaffenen Kräfte reichen und was sie alles zu leisten vermögen, das wissen wir eben noch nicht, werden es wahrscheinlich überhaupt nie wissen.

Folglich, so höre ich einen mir entgegnen, kann man auch nie sagen, daß etwas ein Wunder gewesen ist, gibt es somit und kann es keine sicher bewiesenen Wunder geben! O ja! Ganz gewiß! Aber wie denn? Ei! Weiß ich z. B. auch nicht, wie weit so ein Athlet seine Kraft im Stemmen, Lüpfen und Heben u. dgl. auszubilden vermag, so weiß ich doch sicher und gewiß, daß er es nie dazu bringen wird, das Freiburger Münster zu lüpfen, oder den Kölner Dom fortzutragen! Und so auch hier in diesem unsern Falle! Wissen wir auch und werden wir wohl nie sicher wissen, wie weit die Kräfte der Natur, der Menschen- und Geisterwelt reichen, so wissen wir doch ebenso gewiß, wie weit sie nicht reichen, was sie sicherlich nicht zu leisten vermögen! Oder? Ein sturmgepeitschtes, wildschäumendes Meer plötzlich ruhig und glatt, oder einen halbverwesten Toten wieder lebendig, einen Blindgebornen sehend zu

machen u. dgl., sind doch Dinge, für die es, das ist klar, eine erschaffene Kraft nicht gibt, noch geben kann. Und gibt es eben deshalb der Fälle mehr als genug, wie z. B. gerade auch die von Zola berichteten, in denen sofort und ohne weiteres klar ist, daß da ein Wunder vorliegt, und braucht man nicht Fachmann zu sein, um das sehen und beurteilen zu können.

Weil es nun aber freilich, wie schon erwähnt, auch Fälle, und zwar sehr viele Fälle gibt, in denen das eben nicht so klar am Tage liegt, darum kann man allerdings mit dem Glauben an Wunder nicht vorsichtig und zurückhaltend genug sein und soll gar oftmals erst dann ein solches annehmen, wenn das Geschehnis gründlich, insbesondere, wie ja gerade in Lourdes der Fall, von Fachmännern geprüft und beurteilt ist.

3. Wirklich.

Im Jahre 484 unserer Zeitrechnung hatte der König der Vandalen, namens Hunnerich, der ein Arianer, d. h. ein Anhänger jener Sekte war, die als erste die Gottheit Christi leugnete, in der nordafrikanischen Stadt Tipasa, heute Tifas oder Taffesed geheißen, einer großen Anzahl rechtgläubiger Christen, weil sie nicht ebenfalls die Gottheit Christi leugnen wollten, die Zunge ausreißen und die rechte Hand abhauen lassen. Aber was geschah? Alle, sogar ein Taubstummer, der bisher nur unartikulierte Töne hervorzubringen vermochte, konnten nun klar und deutlich reden. Viele derselben sind aus der Stadt geflohen und etwa sechzig davon auch nach Konstantinopel, der damaligen Hauptstadt des römischen Reiches, gekommen. Woher wissen wir nun das? Wer hat diese Leute gesehen? Wer sie sprechen hören?

1. Kaiser Justinian. In einem Schreiben an den Statthalter von Afrika, Archelaus mit Namen, versichert er: Vidimus venerabiles viros, qui abscissis radicitus linguis poenas suas mirabiliter loquebantur, d. i.: „Wir selbst haben die ehrwürdigen Männer gesehen, die, obwohl ihnen die Zunge an der Wurzel abgeschnitten war, dennoch ihre Leiden wunderbarerweise erzählten."

Von diesem, wohl verstanden amtlichen, Schriftstücke kann jedermann heute noch Einsicht nehmen, denn es ist in das sog. Corpus iuris civilis, d. i. in die offizielle Gesetzessammlung des römischen Reiches als tit. 27 Cod. l. 1 aufgenommen.

2. Äneas von Gaza. Dieser zuerst heidnische, dann christliche Philosoph bezeugt in seiner ums Jahr 487 verfaßten Schrift: „Theophrastes oder die Unsterblichkeit der Seele", also: „Ich selbst sah die Männer und hörte sie sprechen, und da ich mich wunderte über die Schönheit ihrer Stimmen, suchte ich nach ihren Stimmwerkzeugen, und weil ich meinen Ohren nicht traute, nahm ich meine Augen zu Hilfe. Ich ließ sie den Mund öffnen, und da sah ich, daß die ganze Zunge mit der Wurzel ausgerissen war."

3. Procopius von Cäsarea. Dieser beste byzantinische Geschichtschreiber, der ein ständiger Begleiter des berühmten Feldherrn Belisar gewesen, berichtet: „Zu meinen Lebzeiten noch haben sich einige dieser Männer in Konstantinopel befunden, die den vollen Gebrauch ihrer Stimmen hatten, obwohl ihnen die Zunge in der Rachenhöhle abgeschnitten war."

4. Marcellinus, Statthalter von Illyrien, erzählt in seinem „Chronicon": „Ich selbst habe aus der Schar dieser gläubigen Christen einige sehr fromme Männer gesehen, die trotz abgeschnittener Zunge mit klarer Stimme redeten."

5. Viktor von Vita. In seinem großen Werke über die Verfolgung der Vandalen bezeugt dieser Bischof ganz das gleiche und fügt hinzu, daß zwei dieser Märtyrer, weil sie sich Sünden gegen die heilige Reinigkeit zu Schulden kommen ließen, die Gabe, ohne Zunge zu reden, wieder verloren haben.

Wer von uns, so frage ich, hätte nun den Mut, zu bezweifeln, daß, was hier erzählt ist, wirklich geschehen sei? Wer wagte es, fünf Männer von dieser Art und Lebensstellung als Lügner oder Schwachköpfe zu erklären, d. i. als solche hinzustellen, die entweder nicht sehen konnten, ob einer eine Zunge oder keine hat; oder aber so schlecht waren, daß man ihnen nicht glauben darf? Nein! Was ein Kaiser und ein Bischof, ein Statthalter, Geschichtschreiber und Philosoph wie aus einem Munde bezeugen, das kann doch vernünftigerweise nicht in Zweifel gezogen werden!

Ist nun aber ein Vorkommnis wie dieses derart bezeugt, daß an seinem Geschehensein nicht im geringsten gezweifelt werden kann, so ist eben damit auch der Beweis, und zwar der unzweifelhafteste Beweis erbracht, daß Wunder, denn ein solches ist doch das Reden ohne Zunge ganz gewiß, nicht bloß geschehen können, sondern wirklich schon geschehen sind.

4. Notwendig.

„Was für ein Zeichen tust du", so pflegten die Juden den Heiland anzulassen, „daß wir es sehen und an dich glauben?"[1] Und nicht mit Unrecht! Denn wer als Abgesandter eines andern gelten will, muß sich als solchen ausweisen, sich genügend legitimieren. Macht also jemand Anspruch, für einen Abgesandten Gottes, oder gar, wie Christus

[1] Jo 6, 29.

getan, für Gottes eingebornen Sohn gehalten zu werden, dann muß er sich als solchen erweisen durch Dinge, die eben nur Gott möglich sind, d. h. er muß Wunder wirken.

„Wollte Gott", sagt daher Rousseau[1], „den Menschen eine Offenbarung geben und sie zum Glauben daran verpflichten, dann mußte er dieselbe mit solchen Beweisen ausrüsten, die geeignet sind, auf alle Eindruck zu machen. Solch ein Beweis aber ist das Wunder. Das ist ohne Zweifel der glänzendste, augenscheinlichste, überraschendste Beweis. Er fordert am wenigsten weitläufige Prüfung und ist besonders geeignet, auf die Massen zu wirken."

5. Nützlich.

Hat ein Gesandter oder Bevollmächtigter sich einmal legitimiert, so pflegt das für die ganze Zeit seiner Amtsdauer zu genügen und kein Mensch mehr von ihm zu verlangen, daß er seine Papiere nochmals, immer wieder vorlege.

Und so hier in diesem unserem Falle!

Nachdem Gott der Herr und derjenige, den er uns gesandt, sein eingeborner Sohn, durch Wunder aller Art sich zur vollen Genüge vor der Welt legitimiert, jener sein Dasein, dieser seine Gottheit aufs allerdeutlichste erwiesen haben, so darf nun niemand mehr kommen und wie die Juden einst immer neue Zeichen, andere Wunder noch von ihnen verlangen. Nein!

Tun sie es aber dennoch, wirken sie trotzdem von Zeit zu Zeit, bald da bald dort ein Wunder, so ist das, wenn auch nicht mehr nötig, so doch höchst nützlich, über alle Maßen erfreulich und tröstlich. Denn wie ein Kind zwar allerdings

[1] Lettre 3 de la Montagne.

aus der alltäglichen Fürsorge schon, die seine Eltern ihm zuteil werden lassen, deren Liebe zur Genüge erkennen kann, aber ein unerwartetes Geschenk oder eine sonstige angenehme Überraschung sie eben doch in besonders schönem Glanze erstrahlen läßt und zu noch freudigerer Gegenliebe anregt, so vermögen auch wir Menschen Gottes Dasein, Liebe und Güte zwar ganz gut aus all dem Schönen und Herrlichen zu erkennen, das wir ringsum sehen und täglich genießen, aber so ein außergewöhnlicher Erweis seines Daseins, wie das Wunder einer ist, der erfüllt eben doch die Seele mit besonders freudigem Staunen, zerstreut wie mit einem Schlage alle Zweifel und Bedenken, belebt den Glauben an ihn und stärkt das Vertrauen auf ihn und sind eben deshalb in Zeiten, zumal wie der unsrigen, wo die Abkehr von Gott und das Leugnen und Bekämpfen seiner Existenz so erschreckend überhand nehmen, in solchen Zeiten, sage ich, sind die Wunder, die eben jetzt gerade so häufig geschehen, von ganz außerordentlicher Bedeutung, von unschätzbarem Werte und Nutzen.

„Die Erhaltung und Regierung der Welt", so hat darum der hl. Augustinus[1] schon sehr schön gesagt, „ist ein größeres Wunder als die Speisung der fünftausend mit fünf Broten, und doch bewundern die Menschen nicht jenes, wohl aber dieses, nicht weil es größer, sondern weil es seltener ist. Darum hat sich Gott vorbehalten, zur gelegenen Zeit gewisse Wunder zu wirken, welche die Aufmerksamkeit der Welt auf sich ziehen sollten nicht sowohl durch die Größe der Taten als durch das Ungewöhnliche derselben."

* * *

[1] Tract. 24, 1 in Ioann.

„Man führe uns ein Wunder und zwar nur ein einziges Wunder an", hat im Jahre 1861 ein italienischer Gelehrter namens Ausonio Franchi[1] geschrieben, „welches dort vollbracht wurde, wo es gehörig beobachtet und bestätigt werden konnte, man führe uns z. B. einen Verstorbenen an, der im Sektionssaale vor den Augen der Ärzte auferweckt wurde, und wir wollen glauben."

Nun haben wir ja sehr wohl eingesehen und anerkannt, daß es gar nicht immer so leicht ist zu sagen, ob etwas ein Wunder sei oder nicht, eben weil es außerordentlich schwer, ja eigentlich ganz unmöglich hält, anzugeben, wie weit die erschaffenen Kräfte der Natur, der Menschen- und Geisterwelt reichen, und kann man darum in der Annahme von Wundern nicht vorsichtig und zurückhaltend genug sein, damit man der guten Sache, der Ehre Gottes und der Kirche, nicht mehr schade als nütze. Aber trotzdem ist, was dieser Italiener da verlangt, doch offenbar zu viel gefordert. Oder braucht es denn wirklich in allen und jeden Fällen einen Arzt, um sicher festzustellen, daß jemand tatsächlich krank oder tot sei? Ich erinnere z. B. nur an den Lazarus, der schon in Verwesung übergegangen war, und an jene Kranke, die Zola mit Geschwüren bedeckt in Lourdes am Boden liegen sah! Wenn dann in solchen und ähnlichen, ich möchte sagen, handgreiflichen Fällen plötzliche Heilung u. dgl. erfolgt, ja wie kann man dann noch vernünftigerweise an dem Wunder zweifeln, nur weil, was übrigens in Lourdes immer geschieht, nicht auch ein Arzt den elenden Zustand des Kranken geprüft hat? Angesichts solcher Krankheiten wie die von Zola bezeugten, Geschwüre, Abmagerung, Kraft- und Bewegungs-

[1] Il Razionalismo del popolo, Losanna, 122.

losigkeit u. dgl., ist es da nicht geradezu höllische Blindheit und teuflische Verstocktheit, die plötzlich erfolgte Heilung nicht als ein Wunder betrachten zu wollen, nur weil man nicht Arzt, nicht Fachmann genug sei!

Wenn daher jener Ausonio Franchi meinte, beim Anblick eines Toten, der vor den Augen des Arztes erweckt wurde, würde er gläubig werden, dann weiß er nicht, daß dazu ein weit größeres Wunder erfordert ist, als um einen Toten zu erwecken! Nein! Viel richtiger hat hierin der schon erwähnte Rousseau[1] gedacht, wenn er schrieb: „Müßte ich einmal dem Schauspiel einer Totenerweckung zusehen, wie überraschend dies auch wäre, ich wüßte doch nicht, was geschehen würde. Ich glaube, ich würde eher wahnsinnig als gläubig." Natürlich! Für solche, die nun einmal um keinen Preis an Gott und sein Dasein glauben wollen, ist das Wunder als der sonnenhellste Beweis für Gottes Dasein eine ganz entsetzliche Verlegenheit, wahrhaftig zum Verrücktwerden, und darum fürchten sie das Wunder wie der Teufel das Kreuz und gehen ihm aus dem Wege, so gut sie nur können. Der Christ natürlich, der diesen Namen verdient, hat dazu keinen Anlaß! Ist er auch als erleuchteter, denkender Mensch nicht wundersüchtig, so ist er doch als gläubiger Mensch auch nicht wunderscheu.

Hört oder liest er von einem außergewöhnlichen Vorkommnis, dann findet er nicht sofort und ohne weiteres ein Wunder darin, sondern hält mit seinem Urteil zurück, bis alles genügend geprüft und bezeugt ist. Läßt sich dann aber vernünftigerweise nicht mehr daran zweifeln, daß etwas geschehen sei, was nach der Überzeugung urteilsfähiger Männer auf natürliche Weise nicht erklärt werden kann, so trägt er

[1] Émile 3, 146.

auch kein Bedenken, sträubt und weigert er sich auch nicht länger, anzuerkennen, daß da ein Wunder vorliegen müsse, ja er freut sich gar dessen und dankt in seinem Herzen Gott dafür, daß er uns wieder einen so offenkundigen Beweis seines Daseins, seiner Macht und Güte gegeben hat.

XVII.

Wo ist Petrus gestorben?

Meine Herren! Zu den Fragen, auf die man sehr selten die richtige Antwort erhält, gehört auch die: Worin liegt und besteht der Hauptunterschied zwischen katholisch und protestantisch glauben?

Daß wir Maria und die Heiligen verehren und jene nicht, pflegen die einen zu erwidern; daß wir die Messe und Beicht, das Fegfeuer u. dgl. haben und jene nicht, kann man von andern hören.

Nun sind ja das Unterschiede, gewiß, aber sie sind nicht der Hauptunterschied, nicht der tiefste und wesentlichste Unterschied. Und welches ist, worin liegt der? In nichts anderem als darin, daß wir an eine äußere, sichtbare Kirche, jene aber nur an eine innere, unsichtbare Kirche, d. h. an eine Kirche nur glauben, die lediglich im Herzen oder Gewissen der einzelnen Gläubigen ruht und besteht. Hiernach nämlich hätte niemand, kein Pfarrer, kein Bischof und kein Papst das Recht, mir vorzuschreiben, was ich glauben und tun muß, um selig zu werden. Nein! Das alles ist meine Sache, die ich direkt mit Gott erledigen könnte. Ganz anders dagegen nach katholischer Lehre. Ihr zufolge hat Christus eine sichtbare Kirche gestiftet, ohne welche, ohne deren Ver-

mittlung niemand selig werden kann. Wer die nicht hört, nicht glaubt, was sie lehrt, und nicht tut, was sie befiehlt, wird nicht selig, sondern geht ewig verloren. Und ist es eben deshalb auch katholische Glaubenslehre, daß derjenige, der an der Spitze der Kirche steht und sie regiert, der Bischof von Rom oder Papst, dies kraft göttlichen, weil von Christus ihm übertragenen Rechtes tut.

Und ganz natürlich! Ganz selbstverständlich! Denn wie sollt' er auch sonst dazu gekommen sein? Wie und woher dieses Recht erlangt haben?

Wie und woher, so entgegnen die Andersgläubigen? Nichts einfacher, nichts erklärlicher und begreiflicher als das!

1.

„Der Bischof von Rom", sagt der protestantische Kirchengeschichtschreiber Kurtz[1], „hat eben den andern Bischöfen gegenüber gar vieles vorausgehabt. Er hatte für sich den Ruhm der alten Haupt- und Weltstadt Rom, das Grab Petri und Pauli, die Unabhängigkeit von der Willkür des entfernten Byzantinerhofes, den hohen Ruhm unbefleckter Rechtgläubigkeit, die durchgängige Tüchtigkeit und Tätigkeit seiner Bischöfe. Streitende Parteien suchten Roms schiedsrichterliches Urteil nach, die Unterdrückten seinen Schutz, und weil Roms Bischöfe durchgängig der Wahrheit und dem Rechte die Macht ihres Geistes und Ansehens liehen, blieb die von dort unterstützte Partei zuletzt immer die siegende.

„Dadurch stieg Rom gewaltig in der Meinung der christlichen Welt, und so ist es gekommen, daß die römischen Bischöfe im 5. Jahrhundert angefangen haben, sich als die vermeintlichen Nachfolger des Apostelfürsten und Erben seiner

[1] Abriß der Kirchengeschichte 39.

angeblichen Vorrechte zu betrachten und den Primat über die ganze Kirche als auf göttlicher Einsetzung beruhend für sich in Anspruch zu nehmen, nachdem man schon im 3. Jahrhundert den römischen Stuhl die Cathedra Petri, den Stuhl Petri, genannt hatte, weil durch die sog. Klementinen, d. i. die Briefe des Papstes Klemens an die Korinther, die Fabel entstanden war, daß Petrus der erste Bischof von Rom gewesen sei."

Was nun dieser Herr Kurtz den römischen Bischöfen an Schönem und Gutem nachsagt, das ist gewiß, ja muß ganz sicherlich wahr sein, aber trotzdem erklärt und beweist es absolut nicht, was es erklären und beweisen soll. Nein!

Daß nämlich die Bischöfe und Gläubigen der ganzen Kirche, die der morgenländischen zumal, den Bischöfen von Rom sich unterstellt und gehorcht hätten; von ihnen sich hätten lehren, leiten, befehlen und bestrafen lassen nur deshalb, weil sie in der ehemaligen Haupt- und Residenzstadt saßen, helle Köpfe und rührige Leute waren u. dgl., das heißt man doch wahrhaftig die Menschen sehr schlecht kennen, heißt sich mit solch einer Erklärung des Primats des Bischofs von Rom ganz einfach lächerlich machen. Oder?

Nehmen wir doch einmal an, der Bürgermeister von Berlin verlangte eines Tages von sämtlichen Bürgermeistern und Einwohnern nicht nur Preußens, sondern ganz Deutschlands, daß sie ihm gehorchen müßten, eben weil er der Bürgermeister von Berlin, der Haupt- und Residenzstadt also Preußens und des Reiches, und dazu natürlich, wie es sich bei einem Berliner von selbst versteht, ein heller Kopf und rühriger Mann sei.

Ja was würde der zu hören bekommen, welche Antworten zu gewärtigen haben! Gewiß keine einzige, die er hintern Spiegel steckte!

Und so ist es denn auch in der Tat absolut falsch, daß den Bischöfen von Rom nur so nach und nach, im Laufe der Zeit erst, wie man zu sagen pflegt, der Kamm geschwollen sei und sie erst so im 5. Jahrhundert allmählich sich als die „vermeintlichen Nachfolger des Apostelfürsten" gefühlt und aufgespielt hätten und um diese Zeit erst von den andern Bischöfen und Gläubigen als solche betrachtet und geduldet worden seien. Nein! Vielmehr ist alles das, wie wir sofort nun hören werden, im 1. Jahrhundert schon der Fall gewesen. Ja! Von Anfang an haben sich die Bischöfe von Rom als die Nachfolger, und zwar wohlverstanden nicht als die „vermeintlichen", sondern als die wirklichen und rechtmäßigen Nachfolger des Apostelfürsten betrachtet und sind sie auch von allen andern, der ganzen Kirche als solche betrachtet worden. Und als Zeugen dafür rufe ich auf:

1. den hl. Klemens von Rom (92—101). In der Christengemeinde zu Korinth waren jene Kämpfe und Spaltungen, die der hl. Paulus in seinem ersten Briefe dahin schon bekämpfen mußte, anfangs der neunziger Jahre wiederum, und zwar so heftig ausgebrochen, daß sie geradezu sich anmaßten, ihre Bischöfe und Geistlichen abzusetzen.

Obwohl nun damals, es muß zwischen 95 und 96 gewesen sein, in dem den Korinthern sehr nahe gelegenen Ephesus der hl. Johannes, der Apostel also und Lieblingsjünger des Herrn, noch lebte, so haben sie sich doch behufs Schlichtung ihrer Streitigkeiten nicht an diesen, den nahen Apostel gewandt, sondern haben die viel weitere und beschwerlichere Reise nach Rom unternommen und den dortigen Bischof Klemens angegangen, der ihnen dann auch den Kopf ganz gehörig gewaschen, ganz energisch den Standpunkt klar gemacht hat.

Wie hätten nun aber, so muß man sich doch fragen, die Korinther dies getan, und ihren Streit nicht dem nahen Apostel, sondern dem fernen Bischof von Rom vorgetragen, wenn sie nicht damals schon, vor Ende also des 1. Jahrhunderts, bereits eben diesen als das Oberhaupt der Kirche betrachtet hätten?

2. Ignatius von Antiochien (gest. 110). Kaiser Trajan sodann hatte ums Jahr 110 etwa den hl. Ignatius, der Bischof von Antiochien und ein Schüler des Apostels Johannes war, verurteilt, in Rom den Löwen vorgeworfen zu werden. Auf seinem Transport dahin hat er dann von Smyrna und Troas aus an verschiedene Christengemeinden Briefe geschrieben und in einem derselben nennt er die Kirche von Rom die προκαθημένη τῆς ἀγάπης, die Vorsteherin des Liebesbundes. Wie hätte nun aber, so muß man wiederum fragen, dieser Schüler eines Apostels die römische Kirche die Vorsteherin des Liebesbundes, d. i. der ganzen Kirche, nennen dürfen, wenn nicht damals schon der Bischof von Rom ganz allgemein als deren Oberhaupt gegolten hätte?!

3. Viktor I. (189—199). Während die morgenländischen Christen, in Kleinasien namentlich, wo der hl. Johannes lehrte, das Osterfest nach dessen Anweis immer am zweiten Tage nach dem 14. des jüdischen Monats Nisan feierten, ob es nun Sonntag oder ein anderer Tag war, so haben die abendländischen Christen dieses Fest stets auf den ersten Sonntag nach dem 14. Nisan gefeiert.

Um nun auch hierin die so dringend erwünschte Einheit herzustellen, hat der Bischof von Rom, Viktor I., im Jahre 197 den Bischöfen des Morgenlandes befohlen, ihre Ostern ebenfalls am gleichen Tage wie die Abendländer zu begehen, ansonst er sie aus der Kirche ausschließen würde. Was haben

sie getan? Gefügt haben sie sich, dem Bischof von Rom also Gehorsam geleistet!

„Wie hätte nun aber", so findet selbst der bedeutendste heutige protestantische Theolog, Professor Harnack[1] in Berlin, „wie hätte Viktor solch eine Sprache führen, eine so unerhörte Forderung stellen können, wenn er nicht als römischer Bischof im besondern Sinne als Wächter der kirchlichen Einheit", d. h. doch wohl als Oberhaupt der ganzen Kirche, „anerkannt gewesen wäre?"

Freilich sagt Harnack: „als römischer Bischof", was natürlich wieder nichts anderes heißen und bedeuten soll als: weil er eben der Bischof der alten Residenzstadt Rom, aber nicht weil er der Nachfolger Petri war.

Allein haben wir denn nicht soeben erst den Religionsgenossen des Herrn Harnack, den Professor Kurtz, es offen anerkennen und aussprechen hören, daß der bischöfliche Stuhl in Rom schon im 3. Jahrhundert als die „Cathedra Petri gefeiert", d. h. damals schon der dortige Bischof als Nachfolger Petri betrachtet worden sei?!

Und in der Tat! Nichts gewisser, nichts leichter zu beweisen als das!

Von jenen sieben Briefen z. B., um nur einen einzigen, aber desto beweiskräftigeren Zeugen aufzuführen, die der hl. Ignatius auf seiner Reise nach Rom von Smyrna aus geschrieben hatte, war einer auch an die Christen in Rom gerichtet, worin er sie ebenso herzlich als dringend ersuchte, doch ja keine Fürbitte für ihn beim Kaiser einzulegen, oder sonst etwas zu tun, was ihn dem Tode entreißen und so der Krone des Martyriums berauben könnte. Wünsche er doch nichts sehn-

[1] Dogmengeschichte I 448.

licher, denn als „Weizenkorn Gottes unter den Zähnen der wilden Tiere zermahlen und so als reines Brot Christi befunden zu werden". Freilich, so fügte er hinzu, Οὐχ ὡς Πέτρος καὶ Παῦλος διατάσσομαι ὑμῖν, „ich kann euch nur darum bitten, aber nicht wie Petrus und Paulus euch befehlen".

Wie hätte nun Ignatius solches zu tun, den Christen in Rom so zu schreiben gewagt, wenn er nicht der Meinung gewesen wäre, daß der hl. Petrus die Christengemeinde zu Rom gegründet und als Bischof ihr vorgestanden habe?

„Gewiß! Das anerkennen wir ganz gerne", entgegnen uns die Andersgläubigen, „diese Meinung hat bestanden. Ob ein Jahrhundert früher oder später, ist uns einerlei. Worauf es uns ausschließlich ankommt, das ist das, daß diese Anwesenheit Petri in Rom eben nur Meinung, nur Sage und Fabel, aber nicht Geschichte gewesen ist; daß vielmehr geschichtlich feststeht und erwiesen ist, daß Petrus überhaupt nie in Rom gewesen, geschweige denn dort gestorben ist, euer Glaube somit an den Bischof von Rom als Nachfolger des Petrus auf nichts anderem als einer leeren Fabel, der sog. Petrussage beruht!"

Allerdings sehr schlimm für uns, wenn es sich wirklich so verhielte! Wäre dann ja doch dem ganzen Bau unserer Hierarchie oder kirchlichen Herrscherordnung das Fundament wie mit einem Ruck entzogen und müßte es sofort wie ein Kartenhaus zusammenstürzen!

Wie steht es also und verhält es sich mit dieser Sache? Ist Petrus wirklich nicht in Rom gewesen, nicht dort gestorben?

2.

Sagen wir einmal: Gut! Zugegeben! Wenn aber nicht in Rom, wo ist er dann gestorben, dieser Petrus? Irgendwo muß er doch gestorben sein! „Gewiß", erwidern sie

uns, „natürlich ist er irgendwo gestorben, aber man weiß eben nicht wo. Sterben ja doch viele, von denen man nachher nicht weiß, wo sie gestorben sind!“ Allerdings! Aber dann sind das eben auch nur solche, die in der Welt nichts zu bedeuten hatten; bei denen es darum auch ganz einerlei ist, wo sie sterben und gestorben sind. Daß aber auch ein Mann, der wie Petrus die denkbar wichtigsten Ämter in sich vereinigte, auf einmal mir nichts dir nichts spur- und geräuschlos verschwinden sollte, sterben sollte, ohne daß auch nur ein einziger Mensch wüßte, wo es geschehen sei, ja ist das nicht einfach undenkbar, rein unmöglich?

Oder?! Wer hat denn zu Petrus gesprochen: „Du bist der Fels, auf den ich meine Kirche baue“? Wer hat ihm die Schlüssel des Himmelreiches übertragen? Wer seine ganze Herde ihm unterstellt und anvertraut?

Wie stünde nun aber er, der Gottessohn, da vor den Augen der Welt, wenn er seiner Kirche und Herde in Petrus zwar ein erstes Fundament und Oberhaupt gegeben hätte, aber nicht im stande gewesen wäre, für einen Nachfolger des Petrus zu sorgen, eben weil der auf einmal spurlos verschwunden wäre!

Wüßten wir nämlich nicht, wo Petrus gestorben ist, dann wüßten wir auch nicht, wo seine Ämter und Gewalten hingekommen sind. Hätte somit vom Tode Petri an die Kirche Christi kein Fundament mehr, sein Reich kein Oberhaupt, seine Herde keinen Hirten mehr gehabt!

So etwas auch nur zu denken, ist das nicht geradezu gotteslästerlich, weil aufs höchste beleidigend für den Stifter und Herrn der Kirche, Jesus Christus?

Und so sind es denn auch in der Tat im Gegenteil der Zeugen und Zeugnisse für Petri Anwesenheit und Tod in

Rom so viele und beweiskräftige, daß man sich nicht genug darüber wundern kann, wie man trotz derselben noch daran zu zweifeln wagt! Ist es doch vor allem er selbst, der dies bezeugt, indem er in:

a) 1 Petr 5, 13 schreibt: „Es grüßt euch die mit-erwählte Gemeinde zu Babylon." Dieses Babylon nämlich, von dem aus Petrus seinen ersten Brief datiert, das ist und kann nichts anderes gewesen sein als Rom. Und warum dies? Ei, weil das ehemalige Babylon am Euphrat zu Petri Zeit so gut wie gar nicht mehr vorhanden, nichts mehr als ein Trümmerhaufen war, auf dem doch ein Apostel wie Petrus nichts verloren und zu suchen hatte. Nein! Sondern wie ja auch wir gewohnt sind, vom Babel an der Seine zu sprechen und dabei an Paris zu denken, weil eben die Schlechtigkeit da so groß, wenn nicht noch größer ist als im alten Babylon, geradeso pflegte man damals zu des Apostels Zeiten schon, wie aus heidnischen und jüdischen Schriftstellern sonnenklar hervorgeht, die Stadt Rom um ihrer vielen Sünden und Laster willen eben auch Babylon zu heißen. Hat aber so, wie ganz unzweifelhaft, der hl. Petrus seinen ersten Brief in Rom geschrieben, dann ist er doch sicherlich auch dort gewesen!

b) Cajus (gest. um 220 n. Chr.) Unter dem Pontifikate des Papstes Zephyrinus sodann, der von 198 bis 217 die Kirche regierte, hat ein römischer Priester namens Cajus eine Schrift geschrieben, in der er die falschen Lehren eines gewissen Proklus bekämpfte. Weil nun der für seine irrigen Ansichten auf die Grabstätte des Diakons Philippus in seiner Heimat Phrygien sich berufen hatte, so hielt Cajus ihm entgegen: „Ich aber kann dir zum Beweise für die Wahrheit unserer Lehren die Grabdenkmäler der Apostel", des Petrus

nämlich und des Paulus, „zeigen. Wenn du hingehen willst auf den Vatikan oder auf den Weg nach Ostia, so wirst du die Grabdenkmäler derjenigen finden, die unsere Kirche gegründet haben." Hätte nun, so muß man fragen, ein Mann wie dieser Cajus so etwas in die Welt hinaus schreiben und sogar einem Gegner gegenüber behaupten können, die Gräber der Apostel Petrus und Paulus seien in Rom, wenn es nicht wahr gewesen, sie nicht dort, sondern anderswo gewesen wären? Nein! „Soll überhaupt noch von Geschichte die Rede sein", sagt selbst ein protestantischer Professor der Theologie mit Namen Ohlshausen, „dann ist sicher, daß zu dieses Cajus Zeiten die Grabdenkmäler der Apostel an den von ihm bezeichneten Stellen gewesen sein mußten."

Wie wären nun aber die Gräber der hl. Petrus und Paulus nach Rom gekommen, wenn sie nicht dort den Tod erlitten hätten, nicht dort gestorben wären?

c) Tertullian (gest. um 240 n. Chr.). Einer der gescheitesten und gelehrtesten christlichen Schriftsteller der ersten Jahrhunderte ist ohne Zweifel jener Tertullian gewesen, der, ums Jahr 160 als Sohn eines heidnischen Hauptmanns in Karthago geboren, zuerst Advokat und dann Christ und Priester geworden war. Als solcher hat er dann zur Verteidigung des Christentums so viel und vorzüglich geschrieben, daß wenn der berühmte damalige Bischof von Karthago, der hl. Cyprian, zu seinem Diener sagte: „Da magistrum", „Gib mir meinen Lehrer", dieser schon wußte, daß er ein Buch Tertullians haben wolle. Obwohl der nun leider ums Jahr 202 von der Kirche wieder abfiel und zur Sekte der Montanisten überging und infolgedessen natürlich auf Rom und seinen Bischof nicht gut zu sprechen war, so hat er trotzdem in mehreren Schriften aus dieser Zeit es anerkannt und

ausgesprochen, daß Petrus und Paulus in Rom gewesen und daselbst gestorben seien.

„Quam felix Ecclesia Romana", so ruft er[1] z. B. einmal aus, „cui totam doctrinam Apostoli cum sanguine suo profuderunt; ubi Petrus passioni Dominicae adaequatur, ubi Paulus Ioannis exitu coronatur." „Wie glücklich ist doch die Kirche von Rom, der die Apostel mit ihrer ganzen Lehre auch ihr Blut hinterlassen haben; wo Petrus den Tod des Herrn, Paulus aber den des Johannes erlitt!"

Wenn nun damals um 200 schon ein Mann mit solchem Wissen und Scharfsinn und dazu in solcher Gesinnung und Stimmung gegen Rom wie dieser nicht weniger als dreimal schreibt, daß Petrus daselbst gepredigt und unter Nero den Kreuzestod erlitten habe, so ist das doch gewiß ein so unverdächtiger, so zuverlässiger Zeuge, daß seine Aussagen allein schon genügten, um jeden Zweifel daran auszuschließen, daß Petrus wirklich in Rom gewesen und gestorben sei.

Wenn aber auch die Menschen schwiegen, so würden endlich die Steine um so lauter reden, nämlich die:

d) Katakomben. In den alten römischen Urkunden war sehr viel von einem Coemeterium Ostrianum, einer Ostrianischen Grabkammer, die Rede und gesagt, daß in ihr der hl. Petrus gepredigt und getauft habe. Lange Zeit hat man umsonst nach dieser Kammer gesucht, so daß sie überhaupt gar nicht zu existieren, oder doch ganz unauffindbar zu sein schien. Endlich, Mitte der siebziger Jahre war es, wurde sie durch den berühmten Katakombenforscher de Rossi entdeckt und am 10. Dezember 1876 ist ein gewisser Armellini

[1] De praescr. c. 35; ebenso Adv. Marcion. 4, 5 und Scorpiace c. 15.

auf folgende Buchstaben in der Apsis der Krypta daselbst gestoßen: San Pet . . rechts davon . . . C. Emerentiane und etwas tiefer . . . Amas . . .

Da nun die Märtyrerakten ausdrücklich bezeugen, daß die hl. Emerentiana begraben worden sei ad Nymphas S. Petri, d. i. in der Kapelle, in welcher Petrus zu taufen pflegte, so ist durch diese Entdeckung des Coemeterium Ostrianum ein zwar stummer, aber um so beredterer Zeuge für die Anwesenheit und das Wirken des hl. Petrus in Rom gefunden.

* * *

Wenn darum der hl. Irenäus, der ein Schüler des hl. Polykarpus und dieser wieder ein solcher des Apostels Johannes war und der ums Jahr 202 in der Christenverfolgung des Kaisers Septimius Severus als Bischof von Lyon den Märtyrertod erlitt, wenn solch ein Mann, sage ich, in seinem berühmten Werke Adv. haeres. 3, 3 die Kirche von Rom einfach als die: Maxima, antiquissima, omnibus cognita, a gloriosissimis duobus apostolis Petro et Paulo fundata, d. h. als die hervorragendste, älteste, allen bekannte, von den glorreichsten Aposteln Petrus und Paulus gegründete bezeichnet, ja gehört dann nicht, zumal angesichts all der sonstigen Zeugen für Petri Anwesenheit und Tod in Rom, schon mehr als gewöhnlicher Mut dazu, um zu sagen, ein Mann wie dieser Irenäus habe uns da nur ein Märchen aufgetischt, nur eine Fabel erzählt?

Und wenn auf dem vierten allgemeinen Konzil zu Chalcedon im Jahre 451, nachdem das Schreiben des damaligen Bischofs von Rom, Papst Leos I., über die Irrlehre des Eutyches verlesen war, mehr als sechshundert morgenländische Bischöfe wie aus einem Munde gerufen haben: „Leo lehrt richtig.

So haben die Apostel gelehrt. Petrus hat durch Leo gesprochen", und sie eben damit wie ein Mann bezeugten, daß sie den Bischof von Rom für den Nachfolger Petri hielten, ja wie kann dann jemand heute nach 1400 Jahren kommen und behaupten, sie hätten ihn nicht dafür gehalten?

Wenn deshalb sogar ein protestantischer Theolog wie Hilgenfeld geschrieben hat: „Die Anwesenheit Petri in Rom ist" keine Fabel, keine Sage, sondern „ein Stück beglaubigter Geschichte und die gegenteilige Ansicht eine unhaltbare Verneinung, durch welche die protestantischen Theologen sich den katholischen gegenüber eine Blöße geben", d. h. sich blamieren, so können wir sie mit dieser Leugnung der Anwesenheit Petri in Rom um so ruhiger sich weiter blamieren lassen, je fester wir uns nun von der Wirklichkeit derselben überzeugt und je klarer wir eben damit erkannt und eingesehen haben, daß der Bischof von Rom in Wahrheit kein anderer ist als der, für den die gesamte Christenheit von Anfang an durch fünfzehn Jahrhunderte hindurch ganz einhellig ihn gehalten hat, nämlich der rechtmäßige Nachfolger jenes Apostels, zu dem Christus gesprochen: „Weide meine Lämmer, weide meine Schafe."

XVIII.

Papsttum und Kaisertum.

Meine Herren! Mag auch die mehr als tausendjährige Geschichte unseres Volkes und Vaterlandes noch so reich sein an wichtigen Tagen und bedeutungsvollen Vorkommnissen, so sind es doch deren zwei in ihr, denen ganz besonders hohe, ja geradezu epochemachende Bedeutung beikommt, die

wahre Marksteine in ihr bilden. Und welches sind sie, diese beiden so wichtigen Tage?

Das ist vor allem der 25. Dezember des Jahres 800 und sodann der 18. Januar des Jahres 1871. Und warum denn? Was ist da von Bedeutung geschehen? Antwort: An jenem, dem 25. Dezember 800, ist der damalige König der Franken und Langobarden, Karl der Große, von Papst Leo III. in Rom, und an diesem, dem 18. Januar 1871, der damalige König von Preußen, Wilhelm I., von den deutschen Fürsten in Versailles zum Kaiser erwählt und gekrönt worden.

Da wir nun im Begriffe stehen, in Bälde den Tag zu feiern, an dem unser jetziger Kaiser, Wilhelm II., das Licht der Welt erblickte, was könnte ich da Besseres, was Passenderes und Zweckentsprechenderes tun, als eure Aufmerksamkeit auf eben diese beiden Geburtstage des Kaisertums hinzulenken und in Kürze euch zu zeigen, worin jenes erste bestanden hat, und worin dieses zweite nun besteht, oder wie Karls des Großen Kaisertum von dem Wilhelms II. sich unterscheidet.

1. Römisches Kaisertum.

Was in erster Linie und zunächst den Namen selbst betrifft, das Wort „Kaiser" als solches angeht, so hat das mit dem Amte und der Würde, die es nun bezeichnet, rein gar nichts zu tun.

Ursprünglich nämlich und von Anfang an ist dieses Wort nichts anderes gewesen, als was es jetzt noch vielfach ist, ein Familien- oder Geschlechtsname; der Familienname nämlich jenes Cajus Julius Cäsar, der vom Jahre 100—44 v. Chr. in Rom gelebt hat und ein ebenso tüchtiger Feldherr als Schriftsteller und Staatsmann gewesen ist.

Damals nun, als dieser Cajus Julius Cäsar lebte, ist seine Vaterstadt und sein Vaterland nicht das gewesen, was das unsrige, eine Monarchie, sondern ist noch gewesen, was die Schweiz, Frankreich oder die sämtlichen amerikanischen Staaten nun sind, eine Republik oder ein Freistaat.

Weil nun aber, wie ich schon angedeutet, jener Cajus Julius Cäsar ein Mann von so hervorragender Begabung war, daß er die Zunge und die Feder ebenso vorzüglich zu führen verstand als das Schwert, so ist es ihm gelungen, in Rom allmählich eine solche Macht und so großen Einfluß zu gewinnen, daß er tatsächlich wie ein Monarch sich benahm, wie ein Alleinherrscher schaltete und waltete, weshalb er dann eben auch am 15. März des Jahres 44 v. Chr. von einundzwanzig Verschworenen mit ebensovielen Dolchstichen ermordet wurde.

Da nun aber in Rom die Republik sich eben einmal überlebt hatte, die Stadt für die Alleinherrschaft reif geworden war, so ist es dem Großenkel des Ermordeten, dem Octavianus Cäsar, wiederum gelungen, die Zügel der Regierung in die Hand zu bekommen. Wir alle kennen ihn, diesen Mann; denn er ist kein anderer als jener Augustus, der jene Volkszählung befohlen hatte, bei welcher auch Maria und Joseph nach Bethlehem gehen und sich angeben mußten und dann der Heiland geboren wurde. Und schon zur Zeit dieses Augustus war es in Rom üblich geworden, den Inhaber der obersten Herrschergewalt einfach Cäsar zu nennen, eben weil es nun bereits an die fünfzig Jahre waren, daß Männer, die Cäsar hießen, dem Geschlechte Cäsar entstammten, in Rom wie Alleinherrscher regiert hatten.

Aus dem Familiennamen also war allmählich der Amtsname Cäsar, griechisch: Kaisar, deutsch: Kaiser geworden.

In Rom selbst hat dieses so entstandene Cäsaren- oder Kaisertum sich nur bis zum Jahre 476 erhalten. In diesem Jahre nämlich hat ein deutscher Fürst, der Herulerfürst Odoaker, die Stadt erobert und den damaligen Träger dieses Namens, den Romulus Augustulus, abgesetzt, die Insignien seiner kaiserlichen Würde als Muster ohne Wert an den oströmischen Kaiser in Konstantinopel geschickt und damit dem römischen Kaisertum römischer Nation in Westeuropa sein wohlverdientes Ende bereitet, aber nur, um einem andern, kraftvolleren, dem römischen Kaisertum deutscher Nation, Platz zu schaffen und die Wege zu bahnen.

2. Römisch-deutsches Kaisertum.

Als nämlich der König der Franken und Langobarden, Karl der Große, am Weihnachtstage des Jahres 800 im Petersdom zu Rom dem feierlichen Gottesdienste beiwohnte, trat am Schlusse desselben Papst Leo III. auf ihn zu, und wie Samuel einst sein Füllhorn genommen und den Saul zum ersten König der Juden gesalbt, so hat dann auch der Papst dem Frankenkönig geweihtes Öl über das Haupt gegossen, eine goldene Krone ihm aufgesetzt, während gleichzeitig alle, die zugegen waren, in den Jubelruf ausbrachen: Carolo, piissimo Augusto, a Deo coronato, magno et pacifico Imperatori vita et victoria! Karl, dem erhabenen, von Gott gekrönten, großen und friedebringenden Kaiser, Leben und Sieg!

Hatte nun, so frage ich, der Frankenkönig dadurch, daß der Papst ihn hiermit zum Kaiser ernannt, gesalbt und gekrönt, etwas gewonnen? War er dadurch an Macht und Würde, Ehre und Ansehen gestiegen? O gewiß! Ganz außerordentlich! Inwiefern denn? Ei, weil er nunmehr

zum Beschützer der Kirche Christi und seines Statthalters auf Erden ernannt, zum ersten Fürsten der ganzen Christenheit erhoben war.

Wie eben in einer wohlgeordneten Familie, so nämlich war die Sache gedacht und verstanden, die Mutter es ist, die sich in erster Linie der Erziehung der Kinder widmet und die innerhäuslichen Angelegenheiten besorgt, der Vater aber sie hierbei unterstützt, indem er mit seinem starken Arme die Widerspenstigen in Ordnung hält und die Interessen der Familie nach außen hin wahrt, geradeso habe auch die Kirche die Aufgabe, die Menschen zu guten Bürgern und Christen zu erziehen, der Kaiser aber habe die Pflicht und das Recht, ihr dabei mit seinem guten Schwert zur Seite zu stehen, ihren Gesetzen Achtung zu verschaffen, ihren Rechten gegen jedermann den erforderlichen Schutz zu gewähren. Oder! „Wie die Rinde den Baum nach außen hin deckt und schützt", so nämlich hat Kaiser Wenzel die Idee des Kaisertums aufgefaßt und erklärt, „indem sie mit dem Baume einen Leib bildet, geradeso sei der Kaiser mit seinem Schwert an die äußere Oberfläche der Kirche gestellt, damit er sie, wenn nötig, mit seinem eigenen Blute beschütze." Ja!

Zwei Schwerter, so pflegte das Mittelalter in seiner poetischen Auffassungs- und bilderreichen Sprechweise dies auszudrücken, habe Gott geschaffen, ein geistliches und ein weltliches Schwert. Jenes habe er dem Papste, dieses dem Kaiser gegeben, damit beide miteinander die Christenheit regierten.

Weil es nun der Papst gewesen, der diese, in den Augen der damaligen Welt ganz unvergleichlich hohe Würde geschaffen und aus freiem Antrieb dem Frankenkönig übertragen hatte, darum konnte auch in alle Zukunft nur er, der Papst es sein, der wieder andere mit ihr schmückte.

Sobald daher ein Kaiser gestorben und in Deutschland wieder ein neuer König gewählt war, der ebenfalls zu jener Würde gelangen wollte, mußte er eben den Papst darum angehen, von ihm sich salben und krönen lassen.

Und so sind denn in der Folgezeit von Karl dem Großen an durch sieben Jahrhunderte hindurch die deutschen Könige, mit wenigen Ausnahmen, an der Spitze eines stattlichen Gefolges von Bischöfen, Fürsten und Grafen, Rittern und Reisigen über die Alpen nach Italien gezogen, um vom Papste zu Kaisern gekrönt zu werden. Der letzte, der dies getan, ist Karl V. gewesen, der am 24. Februar des Jahres 1530 zu Bologna von Papst Klemens VII. die Krone erhielt.

Weil es nun aber so viele hundert Jahre lang üblich war, den deutschen König als Kaiser zu wissen und zu titulieren, so haben auch die Nachfolger Karls V., obwohl nicht mehr gekrönt, den Titel doch weitergeführt, bis endlich Franz II. von Österreich am 6. August des Jahres 1806 ihn niederlegte und sich nicht mehr Kaiser „des heiligen römischen Reiches deutscher Nation", sondern nur noch „Erbkaiser von Österreich" nannte.

Und so war denn jenes erste deutsche Kaisertum, das Papst Leo III. einst am Weihnachtsfeste 800 begründet hatte, nach tausendjährigem Bestande auch dem Namen nach erloschen, aber wiederum nur, um jenem andern Raum zu schaffen, das nach weiteren fünfundsechzig Jahren in der Gestalt des heutigen zweiten deutschen Kaisertums erstehen sollte.

3. Deutsches Kaisertum.

Als nämlich nach den glänzenden Siegen, die Alldeutschlands geeinte Wehrkraft auf den blutgetränkten Schlachtfeldern

Frankreichs errungen hatte, lebendiger als je das Verlangen, auch politisch geeint zu sein, in den deutschen Stämmen erwachte und sich geltend machte und lauter denn zuvor der Ruf nach einem Kaiser erscholl, da haben die im Spiegelsaale des Schlosses zu Versailles versammelten deutschen Fürsten und Vertreter der „Freien Städte" den damaligen König von Preußen als Wilhelm I. zum Kaiser von Deutschland ausgerufen.

Daß dieses hiermit begründete zweite deutsche Kaisertum von dem ersten in jeder Hinsicht und Beziehung grundverschieden ist, liegt auf der Hand.

Denn, um nur den einen und andern Punkt hervorzuheben, während jenes vom Papste geschaffen war und von Fall zu Fall übertragen wurde, so ist dieses von den deutschen Fürsten ausgegangen und setzt sich durch Erbfolge im preußischen Königshause fort. Und während jene alten Kaiser als solche die Pflicht hatten, der Kirche sich anzunehmen und sie zu schützen, so hat selbstverständlich das heutige Kaisertum damit gar nichts mehr zu tun.

Wenn trotzdem Papst Leo XIII. einmal, im Frühjahr 1902 ist es gewesen, dem derzeitigen Bischof von Metz gegenüber die Äußerung getan hat, unser gegenwärtiger Kaiser Wilhelm II. habe etwas von Karl dem Großen an sich, so konnte das natürlich nicht von seinem Amte, seiner Würde als Kaiser gesagt sein und gelten, sondern war von seiner Gesinnung, seiner persönlichen Haltung und Stellung zum Christentum gemeint und verstanden.

Wie eben Karl der Große, so wollte der Papst nur rühmend anerkennen und hervorheben, kraft seiner Würde als Kaiser amtlich verpflichtet war, des Christentums sich anzunehmen, so halte sich unser jetziger Kaiser kraft seiner

persönlichen Überzeugung und gläubigen Gesinnung dazu verpflichtet. Und in der Tat! Wer wüßte nicht, wie Kaiser Wilhelm II. es gewesen, der, als im Jahre 1900 in China die christlichen Missionäre ermordet und ihre Stationen zerstört wurden, dem dortigen Kaiser geschrieben, daß er als christlicher Fürst dies nicht dulden, nicht ungesühnt lassen könne, und er es dann war, der die übrigen christlichen Mächte Europas zu jener Art modernen Kreuzzugs aufgefordert hat, der dann auch unter Graf Waldersees Führung, unter deutscher Oberleitung also, so ruhmreich durchgeführt und beendet worden ist.

Und sodann! Wie ist es Kaiser Wilhelm gerade, der keinen Anlaß vorübergehen läßt, der sich bietet, als gläubigen Christen sich zu bekennen, ich erinnere nur an seine Pilgerfahrt ins Heilige Land, und es als seinen allerhöchsten Wunsch und Willen zu erklären, daß auch seine Untertanen, seine Soldaten zumal, an ihrem Glauben festhalten und ihn betätigen sollen. Denn wer sein Leben nicht auf der Basis der Religion aufbaue, so hat er, um ein einziges seiner Worte nur zu erwähnen, am 19. Juni 1902 in Aachen es ausgesprochen, der sei verloren, und erwarte er darum auch von allen, ob Geistlichen oder Laien, daß sie ihm helfen, dem Volke die Religion zu erhalten und damit ihm die Quelle seiner Kraft und seines Wohlstands zu bewahren.

4. Die römischen Päpste und die deutschen Kaiser.

Unter den Vorwürfen, die immer und immer wieder gegen uns Katholiken erhoben werden, pflegt bekanntlich auch der nie zu fehlen, daß die Oberhäupter unserer Kirche, die römischen Päpste, von jeher die geschworenen Feinde Deutschlands, so recht eigentlich die Erbfeinde unseres Volkes und

Vaterlandes gewesen seien. Hätten sie doch jahrhundertelang die deutschen Kaiser, wie einen Heinrich IV., Friedrich I. und Friedrich II. u. a., aufs heftigste bekämpft, aufs tiefste sie gedemütigt und ihrem Ansehen, soviel sie nur konnten, geschadet.

Nun ist ja allerdings wahr und kann nicht geleugnet werden, daß zwischen Papst und Kaiser, nachdem sie die beiden ersten Jahrhunderte, von 800 bis 1000 also, in schönster Eintracht gelebt und gewirkt hatten, dann späterhin Streitigkeiten ausgebrochen und Kämpfe geführt worden sind, die zwar schließlich mit dem Siege des Papstes geendet, aber doch sowohl für ihn als wie für den Kaiser die allerschlimmsten Folgen gehabt haben.

Allein ebenso wahr ist auch und kann ebensowenig geleugnet werden, daß die Päpste nur deshalb gegen einzelne Kaiser, wie die genannten, aufgetreten und eingeschritten sind, weil sie eben von ihnen dazu genötigt worden waren. Genötigt worden waren nämlich dadurch, daß die Kaiser, wie Heinrich IV. z. B., ein über die Maßen ärgerliches, unchristliches Leben führten, oder, wie Friedrich I. und Friedrich II., die Rechte der Kirche in rücksichtslosester Weise mit Füßen getreten und deren Interessen aufs schwerste geschädigt haben.

Wie weit aber die Päpste dabei entfernt waren, sich von irgendwelcher Abneigung gegen Deutschland oder gar Haß gegen uns bestimmen und leiten zu lassen, geht denn das nicht allein schon daraus hervor, daß sie trotz dieser Kämpfe doch immer und immer wieder die deutschen Könige zu Kaisern gekrönt haben? Und zwar sie gekrönt haben, obwohl andere christliche Nationen, die Franzosen namentlich, alle mögliche Mühe sich gegeben hatten, diese Würde für ihre Könige, Karl IV. z. B. und Heinrich II., zu erlangen.

* * *

Wenn darum, so dürfen wir mit vollem Rechte schließen, Deutschland heute seines Kaisertums sich erfreut und stolz darauf ist, ja wem gebührt dann eigentlich im letzten, tiefsten Grunde das Verdienst daran? Wer hat denn den Kaisergedanken in unser Volk getragen? Wer die Deutschen zur kaiserlichen Nation gemacht und erzogen? Ist's nicht derjenige, der vor tausend Jahren einst den König der Deutschen mit dieser Würde geschmückt, sieben Jahrhunderte hindurch sie bei ihnen belassen und eben damit unsere Könige und in ihnen unser Volk an die Spitze aller andern gestellt hat?

Ist's nicht der Papst also gewesen, dessen Vorliebe für uns wir jenen Glanz und jene Glorie verdanken, die so lange Zeit von der Kaiserkrone auf unsere Nation herniederstrahlten, und um die alle andern uns beneidet haben?

An der Kaiserfeier daher dürfen wir gerade mit um so größerem Hochgefühle uns beteiligen, als das Oberhaupt unserer Kirche es gewesen ist, der die Kaiseridee in unserem Vaterland gepflanzt und gepflegt hat!

Und wollen wir jeweils den Geburtstag dieses unseres jetzigen Kaisers Wilhelm II. um so freudiger begehen, je mehr in ihm der Geist von Deutschlands erstem und größtem Kaiser, Karl dem Großen, wieder zur Erscheinung und zur Geltung kommt, und zwar zu einer Zeit dies, in der es als eine wahre Großtat der göttlichen Vorsehung und Fürsorge für unser Volk und Land betrachtet werden muß.

Denn daß Kaiser Wilhelm II. nicht nur die Geschicke unseres Reiches nach innen wie nach außen mit ebensoviel Takt als Tatkraft, ebenso weise als kräftig zu lenken versteht, sondern auch am positiven Christentum festhält und dafür eintritt und eben deshalb ein starkes Bollwerk und eine mächtige Schutzwehr gegen die in unsern Tagen gerade immer

höher steigende, immer heftiger und bedrohlicher anstürmende Flut des Unglaubens bildet, das ist eine Fügung Gottes, für die wir ihm nicht innig und herzlich genug danken können.

Daher wollen wir uns denn auch am Kaisertage nicht damit begnügen und darauf beschränken, nur Hurra oder Hoch zu rufen u. dgl., sondern wollen auch nicht unterlassen, mit einem guten Vaterunser den Herrn über Leben und Tod zu bitten, daß er uns Kaiser Wilhelm II. recht lange noch in ungeschwächter Kraft des Körpers und Geistes erhalten möge!

Und wer diesen Tag in besonders ihm wohlgefälliger Weise zu feiern wünscht, der faßt den Entschluß, dem Kaiser, wie er in Aachen gebeten, auch zu helfen, unserem Volke die Religion und damit die Quelle seiner Kraft und seines Wohlstandes zu erhalten.

— — —

Militaria.

XIX.

Die Dienstzeit.

Meine lieben Kameraden! „Tausende von Jünglingen", so hat Anfang November des Jahres 1901 die ‚Ausburger Postzeitung' geschrieben, „mußten in den letzten Wochen das Elternhaus verlassen, um in die Kaserne zu wandern und dort ihrer Militärpflicht zu genügen. Gar manches sorgsame Elternauge hat dem scheidenden Sohne betrübt nachgeschaut, und manches Elternherz hat die bange Frage sich gestellt: Wie wird er wiederkehren? Wird er wiederkehren, so wie er uns verlassen, gläubig und unverdorben, oder nach dem Beispiele von so vielen ungläubig und mit verderbten Sitten? Diese

bange Furcht vieler Eltern ist nur allzusehr gerechtfertigt durch die traurige Erfahrung, daß eine große Zahl junger Leute in der Kaserne ungläubig und unsittlich geworden ist."

Was hier gesagt ist, gilt gewiß nicht bloß von den dortigen bayrischen militärischen Verhältnissen, sondern läßt sich sehr wohl auch anderswo beherzigen. Denn ohne Zweifel hat auch euch, meine lieben Kamerden, als ihr eingerückt seid, so manches sorgsame Elternauge nachgeschaut und so manches Elternherz die bange Frage sich gestellt: Wie wird er wiederkehren? Und zwar mit um so größerer Berechtigung sich so gefragt, als ja zu oft nur die Klage laut wird, daß eben sehr viele vom Militärdienst ganz anders, d. i. weit unordentlicher, unreligiöser und unbotmäßiger zurückkommen, als sie zu demselben gegangen sind.

Mögen nun auch manche dieser Klagen nur zu wohl begründet sein, weil eben tatsächlich der eine und andere während dieser seiner Dienstzeit ein Reden und Benehmen angenommen hat, das bei den Seinigen zu Hause nichts weniger als erfreulich und erbaulich wirkt, gleichviel, auf jeden Fall, das darf ich wohl behaupten, ist an dieser Wendung zum Schlimmeren, für gewöhnlich wenigstens, niemand anders schuld als der Betreffende selbst, denn von seiten der Militärbehörde wird so ziemlich alles getan, was sich tun läßt, um in ihren Mannschaften den Geist der Religion und Gottesfurcht zu erhalten.

Ist dies doch in erster Linie der ausgesprochene Wille des obersten Kriegsherrn, Sr Majestät des Kaisers. „Wer kein braver Christ ist", so hat er wiederholt schon seinen Garderekruten und mit ihnen allen andern, auch euch, erklärt, „der ist auch kein braver Soldat und kann unter keinen Umständen leisten, was in der Armee verlangt wird. Seid ihr aber

gute Christen, bewahrt ihr eurem himmlischen Herrn und Heiland den Eid der Treue, dann bin ich sicher, daß ihr auch den Fahneneid haltet, den ihr mir geschworen. Vergeßt darum euern Gott nicht, denn durch den Segen des Allerhöchsten wird euch der Dienst leicht und lernt ihr schwere Stunden überstehen. Schämt euch auch des Gebetes nicht, das einst eure Mutter euch gelehrt hat, denn ich will Soldaten haben, die ihr Vaterunser beten."

Und um diesen Willen unseres Kaisers, soweit möglich, zu verwirklichen, was wird in religiöser Beziehung für euch getan?

Vor allem werdet ihr mindestens einmal im Monat zum sonntäglichen Gottesdienst befohlen, an den Feiertagen aber erhaltet ihr Gelegenheit dazu. Mehr kann, wie die Verhältnisse nun einmal liegen, in den meisten Garnisonen wenigstens, mit dem besten Willen nicht geschehen. Kommt ihr deshalb am Ende eurer Dienstzeit wieder nach Hause, dann soll keiner sagen: Bin ich als Soldat nur alle vier Wochen zur Kirche gegangen, so ist das auch hier genug. Nein! In euern Pfarrkirchen habt ihr alle Sonn- und Feiertage genügend Platz und seid daher auch, falls sonst nichts hindert, verpflichtet, dem Gottesdienste beizuwohnen, so oft das Kirchengebot es vorschreibt, das ist alle Sonn- und Feiertage.

Sodann werdet ihr zweimal des Jahres, in der Advents- und Osterzeit, aufgefordert, die heiligen Sakramente zu empfangen, und sind es jedesmal deren sehr viele, die dieser Aufforderung um so lieber entsprechen, als sie vielleicht in ihren bisherigen Zivilverhältnissen höchst selten oder gar nie Gelegenheit dazu gefunden hatten. Auch wird, wie ihr ja alle wißt, allwöchentlich das „Sonntagsblatt für die katholischen Mannschaften des deutschen Heeres" in den Kompagnien ver-

teilt, so daß auch diejenigen, die keinen Kirchgang haben oder sonstwie am Besuch des Gottesdienstes verhindert sind, etwas Erbauliches zu lesen vermögen. Endlich sind es diese Abendstunden, die wir im Laufe des Winters hier abhalten werden, die doch ebenfalls keinen andern Zweck verfolgen als den, in euch die vaterländische Gesinnung, sowie die festeste Grundlage des Patriotismus, den Geist der Religiosität und Gottesfurcht, zu hegen, und zu pflegen. Wollt ihr nun aber auch wissen, meine lieben Kameraden, warum dies alles geschieht; warum denn die Militärbehörde tut, was sie kann, um diesen Geist in euch zu erhalten, so sind es, ganz abgesehen davon, daß Religion und Gottesfurcht jedem Menschen und Staatsbürger ebenso notwendig als nützlich sind, doch zwei Gründe hauptsächlich, die bei euch als Soldaten gerade besonders schwer ins Gewicht fallen und die der Kaiser selbst hervorgehoben, wenn er sagte: „Bewahrt ihr eurem himmlischen Herrn und Heiland den Eid der Treue, dann werdet ihr auch den Fahneneid halten, den ihr mir geschworen", und: „der Segen des Allerhöchsten wird euch das Dienen erleichtern und lehren, schwere Stunden zu überstehen", d. h. Religion und Gottesfurcht werden euch nicht bloß antreiben, eure Pflichten als Soldaten stets treu und gewissenhaft zu erfüllen, sondern euch namentlich stärken, jenen zwei entsetzlichen Versuchungen zu widerstehen, denen leider so viele schon erlegen sind und noch erliegen, der Versuchung nämlich zur:

1. Fahnenflucht und zum Selbstmord.

Fahnenflucht. In der Tat! Ein Soldat, der noch Glauben hat, Religion und Gottesfurcht besitzt, der schämt sich nicht bloß zu desertieren, weil es etwas Gemeines, Ehr-

loses, Niederträchtiges ist, sondern er scheut sich, fürchtet sich, es zu tun, weil es eine Sünde, und zwar eine Sünde ist, die wie kaum eine andere sein Gewissen belasten und bedrücken, zeitlebens ihn nie mehr zur Ruhe kommen lassen wird.

Ach was, Gewissen, denkt vielleicht der eine oder andere! Wenn ich nur einmal fort, über der Grenze, in Sicherheit vor Polizei und Gendarmen bin, mit meinem Gewissen will ich dann schon fertig werden!

Wer so redet, meine lieben Kameraden, der weiß nicht, was er sagt! Der kennt sie eben nicht, die entsetzliche Macht und furchtbare Gewalt des Gewissens! Haben doch unzählige andere schon geradeso gedacht und geredet, es aber auch nicht fertig gebracht! Nein!

Im Sommer 1898 z. B. ist ein gewisser Anton Pütterich, Kanonier der 5. Batterie des 3. Bayrischen Feldartillerieregiments in Augsburg, desertiert. Er war nach Amerika entkommen, hatte dort geheiratet und dann in Zürich ein Herrenmodewarengeschäft gegründet, das sehr gut ging.

Obwohl derselbe nun in der Schweiz vor Polizei und Gendarmerie ganz sicher war und in den besten Verhältnissen lebte, so ist er doch am 15. September 1903, nach fünf Jahren also, wieder nach Augsburg gekommen, hat sich daselbst am 23. Oktober der Militärbehörde gestellt, um kriegsgerichtlich abgeurteilt zu werden. Sein Gewissen hatte ihm eben keine Ruhe gelassen; er war mit ihm nicht fertig geworden!

Ein gewisser Godan war im Jahre 1887 von der 9. Kompagnie eines oldenburgischen Regiments desertiert. Im September 1902 stellte er sich in Aachen der Behörde, ist also nach fünfzehn Jahren noch wiedergekommen. So lange hatte er gekämpft mit seinem Gewissen, aber war nicht mit ihm fertig geworden.

Ja! Im Juni 1901 hat sich in Lörrach im Wiesental ein Mann gestellt, der im Jahre 1881 beim 3. Badischen Infanterieregiment gedient, seine Fahne verlassen und dann die halbe Welt durchwandert hatte. Nach zwanzig Jahren also war er mit seinem Gewissen noch nicht fertig geworden!

Was nun keinem von diesen, und ich könnte deren noch mehrere anführen, gelingen wollte, sein Gewissen nämlich zum Schweigen zu bringen und vor seinen Vorwürfen Ruhe zu bekommen, ja glaubst du denn, daß das dir gelingen werde? Nein! Nie und nimmer! Sollte daher jemals einer sich versucht fühlen, denselben törichten Streich zu machen, dann erinnere er sich an die, die ihn vor ihm gemacht! Sie sollen ihm zum abschreckenden Beispiel dienen!

Und dann sage sich doch ein jeder: Diese zwei Dienstjahre werden vorbei sein, ehe ich mich dessen recht versehe! Habe ich, wie ich es in meinem Fahneneid so hoch und teuer gelobt, mich als braven, ehr- und pflichtliebenden Soldaten gezeigt und ausgeharrt bis ans Ende, dann kann ich meiner Militärzeit, solang ich lebe, mit Ehren gedenken, mit Stolz davon erzählen. Laufe ich aber jetzt davon, dann werde ich mir auch zeitlebens sagen müssen: Du bist ein ehr- und gewissenloser Mensch! Denn du hast desertiert, das Verächtlichste also getan, was es für einen jungen Mann gibt und geben kann; hast den Eid gebrochen, den du im Namen des Allwissenden und Allmächtigen geschworen. Und das eben ist es, was dir dein ganzes künftiges Leben verbittern, zeitlich und ewig dich unglücklich machen wird.

2.

Selbstmord. Als ein Abgeordneter der Württemberger Kammer in einer Sitzung am 28. Januar 1901 den da-

maligen Kriegsminister Schott von Schottenstein fragte, warum denn in ihrem Heere so viele Selbstmorde vorkämen, hat dieser folgendes erwidert: „Jeder Fall von Selbstmord wird gründlichst untersucht, und er könne versichern, daß Mißhandlungen beinahe nie die Ursache von Selbstmorden seien. Die Ursache liege vielmehr darin, daß die Leute nicht mehr die Unbilden des Schicksals geduldig zu tragen wissen, sondern sich gewöhnt haben, jeder Unbequemlichkeit mit Ärger, Widerwillen und Widerstand zu begegnen. Das einzige Mittel zur Bekämpfung der Selbstmorde liege in der Sorge für die Erhaltung der Gottesfurcht. Daher sei die Militärverwaltung besonders darauf bedacht, das gottesdienstliche Bedürfnis aller Konfessionen zu befriedigen."

Gewiß mit Recht! Denn ein Soldat, der Religion und Gottesfurcht besitzt, der ist nicht bloß geduldiger im Dienst; eher bereit, um seines Heilandes und seines Himmels willen auch etwas zu ertragen, sondern der scheut und fürchtet sich auch, eine Handlung zu begehen, die wie der Selbstmord seinen Gott und Herrn aufs allerschwerste beleidigt und ihn selbst direkt in die Hölle jagt und somit ewig unglücklich macht.

Und zudem, meine lieben Kameraden, ist der Selbstmord nicht nur ein entsetzliches Verbrechen gegen Gott, sich selbst, seine Angehörigen und die ganze bürgerliche Gesellschaft, sondern auch eine Feigheit, deren am allerwenigsten ein Soldat sich schuldig machen sollte. Oder?! Warum nehmen sich denn die Leute das Leben? Aus Mut? Nein! Aus Mutlosigkeit! Als daher Napoleon I. einmal hörte, daß von seinen Grenadieren einer, ein gewisser Groblin, sich ums Leben gebracht habe, erließ er am 22. März 1803 den folgenden Armeebefehl: „Ein Soldat muß auch Trübsinn und Traurigkeit zu überwinden verstehen; muß wissen, daß ebensoviel

Mut dazu gehört, die seelischen Leiden standhaft zu ertragen, als unter dem Geschützfeuer einer Batterie stand zu halten. Der Traurigkeit also sich widerstandslos überlassen und sich ihr durch Selbstmord entziehen, heißt das Schlachtfeld verlassen, ehe man gesiegt hat." Und eben deshalb, weil der Selbstmord eine Feigheit ist, die nicht bloß dem Streiter Jesu Christi, dem Christen, schlecht ansteht, sondern auch dem Streiter des Kaisers, dem Soldaten, und ihm gerade in besonders hohem Maße zur Schande gereicht, darum hat nicht bloß, wie ihr wißt, unsere Kirche es verboten, einen Selbstmörder christlich zu beerdigen, sondern hat auch der Kaiser ausdrücklich verordnet, daß ein Soldat, der sich mit vollem Bewußtsein das Leben nimmt, nicht mit den sonst üblichen militärischen Ehrenbezeigungen begraben werden darf.

* * *

Wenn nun, meine lieben Kameraden, trotz alledem, was seitens der Militärbehörde für euch in religiöser Beziehung getan wird, dennoch der eine oder andere an seiner Seele Schaden leiden, glaubens- oder sittenlos werden sollte, dann ist gewiß nicht das Dienen, sondern nur er selber, insbesondere seine Unvorsichtigkeit im Verkehr mit andern, in der Wahl seiner näheren Kameraden und engeren Freunde schuld!

Daß nämlich unter solch einer Menge junger Leute wie ihr seid, nicht lauter Engel sich befinden, sondern auch mancher faule Apfel steckt, ist leicht begreiflich, ja versteht sich eigentlich ganz von selbst. Zu Hause nun haben eure Eltern über euch gewacht und gesagt, mit dem darfst du nicht verkehren und vor jenem mußt du dich hüten, denn die sind und taugen nichts für dich. Hier in der Kaserne nun aber und während eurer Dienstzeit müßt ihr eben selber diese Wachsamkeit üben, diese Vorsicht gebrauchen! Und seid ihr denn nicht schon alt

und gescheit genug, um hören und sehen zu können, ob ein Kamerad euch nützt oder schadet? Weiß einer z. B. auch gar nichts anderes zu tun, als nur über den Dienst zu klagen und über die Vorgesetzten zu schimpfen; oder über Religion zu spotten und über die Pfaffen loszuziehen; oder sittenlose Reden zu führen u. dgl., ja was für einen Nutzen könnt ihr euch denn vom Verkehr mit solch einem Menschen versprechen?!

Seid ihr aber vorsichtig im Verkehr und schließt euch nur an solche Kameraden an, von denen ihr nichts Schlechtes hört; benützt ihr die Gelegenheiten, die euch zur Erfüllung eurer religiösen Pflichten geboten werden, so gut als ihr könnt; befolgt ihr die Mahnung zumal, die euer oberster Kriegsherr, Se Majestät der Kaiser, euch gegeben mit den Worten: „Vergeßt euren Gott nicht und schämt euch des Gebetes nicht, das einst eure Mutter euch gelehrt hat", d. h. unterlaßt ihr nicht, jeden Morgen und Abend euer gutes Vaterunser zu beten und der Gegenwart Gottes euch zu erinnern, dann, meine lieben Kameraden, wird das Soldatsein euch nicht schaden, sondern nur nützen. Reicher an Kenntnissen, entwickelter und gestärkter im Charakter werdet ihr am Ende eurer Dienstzeit zurückkehren in eure Heimat, zu euren Familien, um dort wieder ebenso gute Söhne und Bürger zu sein, als ihr hier brave, ehr- und pflichtliebende Soldaten gewesen seid.

XX.

Eidesbelehrung.

Meine lieben Rekruten! Nur kurze Zeit noch, und ihr werdet eine Handlung vorzunehmen haben, auf deren heiligen Ernst und hohe Bedeutung ihr nicht oft und nicht

eindringlich genug könnt hingewiesen werden. Noch wenige Tage nämlich, und ihr müßt schwören, müßt einen Eid ablegen, und zwar von allen Eiden, die es gibt, den wichtigsten und folgenschwersten, den Fahneneid. Aber ist denn nicht, so hör' ich einen mir entgegnen, ein Schwur was der andere? Nicht ein Eid so wichtig und heilig wie der andere? Ja und nein, je nachdem!

1.

Ja! Ein Eid ist was der andere insofern, als bei jedem eben das, was die Hauptsache bildet, ein und dasselbe ist. Und was ist das? Nichts anderes als daß man Gott den Allwissenden, Allheiligen und Gerechten zum Zeugen dafür anruft, daß man die Wahrheit spricht. Ob das nun, wie gewöhnlich der Fall, im Gerichtssaale geschieht oder aber, wie bei euch der Fall, im Kasernenhofe, oder sonstwo stattfindet, das bildet keinen großen Unterschied, ändert nichts am inneren Gehalt und Wesen der Handlung, sondern kommt sachlich aufs gleiche heraus.

Und ob einer vor dem Richter steht und erklärt: was ich hier zu Protokoll gegeben habe, oder jetzt geben werde, daß ich nämlich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, wie der Angeklagte da nach meinem Bruder oder Kameraden u. dgl. geschossen oder geschlagen hat, das ist so wahr, als es einen allwissenden und gerechten Gott gibt, der da weiß, ob ich jetzt lüge, und der mich zeitlich und ewig strafen soll, wenn ich jetzt lüge, oder ob einer so, wie ihr bei eurem Fahneneide tun werdet, vor den Offizieren des Regiments als den Stellvertretern eures obersten Kriegsherrn, Sr Majestät des Kaisers, erklärt: Was ich jetzt hier gelobe und verspreche, mich nämlich allerorts und jederzeit so zu betragen,

wie es einem braven, ehr- und pflichtliebenden Soldaten geziemt, das ist von mir so ernst und aufrichtig gemeint und bin ich dazu so ehrlich und fest entschlossen, als es einen Gott im Himmel gibt, der mir ins Herz hineinschaut und sieht, was ich denke und beabsichtige, und an dem ich keinen Anteil mehr haben will, wenn ich jetzt lüge, d. h. nicht so denke, wie ich spreche, nicht wirklich das zu halten entschlossen bin, was ich hiermit gelobe.

Weil diese feierlich ernste Berufung auf Gott als Zeugen dafür, daß man die Wahrheit spricht, bei allen Eiden dieselbe ist, so kann man sagen, daß ein Eid was der andere, ein Schwur so heilig und wichtig wie der andere ist.

Daß nun diese Anrufung Gottes als Zeugen der Wahrheit nichts Unbedeutendes, Nebensächliches und Gleichgültiges, sondern etwas überaus Ernstes, Heiliges und Wichtiges sei, darin, meine lieben Rekruten, sind die Menschen und Völker aller Zeiten und Zonen einig, ein und derselben Meinung gewesen. Ja! Mochte ein Volk sonst noch so tief gesunken und in sittlich-religiöser Beziehung noch so weit herabgekommen sein, den Eid, und zumal den Fahneneid, haben alle hoch, alle heilig gehalten. Und zwar so sehr, daß es bekanntlich jetzt noch Religionsgemeinschaften wie: die Herrnhuter, Mennoniten, Wiedertäufer, Quäker u. dgl. gibt, die geradezu behaupten, es sei für uns Christen sogar Sünde zu schwören, teils weil Gott viel zu hoch über uns stehe, als daß wir ihn zum Zeugen anrufen und so uns gewissermaßen dienstbar machen dürften, teils weil der Heiland uns das Schwören ja ausdrücklich verboten habe.

Nun steht ja allerdings bei Mt 5, 34 geschrieben: „Ich aber sage euch, ihr sollt gar nicht schwören, weder beim Himmel, weil er der Thron Gottes ist, noch bei der Erde,

weil sie der Schemel seiner Füße ist. Eure Rede sei: ja, ja, nein, nein! Was darüber ist, ist vom Bösen." Daß nun aber der Heiland hiermit nicht den Eid überhaupt verbieten, alles und jedes Schwören untersagen wollte, das geht doch aufs allerdeutlichste daraus hervor, daß er selbst einen Eid abgelegt, selber geschworen hat. Oder?! Als der Hohepriester Annas zu ihm sprach: „Ich beschwöre dich bei dem lebendigen Gott, daß du uns sagst, ob du Christus, der Sohn Gottes, bist", was hat er erwidert? Etwa: Darauf darf ich nicht antworten, denn es ist unerlaubt, zu schwören? Hat er nicht im Gegenteil sofort erwidert: „Tu dixisti", „du hast es gesagt", d. h. ich schwöre bei dem lebendigen Gott, daß ich sein Sohn und der Messias bin! Hat er ja doch auch nicht gesagt, das Schwören sei etwas Böses, sondern komme vom Bösen, nämlich von der Lügenhaftigkeit und Treulosigkeit der Menschen einerseits und dem oft allzu großen Mißtrauen derselben anderseits. Nein! Obwohl Gott der Herr unendlich hoch über uns steht als unser Schöpfer und Erhalter, so will er doch uns auch sehr nahe stehen als unser Vater, unser Helfer und Beschützer, und hat er uns deshalb erlaubt, ihn anzurufen als Zeugen für die Wahrheit unserer Aussagen, so oft wir wirklich seiner bedürfen, ihn tatsächlich nötig haben sollten, d. h. selbstverständlich also nicht in den Kleinigkeiten und Bagatellsachen des gewöhnlichen, alltäglichen Lebens, wie so manche, vielleicht auch der eine oder andere aus euch, die üble Gewohnheit haben, es zu tun, sondern nur dann, wenn es sich, wie vor Gericht, um hohe Summen Geldes, oder um Ehre und guten Namen, oder die Freiheit, ja gar das Leben handelt, oder, wie bei euch und eurem Fahneneid der Fall, es gilt, dem Vaterlande treue Verteidiger, sichere Beschützer, zuverlässige Soldaten zu verschaffen.

Haben wir nun bisher auf die Frage: Ob ein Schwur was der andere, ein Eid so wichtig wie der andere sei, erwidert: Ja, insofern nämlich, als bei allen die Hauptsache, die Berufung auf Gott, dieselbe ist, so müssen wir jetzt auf diese Frage das Gegenteil erwidern und ebenso entschieden behaupten: Nein, es ist nicht ein Eid was der andere, sondern ein großer, ja himmelweiter Unterschied unter ihnen, je nachdem nämlich etwas dabei ausgesagt oder versprochen wird.

2.

Legt in eurer Heimatsgemeinde ein neugewählter Bürgermeister oder Ratschreiber seinen Diensteid ab, oder ein Deputierter des Landtags oder Reichstags schwört seinen Abgeordneteneid, haben dann diese Herren auch etwas zu riskieren für Leib und Leben, wenn sie halten, was sie eidlich geloben? Keine Rede! Was sie versprechen, ist ja nur, ihres Amtes gut zu walten, treu und gewissenhaft ihre entsprechenden Pflichten zu erfüllen; aber dafür strebt ihnen doch niemand nach dem Leben; fällt es keinem Menschen ein, sie um dessentwillen verwunden oder gar töten zu wollen.

Ihr nun aber, meine lieben Rekruten, wenn ihr euern Fahneneid ablegt, habt auch ihr dabei nichts zu riskieren, nichts aufs Spiel zu setzen? So hört einmal!

In der Schlacht bei Custozza, die vom 23. bis 25. Juli 1848 zwischen den Italienern unter General Durando und den Österreichern unter ihrem berühmten Feldherrn Radetzky geschlagen wurde, da hatte, so erzählte später ein gewisser Frank, der selbst dabei war, ein ungarisches Husarenregiment den Befehl, eine Brücke zu säubern, die ein italienisches Karree besetzt hielt und über die die Österreicher um jeden Preis hinüber sollten. Viermal griffen die Husaren an, aber nur,

um ebenso oft wieder zurückgeschlagen zu werden. Als dann der Oberst zum fünftenmal zur Attacke kommandierte, rührte sich keiner von der Stelle, eben weil alle die Überzeugung hatten, es nütze doch nichts, sei absolut umsonst. Dann aber ritt auf Ersuchen des Obersten der Feldkaplan vor die Front und rief ihnen zu: „Husaren, schaut hin auf eure Fahne, eure Standarte! Zu ihr habt ihr geschworen, für euern Kaiser zu siegen oder zu sterben. Nun gilt's zu halten, was ihr geschworen. Noch einmal wenigstens wagt es mit Gott für euern Kaiser, euer Vaterland!" Und dieser Hinweis auf ihren Fahneneid hat seine Wirkung nicht verfehlt. Zum fünftenmal griffen sie an, die wackern Husaren, und zwar dann mit solcher Bravour, daß das Karree im Nu gesprengt, die Brücke gesäubert und damit ihrem Heere der Erfolg des Tages, der gute Ausgang der Schlacht gesichert war.

Am 23. Januar 1871, so berichtet kein Geringerer als Generalfeldmarschall v. Moltke in seiner Geschichte des deutsch-französischen Krieges, sollte bei Dijon eine für Infanterie allein fast uneinnehmbare Fabrik gestürmt werden. Nachdem alle älteren Offiziere gefallen waren, hatte ein Oberleutnant, dessen Pferd erschossen und der selbst schon verwundet war, die Führung des zweiten Bataillons übernommen. Sobald die fünfte Kompagnie nur 40 Mann stark aus dem nahen Steinbruch hervorkam, wurde sie von allen Seiten aufs heftigste beschossen. Der Führer wurde sogleich verwundet, und der Sergeant, der die Fahne trug, brach nach wenigen Schritten tot zusammen; ebenso auch der Unterleutnant und der Bataillonsadjutant, welche die Fahne wieder erhoben hatten. Dieselbe ging nun von Hand zu Hand, zuerst der Offiziere, dann der Mannschaften. Alle ihre Träger fielen. Dennoch drangen die braven Pommern bis an das Gebäude

heran; da es aber auf dieser Seite überhaupt keinen Eingang hatte, so führte der Feldwebel den Rest der kleinen Schar wieder in den Steinbruch zurück. Hier erst wurde die Fahne vermißt. Dann gingen trotz der Dunkelheit noch Freiwillige vor, um sie zu suchen, aber nur einer kehrte unverwundet zurück. Erst später fanden die Franzosen das Feldzeichen von Kugeln zerrissen in einer Blutlache unter Leichen auf. Es ist dies die einzige Fahne, so schließt Moltke, welche während des ganzen Feldzugs verloren worden ist, aber auch nur so verloren wurde.

Das nun, meine lieben Rekruten, ist die Bedeutung eures Fahneneids; das die Tragweite des Schwures, den ihr abzulegen im Begriffe steht! Wenn erforderlich, so schwört ihr, zu siegen oder zu sterben für euern Kaiser, euer Vaterland. Schwört ihr, eure Fahne niemals im Stiche zu lassen, sondern bis zum letzten Atemzuge, dem letzten Tropfen Blutes für sie einzustehen.

* * *

Ob es nun dazu kommen, diese äußerste Folgerung aus eurem Fahneneid gezogen, das Opfer eures Lebens gefordert werden wird, weiß weder ich noch sonst jemand. Was ich aber weiß, ist dies, daß auch diese Dienstzeit schon, die ihr nunmehr angetreten habt, an euch Anforderungen stellen wird, wie dies bei keinem Dienst im Zivilleben draußen der Fall zu sein pflegt. Und zwar solche Anforderungen, daß gar mancher schon sie für viel zu schwer gefunden hat, als daß er sie leisten könnte, und er sich eben deshalb verleiten ließ, der Geschichte gewaltsam ein Ende zu machen, indem er entweder davonlief, desertierte, oder aber sich das Leben nahm, zum Selbstmörder wurde.

Am 29. Oktober 1901 z. B. hat sich ein Rekrut der zweiten Kompagnie des bayerischen Infanterie-Leibregiments in München in der Nacht vor der Eidesleistung vom Dache der Türkenkaserne, in der das Regiment lag, auf die Straße herabgestürzt. Glücklicherweise blieb er an einem Spanndraht der elektrischen Beleuchtung hängen und konnte dann mit vieler Mühe zum Dach wieder hereingeholt werden. Als man ihn dann fragte, warum er denn das getan habe, rief er aus: „Dös halt i nött aus! Der Dienst ist mir z' schwer!"

Sollte nun, meine lieben Rekruten, auch an euch einmal diese Versuchung herantreten, den Dienst zu schwer zu finden und der Geschichte ein Ende zu machen, dann erinnert euch an euern Fahneneid. Denkt daran, daß ihr ja feierlich geschworen habt, euch jederzeit, bei Hitze also und Kälte, Hunger und Durst und Strapazen aller Art, so zu betragen, wie es einem braven, unverzagten, ehr- und pflichtliebenden Soldaten geziemt. Solch ein Soldat aber läuft nicht davon und nimmt sich nicht das Leben, sondern bleibt und hält aus auf seinem Posten, geh' es wie es wolle!

Wenn ihr nun, meine lieben Rekruten, euern Fahneneid so versteht und auffaßt, euch dessen bewußt seid, was für eine wichtige, heilig-ernste Sache es sei, Gott den Allwissenden und Allheiligen zum Zeugen dafür anzurufen, daß man die Wahrheit sagt, d. i. genau so denkt, wie man spricht, und ihr dann, wie es jungen deutschen Männern geziemt, auch fest entschlossen seid, zu halten, was ihr so feierlich gelobt habt, dann wird derjenige, in dessen Namen ihr schwört, der Herr der Heerscharen, mit Wohlgefallen auf euch herabblicken und der Tag eures Fahneneides ein Tag der Ehre für euch werden und zeitlebens es bleiben.

XXI.

1. Eidespredigt.

„Wer darf hinaufsteigen auf den Berg des Herrn und stehen am heiligen Orte? Wer da rein ist an Herz und Hand und nicht falsch schwört in seinem Namen."

Ps 23, 3 4.

Meine lieben Rekruten!

Die zum erstenmal heute vor euern Augen sich entfalten, unter die ihr treten, zu denen ihr schwören sollt, die Fahnen des Regiments, warum werden die so hoch geehrt, so auszeichnungsvoll behandelt, ja als des Soldaten größtes Heiligtum betrachtet?

Weil sie nichts anderes, nichts Geringeres sind als die Repräsentantinnen oder Stellvertreterinnen des Vaterlandes; nichts anderes sind als die Symbole oder Sinnbilder seiner Ehre, seiner Rechte und seines Besitzes. Ja! Wo seine Flagge gehißt ist, seine Fahne weht, da steht es selbst, das betreffende Land. Wird jene beschimpft, so fühlt es selbst sich beschimpft, wird sie geehrt, so ist es selbst geehrt.

Unter die Fahne darum treten, heißt nichts anderes, nichts Geringeres, als der Schar jener Auserlesenen beigesellt zu werden, die an erster Stelle und vor allen andern berufen sind, das zu schützen, was die Fahnen versinnbilden, zu schützen das Vaterland, seinen Kaiser und sein Volk, seine Ehre und Rechte!

Und schwören zur Fahne, den Fahneneid ablegen, heißt nichts anderes als in heiligst-feierlichster Weise erklären, daß man willens und bereit sei, diesem ebenso wichtigen als ehrenvollen Rufe zu folgen; entschlossen sei, ein Soldat zu

werden, auf den sein Kaiser und Vaterland sich verlassen, dem sie ihre Fahne ruhig anvertrauen können.

Dieses Gelöbnis nun der Weihe und Hingabe an das Vaterland und seine Fahne, das werdet ihr, sage ich, nicht in gewöhnlicher, alltäglicher Weise, sondern in jener Form und Gestalt ablegen, die von alters her als denkbar heiligste und feierlichste gegolten, in der Form und Gestalt nämlich eines Schwures, eines körperlichen Eides. Würdet ihr nun, meine lieben Kameraden, diesen Eid im Namen eines Menschen, und wäre es des höchstgestellten, mächtigsten auf Erden, schwören, dann könntet ihr in eurem Herzen ganz gut anders denken, als ihr mit dem Munde sprecht, ohne auch nur die geringste zeitliche Strafe dafür fürchten zu müssen. Und warum nicht? Ei, weil kein einziger Mensch im stande wäre, euch ins Herz hineinzuschauen, keiner wüßte, daß ihr anders denkt als ihr redet.

So aber, da ihr euern Fahneneid im Namen dessen schwören werdet, von dem geschrieben steht, daß er Herz und Nieren durchforscht und auch die innersten Gedanken und geheimsten Absichten der Menschen kennt; ihr euern Fahneneid im Namen des Allwissenden und Allheiligen ablegen werdet, so möchte ich euch nun nochmals, und zwar aufs allerdringendste ermahnen, denselben doch so zu schwören, wie er selbst es verlangt, selbst es durch den Mund seines Propheten Jeremias uns vorgeschrieben hat mit den Worten: „Schwören sollst du: so wahr der Herr lebt, in Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit."

1. Wahrheit.

Während des zweiten Messenierkrieges, d. i. jenes Krieges, der ums Jahr 680 v. Chr. zwischen den Spartanern und Messeniern geführt wurde, war auch einmal ein Waffenstillstand

von vierzig Tagen vereinbart und beiderseits beschworen worden. Trotzdem fuhr der Anführer der Spartaner fort, sobald es Nacht geworden war, auf Beute auszuziehen und die Felder der Messenier zu verwüsten. Als er dann darob zu Rede gestellt und des Eidbruchs beschuldigt wurde, sagte er: „Nein! Ich bin nicht eidbrüchig; denn ich habe nur einen Waffenstillstand von vierzig Tagen, aber nicht von vierzig Nächten beschworen."

Dürft nun auch ihr, meine lieben Kameraden, so handeln, heute so schwören, wie dieser Spartaner da geschworen? Heißt das in „Wahrheit", d. i. ehrlich und aufrichtig, oder nicht vielmehr in Lüge, Hinterlist und Falschheit schwören? Nein! Wenn ihr sie heute erhebt, eure Rechte zum Schwure, dann übersieht und vergeßt dabei ja nicht, mit wem ihr es zu tun habt! Es zu tun habt nämlich mit jenem, der da weiß, ob ihr auch genau so denkt, wie ihr redet; weiß, ob ihr wirklich entschlossen und bereit seid, euch jederzeit so zu betragen, wie es einem braven, ehr- und pflichtliebenden Soldaten geziemt.

Wer ihn dann aber nicht hätte diesen Willen; anders bei sich dächte, als er äußerlich mit Mund und Hand gelobt, der würde nicht in Wahrheit, sondern in Lüge schwören, somit der schweren Sünde des Falsch- oder Meineids sich schuldig machen.

2. Gerechtigkeit.

Pro patria mori, sagten die alten Römer, dulce et honestum est. Für das Vaterland zu sterben, ist süß und ehrenvoll. Und wie diese, haben noch alle tüchtigen Völker gedacht, alle noch es als des waffenfähigen Mannes erste, heiligste und schönste Pflicht betrachtet, mit seiner ganzen Kraft, ja seinem Blut und Leben für sein Vaterland einzustehen. Und in der Tat! Wo es sich um die Ehre der Nation, die Rechte seines Volkes, die Wahrung seines Besitzes, den Schutz

seiner Bewohner, die Sicherheit der Familien, Eltern und Angehörigen handelt. Güter also auf dem Spiele stehen, wie sie wichtiger und wertvoller sich nicht denken ließen, ja wie sollte es da nicht heilige Pflicht, nicht höchste Tugend und über alle Maßen Gott gefällig sein, sich zu erheben und wie ein Mann dafür bis zum letzten Atemzuge einzustehen?

Wenn darum ihr, meine lieben Kameraden, beim Herrn der Heerscharen heute schwört, dies tun zu wollen, oder doch wenigstens durch willigen Gehorsam und regen Eifer während eurer Dienstzeit zu brauchbaren Soldaten und zuverlässigen Verteidigern des Vaterlands euch auszubilden, dann schwort ihr in einer heilig-gerechten Sache, schwört wie in Wahrheit, so auch in Gerechtigkeit.

3. Recht.

Vor vierzig Jahren noch hat niemand bei uns schwören dürfen, wenn er nicht zuvor eine Eidesbelehrung erhalten hatte, d. h. von seinem Pfarrer und Seelsorger in besonderer Weise darüber belehrt worden war, wie wichtig und heilig der Eid, wie folgenschwer das Schwören, zumal das falsche Schwören sei.

Diese Eidesbelehrung ist nun nicht mehr erfordert, aber was ist eben deshalb auch um so häufiger der Fall, was kommt um so öfter nun vor? Sind es nicht, wie ihr alle wißt, die sog. fahrlässigen Falsch- oder Meineide, d. h. jene falschen Eide, die nur aus Mangel an geboriger Überlegung und richtigem Verständnis so geschworen worden sind?

Bei euch nun, meine lieben Kameraden, ist auch da solch ein Schwören möglich? Oder seid ihr nicht im Gegenteil seit Wochen schon darüber belehrt worden, wie heilig, wichtig und folgenschwer das ist, was ihr heute nun zu tun im Begriffe steht? Nein! Keiner von euch kann später kommen und

sagen: ich habe nicht gewußt, was ich tue; habe ohne Verständnis und Überlegung geschworen; denn samt und sonders seid ihr so belehrt und unterrichtet, daß ihr alle euern Fahneneid schwören könnt, wie Gott der Herr es verlangt und es sich geziemt, ihn schwören könnt nämlich in: „Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit."

* * *

Wenn ihr deshalb, meine lieben Rekruten, eure Hand erhebt, um im Namen des Allwissenden und Allmächtigen Treue zu schwören eurer Fahne, eurem Kaiser und Vaterland, so tut es mit dem vollen Bewußtsein von der Wichtigkeit und Heiligkeit dieses eures Eides und mit dem aufrichtig festen Entschluß, was ihr so feierlich gelobt habt, auch unverbrüchlich zu halten, damit dieser Tag dem Herrn der Heerscharen zur größeren Ehre, eurem Kaiser und Vaterland zu Nutz und Frommen, euch selbst aber zu zeitlichem wie ewigem Verdienste gereiche. Amen.

XXII.

2. Eidespredigt.

„Bei einem Höheren als sie schwören die Menschen, und darum macht der Eid ein Ende jedem Streit." Hebr 6, 16.

Meine lieben Rekruten!

Dem Rufe zu den Waffen, den euer Kaiser, euer Vaterland an euch ergehen ließen, seid ihr zwar alle gefolgt; seid alle hierhergekommen an den Ort, wo ihr euch zu stellen hattet. Ob ihr aber diesem Rufe auch alle mit derselben Stimmung und Gesinnung gefolgt, mit derselben Lust und Liebe hierhergekommen seid?! Wohl kaum!

Während vielmehr die einen das „Dienen" als eine Ehre ansehen, auf die sie sich längst schon freuten und den Tag kaum erwarten konnten, an dem sie einrücken durften, so sind es andere, die das „Soldatseinmüssen" eben als eine Last betrachten, die sie nur ungern übernehmen, nur mit Widerwillen tragen.

Aber auch von denen, die sonst ganz gerne hierhergekommen sind, dürften gar manche sich nun enttäuscht fühlen, weil sie sich die Sache eben doch etwas anders vorgestellt haben, als sie nun in Wirklichkeit aussieht. Und überhaupt! Zum erstenmal vielleicht auf längere Zeit von Hause fort, Vater und Mutter, Geschwister und Kameraden verlassen und unter landfremden Menschen, dazu noch viel rauheren Verhältnissen leben zu müssen, ist keine Kleinigkeit; fällt um so schwerer, je besser es einer zu Hause gehabt, je rücksichts- und liebevoller er da behandelt zu werden gewohnt war.

Allein, meine lieben Rekruten, sei dem allem nun, wie immer ihm wolle! Ob ihr gerne oder ungerne da seid und welche Gefühle auch bisher in euch gekämpft haben mögen, gleichviel! Auch diesem Streite muß heute ein Ende machen, was nach des Apostels Wort einem jeden Streit ein Ende macht, der Eid, den ihr ablegt; der Schwur, den ihr leistet. Ja! Von dem Augenblicke an, da ihr eure Rechte zum Himmel erhoben und bei einem Höheren als ihr gelobt haben werdet, überall und jederzeit euch so zu betragen, wie es einem braven, ehr- und pflichtliebenden Soldaten geziemt, von diesem Augenblicke an, sage ich, muß jeder Widerstreit und Widerstand aller anders gearteten Gefühle aufhören und darf nur ein Gefühl noch euch beherrschen, nämlich: das Gefühl, oder besser gesagt, das Bewußtsein, das auch halten zu müssen, was ihr gelobt, so hoch und feierlich versprochen habt.

Damit nun aber keiner später kommen und sagen kann, er habe nicht gewußt, um was es sich beim Fahneneid gehandelt, so will ich in Kürze nun zeigen:

1. was ihr dabei versprechen werdet,
2. wie ihr es versprechen sollt.

1.

Meine lieben Rekruten! Wenn in früheren Jahrhunderten Deutschlands Kaiser zu den Waffen riefen, es zu Friedrich Barbarossas oder Karls des Großen Zeit gegolten hat, ins Feld zu ziehen, da brauchte es nichts weiter oder doch nicht sehr viel mehr, als daß die Heerespflichtigen eben nach den Waffen griffen, Helm und Schild, Schwert und Streitaxt von der Wand herunterholten und am Sammelplatz in Reih und Glied sich stellten.

Ist das auch heute noch genug? Ist auch heute der Krieger schon fix und fertig, wenn er nur Waffen in der Hand und Mut im Herzen hat? Antwort: Nein, nie und nimmer! Oder?! Als es zu Anfang des Jahres 1904 gegolten hat, nach Südafrika ins Feld zu ziehen, hat sich der Kaiser da vielleicht an die Rekruten jenes Jahres gewandt? Nein! Denn Leute wie ihr, ohne alle und jede militärische Ausbildung, sind im Krieg kein Schutz, sondern schutzbedürftig, nicht Helfer, sondern Hindernisse. Wenn ihr darum heute schwört, Verteidiger eures Vaterlandes werden zu wollen, die man auch brauchen kann dazu, so gelobt ihr eben damit auch an allererster Stelle, daß ihr tun wollt, was immer ihr nur könnt und in euern Kräften steht, um zu wahrhaft tüchtigen Soldaten euch auszubilden.

Mag daher der Dienst, den ihr nun angetreten, euch bringen, was er will, ob Hitze oder Kälte, Hunger oder Durst,

Müdigkeit und Strapazen aller Art, gleichviel! Niemals den Mut, nie den guten Willen verloren! Nein! Komme, was wolle, denkt an euern Fahneneid und sagt: das ist es ja gerade, was ich dabei beschworen, so hoch und feierlich gelobt habe! Denn ein braver, ehr- und pflichtliebender Soldat, wie ich es zu werden versprochen, der wird niemals kleinmütig und verzagt, geschweige denn mürrisch und widerspenstig, sondern zeigt sich jeder Schwierigkeit gewachsen, harrt mutig aus bis ans Ende.

2.

Am 14. November des Jahres 1315, als da die schweizerischen Eidgenossen aus Uri, Schwyz und Unterwalden am Morgarten standen und das Ritterheer des Herzogs Leopold von Österreich erwarteten, kamen am Tage vor der Schlacht noch siebzig Mann daher, die ebenfalls um die Erlaubnis baten, am Kampfe sich beteiligen zu dürfen. Sie wurden aber abgewiesen und warum? Weil sie in Acht und Bann, d. h. Leute waren, die um eines Verbrechens willen ihre Heimat hatten verlassen müssen. Die Waffen aber zu tragen und in offener Feldschlacht zu kämpfen, hat eben damals wie zu jeder Zeit als Vorrecht des freien Mannes gegolten, der im Vollbesitze seiner bürgerlichen Ehre steht.

Und so, meine lieben Rekruten, sollt nun auch ihr es betrachten, das Waffenhandwerk, zu dem ihr jetzt berufen seid! Nicht als lästige Pflicht, sondern als ehrenvolles Recht; als eine Aufgabe, die ebenso wichtig als gottgefällig und verdienstlich ist! Hat doch kein Geringerer als der tapfersten Krieger und zugleich gottbegeistertsten Männer aller Zeiten einer, König David, schon im 143. Psalm ausgerufen: „Gepriesen sei der Herr, mein Gott, der meine Hand den

Kampf gelehrt und meine Finger den Krieg; der mich ausgestattet hat mit Kraft und meinen Arm gestählt wie einen ehernen Bogen."

* * *

Faßt ihr aber, meine lieben Rekruten, den Dienst und was er bringt, in diesem Sinne auf, ja wie leicht muß es euch dann fallen, eure Rechte nun heute zum Himmel zu erheben und im Namen des Allwissenden und Allmächtigen mit Herz und Mund zu geloben, daß ihr Soldaten werden wollt, die fest zu ihrer Fahne stehen, weder im Frieden noch im Kriege sie verlassen und in allen Stücken als ebenso willig und gehorsam, wie treu und zuverlässig sich erweisen!

Ehe Judith einst, die Heldin von Bethulia, im Lager der Assyrier das Schwert ergriff, um dem Bedränger ihres Volkes, dem feindlichen Heerführer Holofernes, das Haupt abzuschlagen, kniete sie zuerst nieder und betete: „Stärke mich, o Gott, in dieser Stunde, auf daß ich vollbringe, was ich mit deiner Hilfe glaubte tun zu können."

Folgt diesem Beispiele! Jetzt in dieser Andachtsstunde kniet auch ihr nun nieder und ruft zum Herrn der Heerscharen, auf daß er euch helfe, was ihr in seinem Namen geloben werdet, auch zu halten und eurem Fahneneid niemals untreu zu werden, sondern bis zum letzten Atemzuge als Soldaten euch zu zeigen, auf die euer Kaiser und Vaterland sich jederzeit verlassen können. Amen.

XXIII.

3. Eidespredigt.

„Schwören sollst du: So wahr der Herr lebt! in Wahrheit, Recht und Gerechtigkeit."
Jr 4, 2.

Meine lieben Rekruten!

Was ihr heute zu tun im Begriffe steht, unter die Fahne nämlich zu treten und zu ihr zu schwören, wie wichtig das sei für unser Vaterland, Kaiser und Reich und wie folgenschwer es sei für euch, das ist zu keiner Zeit vielleicht so hell und klar am Tage gelegen, so leicht zu erkennen und einzusehen gewesen als gerade jetzt in dieser unserer Zeit. Und warum dies? Inwiefern denn? Ei!

1.

a) Iudicium in iurante. Wann braucht denn die Fahne Leute, die unter sie treten, zu ihr schwören? Wann bedarf sie solcher, die, wie ihr nun tun wollt, mit Herz und Mund bei Gott dem Allwissenden und Allmächtigen geloben, daß sie derselben niemals untreu werden, in keiner Not und Gefahr sie verlassen, sondern bis zum letzten Atemzuge für sie einstehen, bis zum letzten Tropfen Blutes sie verteidigen wollen?

Bedarf sie solcher, so frage ich, etwa wenn allenthalben Friede herrscht und niemand ihn zu stören gedenkt, oder nicht vielmehr dann, wenn ringsum am Horizont sich drohende Gewitterwolken sammeln, schon die Blitze zucken und der Donner rollt?

„Wie nun aber jetzt die Zeiten für uns Deutsche stehen", so hat am 26. Oktober 1905 der Kaiser selbst bei der Ent-

hüllung des Moltkedenkmals in Berlin sich ausgesprochen, „wie für uns die Zeiten stehen und die Verhältnisse liegen, das wissen alle, und darum, das Pulver trocken, das Schwert geschliffen und die Kräfte angespannt!“

Nun ist's ja wohl ein ganzes Jahr schon her, daß der Kaiser so gesprochen hat; aber sind etwa die Zeiten und Verhältnisse für uns unterdessen erheblich andere, viel bessere geworden? Nein! Auch um Haaresbreite nicht! Und ist es nicht gar oftmals nur ein kleines Steinchen oder Bällchen Schnee, das zur Lawine wird, die verheerend ins Tal hinunterfauft? Ist's nicht eine Kleinigkeit oft nur, die zum Kriege Anlaß geben, einen Weltenbrand entfachen kann?!

Aber warum red' ich euch am heut'gen Tage nun von solchen Dingen? Heißt das zum Fahneneid ermutigen? Oder heißt das nicht im Gegenteil, die Lust zum Schwören euch benehmen?

Gewiß! Wie keinem Volke, so fehlt es auch dem unsrigen nicht an solchen, die allerdings durch Worte dieser Art sich mutlos machen ließen, aber euch, meine lieben Rekruten, würde ich sicherlich sehr unrecht tun und viel zu nahe treten, wenn ich auch nur einen Augenblick vermutete, daß in eurer Mitte solche sich befänden. Nein! Im Gegenteil! Um so freudiger werdet ihr, des bin ich überzeugt, eure Rechte nun zum Himmel heute erheben, um so entschlossener nur zur Fahne stehen und schwören, je besser ihr erkennt und einseht, wozu man euch gerufen, wie nötig ihr dem Kaiser und dem Vaterlande seid, wie dringend sie eures kräftigen Armes bedürfen, welche Hoffnungen sie auf die Tüchtigkeit setzen, die ihr euch in dieser Dienstzeit jetzt erwerben sollt.

2.

b) Iustitia in re. „Da es Tag geworden war", so heißt es im 23. Kapitel der Apostelgeschichte, „rotteten sich mehr als vierzig Juden zusammen und schwuren, nicht eher wieder essen und trinken zu wollen, bis sie den Apostel Paulus getötet hätten."

Ist das ein gerechter, gottgefälliger Eid gewesen? Im Gegenteil! Und warum nicht? Ei, gar nicht zu reden davon, daß der hl. Paulus den Tod nicht im geringsten verdient hatte, wer hatte denn überhaupt jenen Vierzig das Recht und die Gewalt gegeben, über ihn zu richten und über ihn das Todesurteil auszusprechen? Was also jene Juden dort begehen wollten, das war ein schändliches Verbrechen und ein noch schändlicheres daher, durch einen Eid sich dazu zu verpflichten. Ganz anders nun aber, meine lieben Rekruten, was ihr beschwören, durch euern Fahneneid geloben werdet!

Dem Rufe des Kaisers zu folgen, der in des Allerhöchsten Namen und Gewalt über das Vaterland wacht, seine Bewohner, Ehre und Rechte beschützt; zu folgen, da es gilt, zu Soldaten, d. i. zu Männern, sich auszubilden, die im stande sind, für das Reich und seine höchsten Güter einzustehen und jenen ehernen Schild zu bilden, hinter dem Germanias Kinder sich ruhig und sicher fühlen, das ist eine Sache so heilig und gerecht, so gottgefällig und verdienstlich, wie sie nur je gedacht und gefunden, je nur eidlich gelobt und beschworen werden könnte.

3.

c) Veritas in mente. Bei Kolmar drüben über dem Rhein da ist ein Feld, das heißt seit mehr als tausend Jahren schon das Lügenfeld und warum? Auf Johannistag, den 24. Juni

also, des Jahres 833 sollte es daselbst zwischen Kaiser Ludwig dem Frommen und seinen drei ungeratenen Söhnen, Lothar, Ludwig und Pipin, zur Schlacht kommen. Aber was geschah? In der Nacht zuvor ging fast des Kaisers ganzes Heer zu seinen Söhnen über, so daß er dadurch genötigt war, auf Gnade und Ungnade sich ihnen zu ergeben. Weil jene Soldaten also den Fahneneid, den sie geschworen, so schnöde gebrochen und in der Stunde der Not als Lügner sich erwiesen, so ward jenes Feld mit Recht das Lügenfeld genannt.

Aus euern Herzen nun, meine lieben Rekruten, was soll da heute werden, wozu wollt ihr sie machen? Zu einem Lügenfelde gleich jenem über dem Rheine, indem ihr nicht aufrichtig und wahr, sondern unaufrichtig und falsch zu eurer Fahne schwört; in eurem Herzen anders denkt, als ihr mit dem Munde bekennt? Nein! Einer Schand- und Freveltat wie dieser soll keiner, und zwar um so weniger sich schuldig machen, als es nicht bloß einer ist, sondern sogar deren zwei es sind, die als Zeugen und Rächer derselben gegen euch sich erheben werden. Und welches sind diese?

Ei, vor allem und in erster Linie euer eigenes Gewissen, das mit furchtbarer Stimme euch unablässig zurufen würde: Du bist ein ehr- und gottloser Mensch. Du hast nicht bloß deinem Kaiser und deinem Vaterlande, sondern im Namen des Allwissenden und Allmächtigen gar gelogen; hast in einem Augenblicke falsch geschworen, in dem die höchsten Güter auf dem Spiele standen! Solches aber Tag und Nacht sich selber sagen zu müssen, wie entsetzlich dies, wie unerträglich!

Er aber, der Allwissende, der hineinsieht in deine Seele, läßt durch seinen Propheten Zacharias[1] dir zurufen: „Es soll

[1] 5, 4.

kommen der Fluch in das Haus dessen, der falsch in meinem Namen schwört, und er soll darin bleiben und es verzehren, sein Holz mitsamt seinen Steinen."

* * *

Wenn ihr darum heute, meine lieben Rekruten, eure Hand zum Schwure erhebt, so erweist euch würdig des Rufes, der an euch ergangen ist! Rechtfertigt das Vertrauen, das euer Kaiser, euer Vaterland in euch setzen, und schwört euern Fahneneid mit vollem Bewußtsein des Hohen, Heiligen und Wichtigen, was ihr dabei tut, und mit dem ebenso aufrichtigen als festen Entschluß, was ihr im Namen des Allerhöchsten feierlichst gelobt, auch unverbrüchlichst zu halten, auf daß ihr dieses heutigen Tages mit Ehren stets gedenken, zeitlebens euch seiner mit Freuden erinnern könnt. Amen.

XXIV.

1. Kaiserpredigt.

„In Gottes Hand ruht die Herrschaft über das Land und er gibt ihm einen tauglichen Regenten zur rechten Zeit." Sir 10, 4.

Andächtige Zuhörer!

Der Tag, an dem ein Mensch das Licht der Welt erblickt, in den Schau- und Kampfplatz dieses Daseins eintritt, wie wichtig ist der nicht für ihn selbst, wie verhängnisvoll und folgenschwer gar oft für viele andere!

Beginnt doch mit ihm eine Reihe von Tagen, die zu häufig nur nichts anderes als eine einzig lange Kette von Mühe und Arbeit, Kummer und Sorgen, Leiden und Prüfungen

aller Art zu sein pflegen und, was noch weit wichtiger, noch viel beachtenswerter ist, beginnt mit dem Geburtstage jene so flüchtige Spanne Zeit, die da entscheiden wird über eine endlos lange Ewigkeit!

Und weil der Mensch nun einmal so beschaffen und veranlagt ist, daß er weder vereinzelt, noch wie sein angeblicher Stammvater in Rudeln und Herden leben, sondern nur in wohlgeordneter Gesellschaft, Familie, Gemeinde, Staat u. dgl. sich gedeihlich entwickeln und allseitig betätigen kann, so ist eben darum unvermeidlich, daß seine Geburt, sein Eintritt also in diese Verbände eine unabsehbare Reihe der allerverschiedensten Wirkungen im Gefolge hat.

Wie eben im Räderwerke eines Mechanismus auch das kleinste Rädchen in ein anderes eingreift, es erfaßt und hemmend oder treibend darauf einwirkt, so wirkt auch im Riesenorganismus der Gesellschaft ein Glied auf das andere, ein Mensch nützlich oder schädlich, hemmend oder fördernd auf den andern ein. Oder? Eltern z. B. und Lehrer, welch gewaltigen Einfluß üben sie nicht auf ihre Kinder und Schüler, Vorgesetzte nicht auf ihre Untergebenen aus! Religionsstifter gar, oder Parteiführer und Schriftsteller, wie nachhaltig wirken die nicht auf die Gesinnung und Handlungsweise ganzer Generationen durch Jahrhunderte hindurch!

Kommt nun aber, meine lieben Zuhörer, dem Geburtstage eines einfachen Menschen schon solche Bedeutung für ihn und andere zu, ja in welch höherem Maß und Grad muß dies dann bei einem Tag der Fall sein, wie wir ihn heute zu feiern uns anschicken! Bei einem Geburtstage, an dem ein Mensch das Licht der Welt erblickte, der nicht als schlichter Privatmann durchs Leben gehen, noch als einfacher Beamter unter uns wirken sollte, sondern bestimmt und berufen war

dereinst Zepter und Krone zu tragen; berufen war, als König und Kaiser zu herrschen, auf die Geschicke also ganzer Länder und Völker bestimmend einzuwirken! Indes!

Mag auch der Einfluß solch eines Mannes noch so groß, dessen Geburtstag daher für Tausende und Millionen von Menschen noch so folgenschwer sein, so reicht dies doch noch keineswegs hin, um im Lande das zu erzeugen und hervorzurufen, was wir am heutigen Tage alljährlich in Deutschlands Gauen gewahren, reicht nicht hin, nämlich, jene Freude zu wecken, von der wir heute aller Herzen erfüllt sehen; jenen Jubel hervorzurufen, der an diesem Tage unser Vaterland durchbraust. Und warum nicht?

Ei, weil das Regentsein und Regieren als solches zwar wohl Achtung erzwingen, nie und nimmer aber jene freudige Begeisterung schaffen können, die sich heute unter uns geltend macht; insbesondere aber nicht im stande ist, ein Volk in seine Kirchen zu führen und um die Altäre zu versammeln!

Aber was ist es dann, meine lieben Zuhörer, das dem heutigen Tage sein eigentümliches Gepräge, seine höhere Weihe, seinen festesfreudigen Charakter verleiht?

Nichts anderes als die zweifache Tatsache, die in den Worten meines Vorspruchs ausgesprochen liegt, daß es nämlich

1. der Herr ist, der uns den Regenten gegeben, und es
2. der Rechte ist, den er zur rechten Zeit uns gegeben.

1.

Bei einem Festmahl, das am 1. September des Jahres 1897 in den Rheinlanden stattgefunden, hat unser Geburtstagskind, Se Majestät der Kaiser selbst, den Ausspruch getan: „Was wir alle, in erster Linie aber wir Fürsten, als kostbares Kleinod hoch und heilig halten müssen, das ist das

Königtum von Gottes Gnaden, ist die Wahrheit, daß unser Amt vom Himmel uns verliehen ist."

Und in der Tat! Woher sollten sie es denn sonst haben, ihr Amt, die Fürsten, die Kaiser und Könige, wenn nicht von oben! Die Zepter und Kronen, von wessen Gnaden sollten sie sonst sein, wenn nicht von Gottes Gnaden? Oder sind denn nicht von Natur aus alle Menschen gleich? Ist nicht der eine soviel wie der andere, und somit keiner berechtigt, über den andern sich zu erheben, dessen Herr und König gar zu sein!

Jene Frage daher, die Kores Rotte einst in der Wüste an Moses und Aaron gerichtet: „Ist denn nicht die ganze Gemeinde heilig, d. i. sind nicht alle gleichberechtigte Kinder Gottes und Abrahams? Warum erhebt ihr euch also über uns, das Volk des Herrn? Warum wollt ihr zwei gerade über uns herrschen und regieren?" Diese Frage, sage ich, ist nur darum unberechtigt, aufrührerisch und strafbar gewesen, weil es eben der Herr gewesen war, der diese Männer an die Spitze des Volkes gestellt, zu dessen Führern sie ernannt hatte! Wie nun aber damals, meine lieben Zuhörer, und dort in der Wüste, so gilt immer und überall das Wort des Herrn im Buche der Weisheit (6, 4) und der Sprüche (8, 15): „Von dem Herrn, ihr Könige, ist euch die Herrschaft gegeben und die Macht vom Allerhöchsten; durch mich regieren die Könige und herrschen die Fürsten."

Und das nun eben ist es, meine lieben Zuhörer, was, wie den Kronen ihren Glanz und den Thronen ihre Festigkeit, so auch dem heutigen Tage seine besondere Weihe und höhere, freudige Bedeutung verleiht, daß der Herr es ist, der ihn geschaffen, diesen Tag, er es ist, der an ihm uns einen Regenten, einen König und Kaiser, und zwar den Rechten zur rechten Zeit gegeben.

2.

Als im Laufe des Spätjahrs 1902, am 12. November nämlich jenes Jahres, der jetzige Bischof von Metz, wie jeder neuernannte Bischof tun muß, dem damaligen Papst Leo XIII. sich vorstellte und seine Aufwartung machte, hat dieser über unsern Kaiser Wilhelm II. einen Ausspruch getan, wie er schmeichelhafter, schöner und zutreffender sich nicht denken ließe. „Euer Kaiser", so sagte er nämlich, der Jubelgreis auf Petri Stuhl, „Wilhelm II., hat etwas von Karl dem Großen an sich." Inwiefern denn?

Natürlich nicht, als ob auch Wilhelm II. wie Karl der Große einst vom Papst zum Kaiser gekrönt und wie jener zum Schutz- und Schirmherrn des Reiches Christi auf Erden ernannt worden wäre! Nein! Sondern wie Karl der Große seinerzeit erfüllt gewesen und geleitet war von der Überzeugung, daß unter den Völkern seines weiten Reiches Gesittung und Bildung, Glück- und Wohlstand nur dadurch zu begründen und zu erhalten seien, daß man das Christentum verbreitet und festigt, und er eben deshalb auch getan hat, was immer er tun konnte, um das Wirken der Glaubensboten, der Kirche überhaupt zu unterstützen und zu fördern, geradeso ist Kaiser Wilhelm II. überzeugt, daß bei den Einzelnen sowohl als bei den Völkern von wahrem Glück nur dann und in dem Maße die Rede sein könne, als das Christentum, der Geist des Glaubens und der Religion in ihnen herrscht. Ja! „Wer sein Leben", so hat er in seiner herrlichen Ansprache am 19. Juni 1902 in der alten Kaiserstadt Aachen am Grabe Karls des Großen erklärt, „wer sein Leben nicht aufbaut auf der Basis der Religion, der ist verloren. Darum erwarte ich von allen, ob Geistlichen oder Laien, daß sie mir

helfen, unserem Volke die Religion zu erhalten, um ihm dadurch die Grundlage seiner Sittlichkeit und damit die Quelle seines Wohlstandes und das Fundament seiner Kraft und Stärke zu bewahren."

Wer nun, meine lieben Zuhörer, daran denkt, was in diesen unsern Tagen gerade alles geschrieben, gesprochen und getan wird, um die Religion zu zerstören, das Christentum zu vernichten, unserem Volke den Glauben an Gott und den er gesandt hat, zu entreißen, ja, wer sieht da nicht ein, wie sehr wir allen Grund und alle Ursache haben, dieses heutigen Tages uns zu freuen, eben weil er es war, an dem der Herr uns einen Regenten, und zwar den Rechten zur rechten Zeit gegeben, d. i. einen Regenten uns gegeben, in welchem Karls des Großen christlicher Sinn und glaubensvoller Geist in deutschen Landen zum Segen unseres Volkes wieder erstanden.

* * *

Indem wir daher, meine lieben Zuhörer, demjenigen, der diesen Kaiser uns gegeben, von Herzen heute danken und flehentlichst ihn bitten, daß er Wilhelm II. uns recht lange noch in Gesundheit und Kraft erhalten möge, wollen wir auch nicht unterlassen, als schönstes Angebinde und willkommenstes Geburtstagsgeschenk an den Stufen seines Thrones das Gelöbnis zu erneuern, daß wir seiner in Aachen ausgesprochenen Erwartung gemäß bemüht sein und ihm helfen wollen, in uns und unserem Volke den Geist des Christentums, des Glaubens und der Religion und eben damit jenes hohe, heilige Gut zu erhalten, welches, wie den Glanz der Kronen und die Festigkeit der Throne, so auch die alleinig dauernde Grundlage des wahren Wohles unseres Volkes, der Kraft und Stärke unseres Vaterlandes bildet. Amen.

XXV.

2. Kaiserpredigt.

„Vom Herrn ist den Königen ihre Macht verliehen, vom Allerhöchsten ihnen die Herrschaft gegeben." Weish 6, 4.

Andächtige Zuhörer!

„Den der Herr zum König über euch erwählt", so hat Samuel einst dem in Maspath versammelten Heer und Volk der Israeliten zugerufen, „der vom Herrn Erkorene steht hier vor euch." Und kaum hatten sie den erblickt, der als erster König über sie regieren sollte, da waren auch schon aller Herzen ihm gewonnen und wie aus einem Munde riefen alle: „Vivat Rex!" „Es lebe der König!" Und warum dies? Diese so plötzliche Begeisterung, worin hatte die ihren Grund? Ei! „Von der Schulter an", sagt das Buch der Könige, „ragte Saul über alle andern empor, so daß seinesgleichen nicht im ganzen Volke war."

Wenn heute nun, meine lieben Zuhörer, ein anderes, größeres, mächtigeres Volk und Heer im Geiste wenigstens um seinen Herrscher sich schart und Millionen heute mit einstimmen in den Ruf: „Vivat Rex!" „Es lebe der König, der Kaiser!" Worin hat diese Stimmung ihren Grund, diese Begeisterung ihre Ursache? Etwa auch nur wie dort in der äußeren Erscheinung, der Gestalt und Größe dessen, dem die Huldigung erwiesen wird? O keineswegs! Um solcher Dinge willen jauchzt Deutschlands Volk und Heer noch keinem zu! Nein! Anderes, Ernsteres, Wichtigeres muß es sein, was da zu Grunde liegt, die Herzen heute höher schlagen läßt. Und was ist es?

Als am Weihnachtsfeste des Jahres 800 in der Hauptstadt der katholischen Christenheit, in Rom, Papst Leo III.

dem damaligen König der Franken und Langobarden, Karl dem Großen, im hohen Petersdome die goldene Krone auf das Haupt gesetzt und ihn zum ersten Kaiser des heiligen römischen Reiches deutscher Nation ernannt hatte, da brachen alle, die zugegen waren, aus in den begeisterten Ruf: „Dem von Gott gekrönten, großen und friedeliebenden Kaiser Leben und Sieg!"

Und das eben ist es, meine lieben Zuhörer, was auch dem heutigen Feste sein besonderes Gepräge, seine höhere Weihe und Würde verleiht, daß es gilt, den Geburtstag eines

1. von Gott gekrönten und
2. großen, friedeliebenden Kaisers zu feiern.

1.

Meine lieben Zuhörer! Zwar ist es ja hier bei Wilhelm II. nicht, wie einst bei Karl dem Großen, der Papst gewesen, der ihn zum Kaiser ernannt und gekrönt hat, sondern waren es Deutschlands Fürsten, die diese Würde von neuem geschaffen und übertragen haben. Allein! Mag auch im Wechsel der Zeiten und Verhältnisse das Äußere des Her- und Vorgangs ein anderes geworden sein, das innere Wesen desselben ist das gleiche, ist unverändert geblieben. Auch heute noch nämlich steht wie zu Karls des Großen, ja zu Sauls und Salomons Zeiten, die Tatsache fest, daß Herrschergewalt nur hat, wem der Herr sie übertragen; Macht über andere nur besitzt, wem der Allmächtige sie verliehen. In der Tat! Wie könnte dies auch anders sein? Oder sollte denn heute nicht mehr gelten und sich sagen lassen, was unter Moses einst gegolten und ihm gesagt worden war? Als er nämlich eines Tages zwei Männer seines Volkes antraf, die sich zankten und mißhandelten, und er sie darob zur Rede stellte und zurechtwies,

trat der eine ihm entgegen mit der Frage: „Wer hat denn dir diese Befugnis gegeben? Wer dich zum Fürsten und Richter über uns bestellt?“ Gewiß! Wenn doch zu wahr nur ist, was beim Propheten Malachias (2, 10) geschrieben steht: „Haben wir denn nicht alle einen Vater? Hat nicht ein Gott uns alle erschaffen?“ Zu wahr also nur ist, daß wir von Natur aus nichts anderes sind und bilden als die Glieder ein und derselben Familie der Kinder Gottes auf Erden, ja wie sollten dann die einen über die andern sich erheben, deren Fürsten und Richter, Kaiser und Könige sein dürfen? Nein! Wieviel mehr nach des Apostels Paulus Worten: „Alle Vaterschaft im Himmel und auf Erden von oben, vom Vater unseres Herrn Jesu Christi kommt“ (Eph 3, 15), so kommt und kann auch alle Herrschergewalt nur von dem herkommen, der allein der Herr und König aller ist, von Gott! Und gilt eben deshalb jederzeit und überall, was der Heiland selbst dereinst dem Pilatus entgegengehalten: „Du hättest keine Gewalt über mich, wenn sie dir nicht gegeben wäre von oben.“

Aber das ist es ja gerade auch, was der Krone ihren besondern Glanz, den Thronen ihre erhöhte Festigkeit verleiht, daß der Allerhöchste es gewesen, der diese aufgerichtet, jene verliehen hat, und somit als Rebell gegen Gott erscheint, wer gegen Thron und Krone sich erhebt.

Gilt es darum, die Throne ins Wanken und die Kronen zu Falle zu bringen, dann besteht, wie die Geschichte lehrt und die Erfahrung zeigt, der erste Schritt eben darin, daß man die Altäre stürzt, d. h. den Glauben an Gott zu vernichten, die Religion zu beseitigen sucht. So hat z. B. im Wintersemester des Jahres 1904/05 in der Hauptstadt der schweizerischen Eidgenossenschaft, in Bern, ein Student der dortigen Universität, mit Namen Arebrod, eine Verbindung ge-

gründet, deren erste Devise und oberster Grundsatz lauten sollte: Hinweg mit allen Religionen, hinweg mit allen Regierungen! Zuerst also die Religionen und dann die Regierungen! Natürlich! Ist das Fundament eines Hauses zerstört, dann stürzt der Oberbau von selber nach. Sind die Wurzeln eines Baumes durchschnitten, dann stirbt der Stamm, sterben die Äste und Zweige von selber ab.

Was Wunder darum, meine lieben Zuhörer, wenn kein anderer als unser heutiges Geburtstagskind, der Kaiser selbst, am 26. November 1896 bei der Vereidigung der Garderekruten den ebenso wahren als denkwürdigen Ausspruch getan: „Wie das Heer nichts ist ohne Religion, so ist die Krone nichts ohne Altar und Kruzifix."

2.

In den 46 Jahren, in denen Karl der Große einst das Frankenreich regierte, ist er nicht weniger als dreiundfünfzigmal zu Felde gezogen und jedesmal als Sieger heimgekehrt. Und solch einen Fürsten nun, der das Schwert fast nie aus seiner Hand gelegt, wie konnten die Römer den pacificus titulieren, als friedeliebend ihn bezeichnen und begrüßen? O gewiß! Sie haben eben nur zu gut gewußt, daß König Karl zum Schwert nicht griff, um den Frieden anderer zu stören, sondern lediglich um der Friedensstörer sich zu erwehren. Nicht anders aber denkt und handelt der, dessen Geburtstag wir heute feiern, Kaiser Wilhelm II. Ja!

Obwohl er doch, wie allbekannt, unermüdlich daran arbeitet, des Reiches Wehrkraft zu heben und zu Wasser und zu Land immer weiter sie zu entfalten, so dürfte doch in aller Welt niemand zu finden sein, der es wagte, den schönsten der Ehrentitel: des Imperator pacificus, des friedeliebenden

Kaisers, ihm zu versagen. Nein! Denn wie sehr unser Kaiser auch der Wucht und Schärfe seines Schwertes sich bewußt ist, so erscheint ihm doch der Ölzweig des Friedens als weit herrlicherer Schmuck denn alle Lorbeerkränze, die ein Krieg, und wäre er noch so sieg- und ruhmesreich, um seine Stirne winden könnte.

* * *

Was darum heute, meine lieben Zuhörer, unser aller Herz erfüllen muß, das ist der ebenso aufrichtige als innige Wunsch, daß es Kaiser Wilhelm II. recht lange noch vergönnt sein möchte, Zepter und Krone unseres Reiches zu tragen und die Geschicke unseres Vaterlandes zu lenken!

Und weil, wie die Erfahrung ja lehrt, mit dem Wünschen allein so gut wie gar nichts getan ist, so wollen wir eben heute etwas Mehreres und Besseres noch tun, wollen jetzt im Gotteshaus und Gottesdienst den König der Könige bitten, daß er den Kaiser, den er uns gegeben, auch lange noch erhalten und in den Stand setzen möge, seines hohen, schweren Amtes viele Jahre noch so weise und kraftvoll zu walten wie bisher.

Und was wir als schönstes Geschenk an seines Thrones Stufen niederlegen wollen, das ist der Entschluß und das heilige Gelöbnis, in uns, und soweit unser Einfluß reicht, dafür zu sorgen, daß die einzig sichere Grundlage für Krone und Thron in unerschütterlicher Festigkeit unter uns erhalten bleibe, der Glaube nämlich an den dreieinigen und dreifaltigen Gott und den, den er uns gesandt hat, Jesum Christum, seinen eingebornen Sohn, unsern Herrn. Amen.

XXVI.

3. Kaiserpredigt.

„Vor allem ermahne ich euch, daß Bitten und Gebete geschehen für alle, insbesondere aber für Könige und Obrigkeiten, auf daß wir ein ruhiges stilles Leben führen mögen; denn das ist wohlgefällig vor Gott, unserem Heilande." 1 Tim 2, 1—3.

Andächtige Zuhörer!

Bei den alten Thraziern, so berichtet der griechische Geschichtschreiber Herodot, hat die Sitte geherrscht, die Toten mit Zeichen der Freude zu bestatten, weil sie nunmehr den Übeln und Mühseligkeiten dieses Lebens enthoben seien; die Neugebornen dagegen mit Weinen und Wehklagen zu begrüßen und all die Leiden ihnen aufzuzählen, denen sie jetzt entgegengingen.

Und verrät es nicht dieselbe Anschauung, ganz die gleiche Stimmung und Gesinnung hierüber, wenn wir den größten der alten Tragödiendichter, den Sophokles, in seinem „Ödipus auf Kolonos" ausrufen hören: „Das beste ist, gar nicht geboren zu werden; das zweitbeste aber, sobald wie möglich wieder zu sterben!" Oder ein anderer Schriftsteller jener Zeit, der berühmte Römer Plinius, erklärt: „Von allen Gütern der Natur sei keines so vorzüglich als ein früher Tod. Wer daher ein Liebling der Götter sei, der sterbe in der Jugend!"

Wie ganz anders nun, meine lieben Zuhörer, denken wir in diesen Dingen! Ja! Wie himmelweit verschieden hiervon sind die Gefühle, die am heutigen Tage gerade, dem Geburtstag unseres Kaisers, die Herzen aller beseelen, heute uns hierhergeführt und in diesem Gotteshause uns versammelt haben! Denn weit entfernt, ihn mit Zeichen der Trauer zu

begrüßen und zu begehen diesen Tag, wird er mit allen Zeichen der Freude bewillkommt, mit Frohlocken und Jubel gefeiert.

Und anstatt einen frühen Tod als der Gaben schönste und beste zu betrachten, danken wir heute dem Allmächtigen und Allgütigen dafür, daß er den Kaiser uns so lange erhalten, uns vergönnt hat, die . . . te Wiederkehr des Tages zu begehen, an dem er das Licht der Welt erblickte!

Dieser völlige Wechsel nun der Gesinnung und Anschauung hierüber; dieser ausgesprochene Gegensatz hierin zwischen einst und jetzt oder besser gesagt zwischen heidnischer und christlicher Auffassung des Lebens, worin hat der seinen Grund? Wie erklärt er sich? Antwort, doch nein! Nicht ich, sondern der soll uns das Rätsel lösen, dessen Geburtstags wir ja gerade heute uns erfreuen, der Kaiser selbst soll uns belehren! Und er hat dies schon getan, sie bereits erteilt, die Antwort, die wir wünschen, und zwar damals sie gegeben, als er am 19. Juni des Jahres 1902 in der alten Kaiserstadt Aachen das denkwürdige Wort gesprochen: „Wer sein Leben nicht aufbaut auf der Basis der Religion, der ist verloren. Darum stelle ich mich und die Meinen, mein Reich und mein Heer unter das Kreuz, unter dessen Schutz also, von dem geschrieben steht, daß in keinem andern Heil als in ihm allein zu finden sei."

Und das nun eben ist es, meine lieben Zuhörer, was in diesem Kaiserwort sich angedeutet, ausgesprochen findet, was jenen völligen Wechsel der Gesinnung, jene gänzlich veränderte Anschauung über Beginn und Ende unseres Lebens bewirkt hat, nämlich:

1. die Lehre des Kreuzes,
2. das Beispiel des Gekreuzigten.

1.

Meine lieben Zuhörer! Wenn trotz der sonst so heitern Lebensauffassung der alten Griechen doch sie vor allem es gewesen sind, die das Öde und Leere, daher Unbefriedigende des menschlichen Alltagslebens mehr als irgend eines der alten Völker empfunden zu haben scheinen, so daß ihre Klassiker gerade es sind, durch die wie ein roter Faden jene Klage sich hindurchzieht, die schon Homer geäußert mit den Worten: „Von allem, was da lebt und sich regt auf Erden, ist nichts so jammervoll als der Mensch", so hat dies in nichts anderem seinen Grund als eben darin, daß die Griechen, wie die alten Heiden überhaupt, über Ziel und Ende des menschlichen Daseins, insbesondere aber über das Warum und Wozu der Leiden dieses Lebens so gut wie gar nichts oder doch nichts Sicheres zu wissen vermochten, sondern eben alle mit ihrem Philosophen Xenophanes bekennen mußten: „Keiner noch hat hierüber die Wahrheit erkannt, noch wird sie einer erkennen. Und geläng' es ihm auch, sie zu finden, so wüßte er es nicht gewiß, denn an allem haftet der Zweifel."

Und eben diese Unkenntnis und Ungewißheit über die wichtigsten Fragen und Beziehungen unseres Lebens sind es gewesen, die so schwer auf den Menschen jener Zeit gelastet, zu Verirrungen aller Art sie verleitet, mit jenem taedium vitae zumal, wie die Römer es nannten, d. i. jenem Ekel und Überdruß am Leben sie erfüllten, die Unzählige zu Verzweiflung und Selbstmord getrieben.

Wie nun aber der Leuchtturm am Ufer des Meeres es ist, dessen weithinstrahlendes Licht die Finsternis, die über das Meer sich gelagert, aufhellt und dem mit Wind und Wogen ringenden Schiffer mit aller Sicherheit das Ziel, dem

er zusteuern muß, den rettenden Hafen, der ihm Schutz und Ruhe gewährt, erkennen läßt und eben dadurch ihn mit neuem Mut und frischer Kraft erfüllt, so ist es das Kreuz, das auf Golgatha sich erhob, gewesen, von dem eine unermeßliche Fülle himmlischen Lichtes über den Ozean des menschlichen Daseins und Lebens sich ergoß, insbesondere dessen hohes, heiliges Ziel und erhabenes Ende, sowie den Grund und Zweck, Nutzen und Vorteil seiner Leiden aufs allerklarste uns erkennen ließen. Oder?

Genügt denn nicht ein einziger Blick hinauf zum Kreuz und dem Gekreuzigten, um ohne weiteres zu erkennen, daß unser Leben unmöglich so wert- und bedeutungslos sein könne, da doch des Allerhöchsten Sohn selber kam, um uns zu lehren, wie wir es richtig gebrauchen sollen!

Genügt nicht ein Blick auf das Kreuz und den Gekreuzigten, um sofort zu erkennen, daß die Leiden dieser Zeit unmöglich etwas anderes wollen und bezwecken können, als der Freuden der Ewigkeit uns würdig und teilhaftig zu machen?

In diesem Lichte nun aber betrachtet, meine lieben Zuhörer, erscheint unser Leben mit seinen Mühen und Sorgen, seinen Leiden und Kämpfen nicht mehr wie ehedem als eine Zeit des nutz- und fruchtlosen Sichplagens und Geplagtwerdens, nicht mehr als Zeit des aussichtslosen Ringens und Kämpfens, sondern als eine Zeit der Aussaat, die überreiche Ernte verspricht, als eine Zeit des Kampfes, dem eine herrliche Siegerkrone winkt.

Und darum eben, meine lieben Zuhörer, freuen wir uns des Tages, an dem ein Mensch in dieses Dasein tritt, das Licht der Welt erblickt, weil mit diesem Tag für ihn eine zwar bisweilen harte, aber doch verhältnismäßig kurze Zeit beginnt, die zu niemals endender Herrlichkeit, ewig dauernder

Seligkeit ihn führen soll. Und begrüßen wir jede Wiederkehr dieses Tages mit Dank gegen Gott, weil wir vom Gekreuzigten selbst ausdrücklich belehrt sind, daß, je länger die Arbeit und je heißer der Kampf in dieser Zeit, desto reicher der Lohn, desto herrlicher die Krone in der Ewigkeit.

2.

Diese unsere Freude, meine lieben Zuhörer, und unsere Dankbarkeit gegen Gott ist nun aber heute gerade um so herzlicher und inniger, als es den . . . ten Geburtstag eines Mannes zu feiern gilt, der, wie Kaiser Wilhelm II., seine Lebenszeit nicht bloß überhaupt, wie wir von ihm selbst gehört, unter das Kreuz und in den Dienst des Gekreuzigten gestellt, sondern, wie er ebenfalls am 9. Dezember 1885 zu Frankfurt a. M. es ausgesprochen, „dessen ganzes Streben und Arbeiten darauf gerichtet ist, andern zu dienen, sein Vaterland vor allem groß und mächtig zu sehen". Und in der Tat!

Was er hiermit zu Anfang seiner Regierung als ihr Programm bezeichnet, deren Ziel und Aufgabe hingestellt, wie schön, wie pünktlich und gewissenhaft hat er das auch ausgeführt! Oder? Wer von uns, meine lieben Zuhörer, wüßte nicht, daß unser Kaiser in seiner Regierungszeit nicht geschlafen, seine Tage nicht in sorgloser Untätigkeit verbracht, sondern im Lichte des Kreuzes und nach dem Vorbild und Beispiel des Gekreuzigten in unermüdlich, opferwilliger Weise, in rastloser Arbeit und treuester Fürsorge für das Wohl seines Reiches und Volkes in den Dienst anderer sie gestellt und eben dadurch um so segensreicher sie gestaltet hat!

* * *

Je ernster nun aber die Zeiten sind, meine lieben Zuhörer, denen wir zweifellos entgegengehen, und je wichtiger

die Ereignisse, die sich sowohl innerhalb als außerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes anbahnen und abspielen, desto mehr haben wir allen Grund und Anlaß, des heutigen Tages, d. i. des Geburtstages eines Kaisers, uns zu freuen, der sein Leben im Lichte des Kreuzes und des Gekreuzigten auffaßt und versteht und durch das Beispiel christlichen Sinnes und Wandels wie ein wahrer Leuchtturm unter uns die immer dichter werdende Nacht des modernen Heidentums erhellt.

Wenn deshalb, meine lieben Zuhörer, der Apostel Paulus mit den Worten meines Vorspruchs uns mahnt, daß wir „Bitten und Gebete für alle, insbesondere aber für die Könige und Obrigkeiten darbringen möchten", so wollen wir dieser Mahnung nun heute gerade um so besser und bereitwilliger entsprechen, je inniger und aufrichtiger wir wünschen müssen, daß Gott der Herr uns einen König und Kaiser wie Wilhelm II. recht lange noch erhalten möge

Wie aber er, der Kaiser, so wollen auch wir unser Leben unter das Kreuz und in den Dienst des Gekreuzigten stellen, um von ihm belehrt und nach seinem Beispiele dasselbe nicht wie eine wertlose Sache mit unnützen Dingen, Sünden gar und Lastern zu vergeuden, sondern als Perle von unschätzbarem Werte es zu betrachten und zu behandeln und wie der Kaiser durch christlichen Wandel und treue Erfüllung unserer Pflichten es segensreich zu gestalten für uns und andere, nutz- und fruchtbar es zu machen für Zeit und Ewigkeit. Amen.

In der **Herderschen Verlagshandlung** zu **Freiburg im Breisgau** sind erschienen und können durch alle Buchhandlungen bezogen werden:

Christliche Lebensphilosophie. Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weitern Kreisen dargeboten von **Tilmann Pesch S. J.** Neunte Auflage. 12° (XVI u. 608) *M* 3.50; geb. in Halbleinwand *M* 4.70

„Wer sich rasch und doch möglichst gründlich über religiöse Probleme, apologetische Fragen, christliche Lebensgrundsätze und anderes aufklären und für die katholische Religion und Wissenschaft neue Liebe und Begeisterung gewinnen will, wird in diesem sorgfältigst und fachkundigst angelegten Arsenale, dessen Gebrauch wegen der einfachen und ansprechenden Diktion überdies ein Hochgenuß wird, stets höchst befriedigende Anleihen machen. Möchte es doch ein ‚Vademekum' für die gebildetere Männerwelt werden."

(Das Vaterland. Wien 1906, Nr 7.)

Lebensweisheit in der Tasche. Von **Fr. Albert Maria Weiß O. Pr.** Zehnte Auflage. 12° (XVIII u. 504) *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 4.—, in feinem Liebhaber-Halbfranzband *M* 5.80

Die Kunst zu leben. Von **Fr. Albert Maria Weiß O. Pr.** Sechste unveränderte Auflage. 12° (XX u. 566) *M* 3.—; geb. in Leinwand *M* 4.—, in feinem Liebhaber-Halbfranzband *M* 5.80

„. . . Beide Bändchen sind längstens gute Bekannte in der katholischen Literatur, sie sind für viele, namentlich aus gebildeten Laienkreisen, so eine Art Laienbrevier geworden, und sie bieten allen das vorab, was den meisten im Hasten und Jagen des modernen Lebens so not tut: Einladung und Anregung zu innerer Einkehr. Sie wollen ‚christliche Philosophen' namentlich in der Laienwelt schulen, auf daß die Klage verstummt: ‚Wo ist einer, der noch nachdenkt in seinem Herzen?' (Jr.) Kurze Sentenzen wechseln mit längeren geistreichen Ausführungen, Prosa mit Poesie, und überall findet sich in Hunderten weiser und beherzigenswerter Sprüche eine Fülle von Ideen zur eigenen Charakterbildung, wie zur Erziehung anderer."

(Katechetische Monatsschrift. Münster 1905, Nr 1.

CATHOLIC THEOLOGICAL UNION
BT1101.L441907 C001
APOLOGETISCHE VORTRAGE 2., UNVERANDERTE
3 0311 00031 6385

...handlung zu Freiburg im Breis-
durch alle Buchhandlungen bezogen

Werke von Dr Theodor Deimel:

Zitaten-Apologie oder christliche Wahrheiten im Lichte der menschlichen Intelligenz. Christliches Vademekum für die gebildete Welt. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. kl. 12° (XIV u. 312) *M* 2.—; geb. in Leinwand *M* 2.80

Zeugnisse deutscher Klassiker für das Christentum. 12° (XII u. 162) *M* 1.30; geb. in Leinwand mit Deckenpressung *M* 2.—

WITHDRAWN

„Prof. Dr Deimel hat mit den beiden Büchlein, die in bequemem Taschenformat in nobler Ausstattung anheimelnd sich anbieten, einen glücklichen Wurf getan. Unsere Zeit ist so sehr von Gott entfernt oder so ungläubig, daß die Dokumente der christlichen Religion, die heiligen Schriften, jeden Wert verloren haben. Zitate aus der Heiligen Schrift machen auf unsern modernen Ungläubigen gar keinen Eindruck. Da ist es nun selbstverständlich, daß Dr Deimel versucht, den Unglauben mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen. Seine Belesenheit speziell in der neuen Literatur verdient alles Lob, die Disposition des ganzen Materials ist eine sehr übersichtliche. An uns tritt die Pflicht heran, unsere Laienintelligenzen auf diese zwei ausgezeichneten Bücher aufmerksam zu machen. Jeder Religionslehrer an Mittelschulen sollte damit die Abiturienten beschenken oder diese Büchlein wenigstens ihnen empfehlen."

(Korrespondenzblatt f. d. kath. Klerus Österreichs
Wien 1905, Augustinus Nr 9.)

BT 1101 .L44 1906
Leinz, Anton, 1859-1927.
Apologetische Vortr¨age

BT 1101 .L44 1906
Leinz, Anton, 1859-1927.
Apologetische Vortr¨age

from library, remove slip from this pocket; put your name and date on it and place it in the box provided for the same.

WHEN RETURNING BOOK

return the slip to the pocket and replace the book in its proper place.

A BOOK IS NO GOOD UNLESS YOU CAN FIND IT WHEN YOU NEED IT.

Your cooperation in keeping an orderly library will enable you to get the best service possible from your library.

5 0311 0.0031 6385